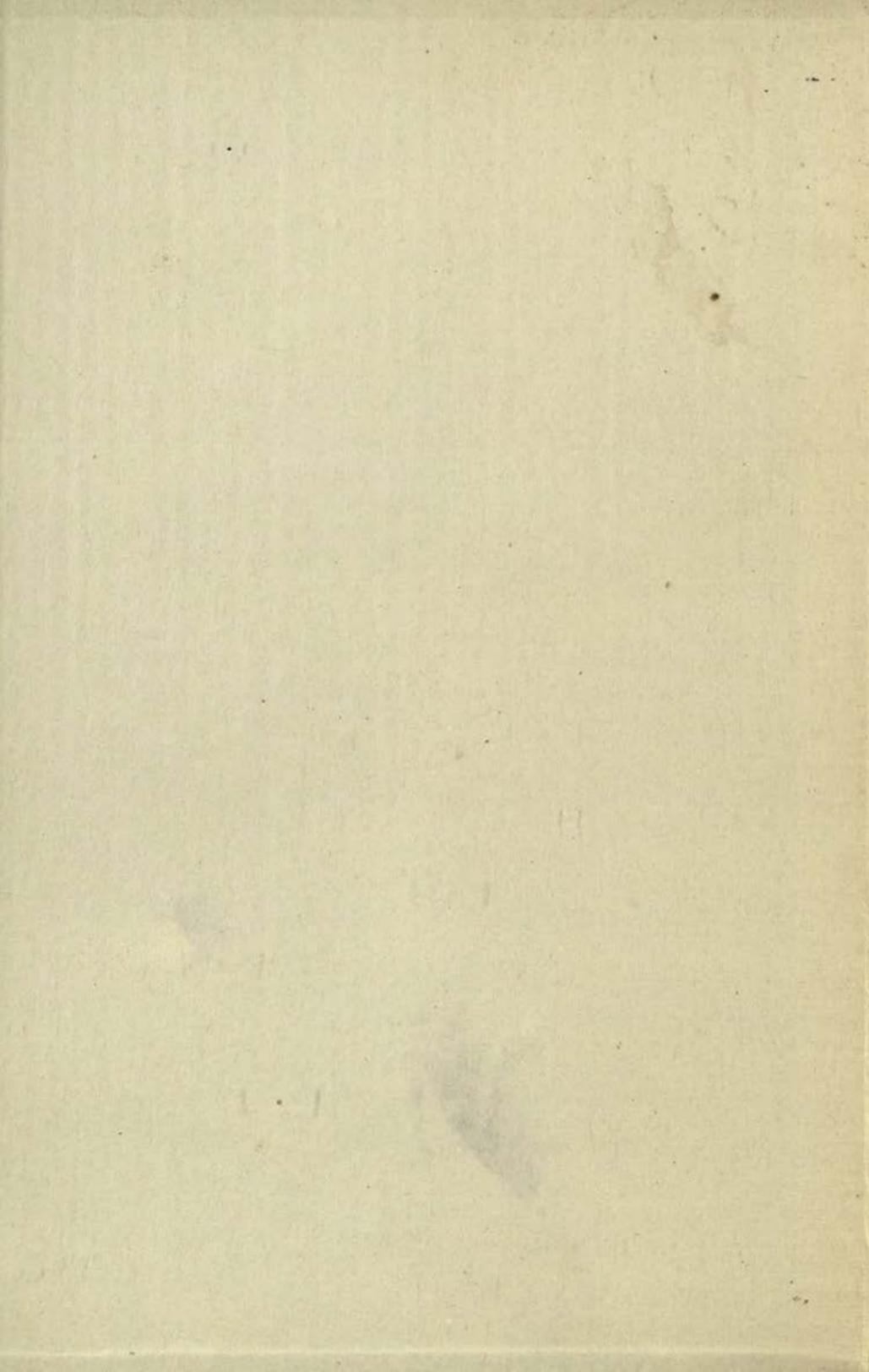


12 121

St. Othmar
Der alte Pfaffen



64. Am

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

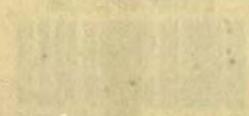
PHYSICS DEPARTMENT

Dr. Henry Stapp

1155 East 59th Street
Chicago, Illinois

Department of Physics

Chicago, Illinois



Der alte Forstmann

Fahrten und Fährten in weiter Welt

Von

Dr. Georg Escherich

Mit 24 Abbildungen auf Tafeln
und 2 Karten

Verlag von Paul Parey in Berlin

CBGiOS, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5167450

Der alte Forstmann

Erzählung und Lehren im walden Gebiet

Dr. Georg Forstmann



12121

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. —
Printed in Germany. — Druck von Julius Neß in Langensalza

N-474426

NH-87622/TMK

Vorwort

Wandern und Reisen liegt dem Deutschen im Blute. Fremde Länder, fremde Völker üben auf jeden Denkenden eine große Anziehungskraft aus. Schwierigkeiten und Gefahren in wilden Gegenden reizen den Mann.

Ein gütiges Geschick hat es mir ermöglicht, daß ich ferne Länder und noch unberührte Wildnis kennen gelernt habe, und daß ich trotz mancher Fährnisse gesund heimgekehrt bin. Gerne bin ich ausgezogen, habe viel Schönes gesehen, den Blick erweitert und so manches gelernt. Gerne kehrte ich aber immer wieder nach Hause zurück und habe dann stets empfunden:

Das Schönste ist doch die Heimat. —

J s e n, im August 1935.

E s c h e r i c h.

Inhalt

	Seite
Einleitung	5
Bosnien und die Herzegowina	18
Fahrten und Fährten	18
Der Wald und seine Erschließung	39
Abessinien, wie es vor dem Weltkriege war	51
Die erste Reise 1907	51
In Djibouti	58
Dire Dawa	61
Am Haramanasee	65
In Harrar	68
Auf dem Bilemweg	74
Die zweite Reise 1909	97
Menelik ruft mich	97
Auf bekannten Wegen	104
Zum Rudolfsee	113
In Addis Abeba	127
Kamerun	135
In Deutsch-Nuni	140
Wald und Wild	145
Durch Spanisch-Guinea	166
Und weiter bis zum Kongo	183
Wieder daheim und im Kriege	206
Nutzenwendung auf den Kolonialgedanken	227

Einleitung

Schon in der Lateinschule war es für mich eine ausgemachte Sache, daß ich einmal Forstmann werden würde. Von meinem Großvater mütterlicherseits, der kgl. Kreisforstmeister in Freising gewesen war, hatte ich das Jägerblut und die Liebe zum Walde geerbt. Für mich gabs nichts anderes als den Forstberuf und ich sehnte den Tag herbei, an dem ich mich zur grünen Farbe bekennen konnte.

Wie stolz war ich daher, als ich am 4. Oktober 1888, ganze 18 $\frac{3}{4}$ Jahre alt, in Aschaffenburg von dem damaligen Direktor der Forstlehranstalt für das Königreich Bayern, kgl. Regierungsrat Hermann Fürst durch Handschlag verpflichtet und als Studierender des ersten Kurses aufgenommen wurde.

Herr Fürst, ein sehr guter Forstmann alten Stils und ein trefflicher Mensch, erhielt während meiner Studienzeit in Aschaffenburg für sein bekannt gewordenes Buch „Pflanzenzucht im Walde“ und für andere forstwissenschaftliche Arbeiten die Doktorwürde, was uns Forststudierenden aber durchaus keinen Eindruck machte. Im Gegenteil, mir machten uns über den „Streber“ und „alten Schulmeister“ lustig und taten dem braven Mann in studentischem Übermut so manchen Schabernack an. Und doch waren wir ihm in der überwiegenden Mehrzahl von Herzen zugetan, da er sich trotz aller Strenge väterlich um alle annahm, die guten Willens waren. Hatten wir aber wieder einmal zu viel gebummelt und mehr als entschuldbar Kollegien geschwänzt, so wurden wir vor den Alten gerufen, der uns dann ordentlich den Kopf wusch. Auch ich wurde wiederholt auf die Direktion zitiert, wenn mich der Jagdteufel auf Kosten des Studiums wieder einmal allzu sehr am Rockzipfel hatte. Dann gabs Vorwürfe und Ermahnungen, schulmeisterlich zwar, aber gut gemeint.

Gerne denke ich an die „Ascheberger Zeit“ zurück, an das schöne Studentenleben, das ich als Angehöriger des Korps Hercynia in vollen Zügen genoß. Bei so manchem Studentenstreich, der da-

mals bei der Bürgerschaft noch Verständnis fand und nicht gleich als Staatsverbrechen gebrandmarkt wurde, war ich beteiligt und freue mich heute noch darüber. Gerne gedenke ich aber auch unserer Professoren und dabei immer wieder des Direktors Dr. Hermann Fürst. Er war es, der uns auf vielen Exkursionen in der Umgebung von Aschaffenburg und weiter im Speessart die ersten forstlichen Eindrücke vom deutschen Wald und seiner Bewirtschaftung vermittelte. Ich sehe ihn heute noch, wie er erstmals vor einer starken Eiche in Schönbuch stehen blieb und uns ein treffendes Bild dieser gerade im Speessart so wichtigen Holzart gab.

Zwei Jahrgänge mußten wir in Aschaffenburg absolvieren. Nach jedem Kurse war eine nicht allzuschwere Prüfung abzulegen. Nachdem ich sie befriedigend bestanden hatte, wurde mir im Abgangszeugnis bekundet, daß ich zur Fortsetzung des Studiums an der Universität München befähigt sei.

Also wechselte ich im Herbst 1890 als Kandidat der Forstwissenschaft auf die Universität München über und hatte das Glück, zu meinen Lehrern auch den berühmten Waldbaulehrer Dr. Karl Gayer zu zählen, der uns in seiner klaren, einfachen Weise die naturgesetzlichen Grundlagen des Waldbaues in geradezu klassischer Art erläuterte. Daß ich bei ihm im Abgangszeugnis die Note I erhielt, mit deren Vergebung er nicht allzu freigebig war, darauf war ich besonders stolz.

Nach den darauffolgenden ausschließlich jagdlich verbrachten Ferien rückte ich am 1. Oktober 1892 als Einjährig-Freiwilliger bei der 1. reitenden Batterie des kgl. 2. Feldartillerieregiments in Würzburg ein und wurde das Jahr darauf als Unteroffizier zur Reserve entlassen.

Nun hieß es ein Forstamt für die besondere Vorbereitungspraxis finden. — Da es mir damals weniger um Arbeit als um Jagd und Vergnügen zu tun war, schien Freising der richtige Platz zu sein. Es war nahe an München, hatte gute Jagden und vor allem war der dortige Forstmeister ein Mann nach meinem Herzen. Ein Polterer zwar, doch dabei seelengut, ein erfahrener Jäger und praktischer Forstmann, dem das Stubenhocken ein Greuel war. So sah mein erster Lehrherr aus und ich habe ihm, dem damals schon über 60 Jahre alten Carl Striegel, trotz seiner Rauheit zeitlebens ein dankbares Andenken bewahrt. Am 6. Oktober 1893 wurde ich von ihm verpflichtet und schwur den ersten

Diensteid. Mit großem Schnörkel setzte ich unter das Verpflichtungsprotokoll meine Unterschrift und der alte Striegel gab den Streufand darauf, der damals am Forstamte Freising noch ab und zu das Löschblatt ersetzen mußte.

Nun war ich also Forstpraktikant und Staatsforstdienstaspirant und kam mir als solcher äußerst wichtig vor. Es war nur schade, daß ich von der Möglichkeit, an dem großen, vielseitigen Forstamte Freising etwas im Kanzleidienst zu lernen, so wenig Gebrauch gemacht habe. Ich war fast immer im Walde oder auf der Jagd, so daß böse Zungen mich sehr bald vom Forstpraktikanten zum Jagdpraktikanten umtaufelten. Auf der Forstamtskanzlei wurde ich ein immer seltener werdender Gast, bis es schließlich auch dem gutmütigen Striegel zu dumm wurde und eines Tages ein richtiges Donnerwetter auf mich niederprasselte. Es half freilich nur kurze Zeit, dann lernte ich sehr bald mich durch äußere Dienstgeschäfte aller Art vom Bürodienste zu drücken. — So ging das erste Praktikantenjahr, durch auswärtige Verwendungen und durch militärische Übungen wiederholt länger unterbrochen, zu Ende und der Tag des Abschieds von Freising nahte heran. Ich sollte zur Fortsetzung meiner Vorbereitungspraxis an ein anderes Forstamt überwiesen werden. Dabei stellte sich heraus, daß ich die vorgeschriebenen Studienarbeiten nicht angefertigt, ja noch nicht einmal begonnen hatte. Wütend fuhr mich der Forstmeister an, wie so etwas nur möglich sein könne! Ich aber konnte mit gutem Gewissen erklären, daß ich von der Auflage, Praktikantenarbeiten zu machen, überhaupt nichts gewußt habe, er habe ja auch nie ein Wort davon gesprochen. Führwahr, Forstmeister und Praktikant waren einander wert gewesen!

So trat ich am 7. Oktober 1894, gänzlich unbeschwert mit Kenntnissen, in die allgemeine Vorbereitungspraxis am Forstamt Regensburg über. Sie wurde ausgefüllt durch fast dauernde auswärtige Verwendungen, bei denen ich, wie z. B. bei Verweisung des Gehilfenpostens in Bodentöhr, im ganzen 2,30 Mk. im Tage Entlohnung erhielt. Dazwischen hinein kam meine erste Offiziersübung. Als Seconde-Lieutenant d. Res. diente ich im Mai und Juni bei der reisenden Abteilung des 2. Feld-Artillerie-Regiments.

Das dritte und letzte Jahr der vorgeschriebenen Praktikantenzeit war an einer Regierungsforstabteilung zu absolvieren. Nachdem ich in München nicht mehr unterkommen konnte, wurde ich

glücklicherweise noch an der Regierungsforstabteilung der Oberpfalz angenommen. Regensburg hatte für mich den großen Vorteil, daß ich bei meiner Mutter sein konnte, die damals ein kleines hübsches Haus in der Prebrunnstraße bewohnte. — Die Tätigkeit der Praktikanten an der Regierungsforstabteilung erstreckte sich vor allem auf Rechnungswesen und Erlernung der Forstbuchhaltung. Ich kann mir nicht leicht eine stumpfsinnigere Tätigkeit für einen jungen Mann denken als das Revidieren der Schlagregister und die Prüfung der Materialrechnungen. Man hätte freilich nebenbei noch Zeit genug gehabt, sich auf das bevorstehende Staatsexamen vorzubereiten; statt dessen aber war ich jeden freien Tag auf dem herrlichen Besitze der hochsinnigen Frau Kommerzienrat Fromm in Efferzhausen. Dort dachte ich an alles andere eher als an ernstes Studium. Der Sohn des Hauses, ein leidenschaftlicher und waidgerechter Jäger, gewährte mir weitgehende Jagdgelegenheit und führte mich außerdem auch auf den hervorragend guten Jagden des Fürsten von Thurn und Taxis ein. Was wollte ich mehr? So schön bekam ich's so leicht nicht wieder. Allmählich aber wurde es Herbst und es kam im November das gefürchtete Staatsexamen heran. Nun wurde es Ernst. Der Staatskonkurs war eine Prüfung auf Herz und Nieren. Er dauerte 2—3 Wochen und umfaßte so ziemlich alle Fächer des forstlichen Wissens. Die schriftlichen Aufgaben, die unter Klausur gefertigt werden mußten, stellten sehr hohe Anforderungen, dann kam noch ein eingehendes mündliches Examen.

Wir mochten etwa 20 Anwärter des bayerischen Staatsforstverwaltungsdienstes gewesen sein, die 1896 den Staatskonkurs mitzumachen hatten. Wie üblich, stellten wir uns am Tage vor Beginn des Examins auf der Ministerialforstabteilung bei den Herren der Prüfungskommission vor. Danach wurden wir am Schlusse noch vom Chef der bayerischen Staatsforstverwaltung, dem als Schwager des Ministers allgewaltigen Oberforstrat von Huber, in corpore empfangen. Er hielt uns eine eindringliche Rede über die Bedeutung des bevorstehenden Examins, das für unser ganzes späteres Schicksal entscheidend sei, und wünschte uns zu diesem wichtigen Schritt guten Erfolg. Damit waren wir entlassen und schon im Gehen, als er meinen Namen rief und mich aufforderte, noch einen Augenblick da zu bleiben. Was wollte er nur von mir, nachdem er mich doch persönlich gar nicht kannte? Als mein Blick aber auf meinen auf dem Pulte liegenden Personalakt fiel, schwante

mir nichts Gutes. So war es auch. Kaum war der letzte Kandidat verschwunden, hob Herr von Huber an: „Wenn ein Praktikant einen so dicken Personalakt hat wie den hier — dabei hielt er mir den Akt vor die Augen — dann stimmt etwas nicht. Ich habe mich für den Inhalt interessiert und nur immer Urlaubsgesuche zu allen möglichen Zwecken gefunden, nur nicht zu ernstem forstlichen Studium. Sogar den längeren Urlaub, den ich den Aspiranten alljährlich vor dem Examen zu erteilen pflege, haben Sie nicht, wie Ihre anderen Kollegen, zur Vorbereitung benützt, sondern Sie haben ihn, wie mir berichtet wurde, mit Hühner- und anderen Jagden in Regensburg und Etterzhausen vertan. Unter diesen Umständen gebe ich Ihnen, junger Freund, den väterlichen Rat, für dieses Jahr vom Examen zurückzutreten und es erst nächstes Jahr nach besserer Vorbereitung zu versuchen.“ Da war ich wieder einmal schön verklampert worden! Der Herr Oberforsttrat mochte ja vielleicht Recht haben und es gut mit mir meinen, aber vor einem Examen auszukneifen, lag mir nun einmal nicht. — Also lehnte ich höflich dankend den wohlmeinenden Rat ab und ging trotz allem ins Examen. Und siehe da, es ging weit besser als ich selbst geglaubt hatte. Ich bestand mit Note II und der Herr Oberforsttrat hatte Unrecht bekommen.

Nun aber wollte ich erst recht nicht von liebgewordenen Gewohnheiten lassen! Das Erste was ich tat war also, daß ich um Urlaub eingab und zwar diesmal gleich auf 8 Monate zur Promovierung an einer Universität. Wer hätte je geglaubt, daß ich auf einmal so wissensdurstig werden würde? Wer mich aber näher kannte, wußte, um was es sich für mich in erster Linie handelte: um Ungebundenheit und Freiheit, um Jagden und Reisen, alles Dinge, die ich als geprüfter Forstpraktikant in irgend einer unwichtigen Verwendung niemals haben konnte. — Der Urlaub wurde bewilligt. Ich suchte mir das schöne Tübingen aus, zumal die dortige Universität eine der wenigen in Deutschland war, die eine staatswissenschaftliche Fakultät hatte. Zum zweiten Male machte ich nun eine schöne Universitätszeit mit, hörte Vorlesungen bei Schoenberg, Neumann und Anderen, arbeitete auf der Universitätsbibliothek oder zu Hause. Daneben jagte ich, wenn sich gerade Gelegenheit bot oder machte Ausflüge in den nahen Schwarzwald und in die Schweiz. So flogen die Monate zwischen Arbeit und Vergnügen dahin und ich hatte gerade zu tun, die Dissertation

noch rechtzeitig vor Semestereschluß fertigzustellen. Das Thema, das ich gewählt hatte, war für den deutschen Wald damals hochaktuell. Es lautete: „Inwieferne alterieren Forstberechtigungen unsere heutige rationelle Forstwirtschaft?“ Mit Eifer vertiefte ich mich in den Stoff, der mich als geborenen Oberpfälzer — die dortigen Waldungen waren unverhältnismäßig stark mit Servituten belastet — besonders interessierte. Pünktlich lief die Arbeit beim Dekanat ein. Nachdem sie angenommen war, wurde für die noch abzulegende mündliche Prüfung der 16. Juli bestimmt.

Es war ein geradezu sträflicher Leichtsin, daß ich auf den Vorschlag meiner Freunde unter den Forststudierenden Tübingens einging, am Vorabend des Doktor-Examens im Schwärzlocher Schießklub, in dem ich mich den ganzen Sommer über eifrig betätigt hatte, einen Abschiedskommers zu feiern. Die Sonne stand schon längst am Himmel, als ich endlich den Heimweg fand. Ein paar Stunden darauf aber mußte ich schon vor der hohen Prüfungskommission erscheinen. Da war an Schlaf nicht mehr zu denken. Wenn man will, geht aber alles und so habe ich auch dieses letzte Examen meines Lebens glücklich überwunden. Stolz fuhr ich am gleichen Nachmittage noch als neugebackener Doctor Scientiae politicae nach Regensburg, um dort bei der Mutter zunächst einmal ordentlich auszuschlafen.

Was sollte ich nun weiter treiben? Nach den eingezogenen Erkundigungen stand bei den damaligen guten Beförderungsverhältnissen meine Anstellung als 1. Forstamtsassistent schon im Spätherbst bevor, so daß es sich meiner Ansicht nach gar nicht mehr lohnte, vorher nochmals Dienst zu tun. War ich einmal definitiv angestellt, so war es mit meiner Bewegungsfreiheit vorläufig vorbei. Also wollte ich nochmals Urlaub nehmen, um die Zeit bis zur Anstellung nutzbringend nach meinem Sinne zu verwenden. Das Ministerium war in diesen Dingen großzügig und so erhielt ich zu einer Studienreise nach Schweden und Norwegen erneut Urlaub. Ich hatte Skandinavien gewählt, nicht nur weil es als ein forstliches Konkurrenzland mit hochentwickelter Sägeindustrie galt, sondern auch der Stockholmer Landesausstellung halber, auf der das Forstwesen und die Holzindustrie entsprechend ihrer großen Bedeutung für das Land besondere Berücksichtigung gefunden hatten. Im Anschlusse an Stockholm und einige Lehrwanderungen in schwedische Forsten wollte ich — und dies war der

Hauptgrund meiner Reise — in Norwegen auf Elche jagen. Mein Freund Dr. Fromm hatte im Vorjahre bei dem als Jagdvermittler bekannten Hafenskapitän Juell in Namsos einen Abschuss gepachtet und einen guten Elch geschossen. Warum sollte ich dies nicht auch können!

Die Ausstellung in Stockholm war sehr interessant, vor allem was die besonders stark vertretene Sägeindustrie anlangte. Sie hatte in einem eigenen großen Gebäude ausgestellt und zeigte in Allem, daß sie völlig auf der Höhe stand und wohl auch den Vergleich mit amerikanischen Verhältnissen aushalten konnte. Unter Führung des Direktors Holmerz, der dem kgl. schwedischen Forstinstitute vorstand, habe ich wiederholt die Ausstellung besucht und von ihm manche wertvolle Aufklärung und Anregung erhalten. Auf sein Anraten hin machte ich über Upsala einen mehrtägigen Ausflug in den staatlichen Forst „Kronenpark Bjurfors“, dem Lehrrevier für Forststudierende. In freundlicher Weise wurde ich von Jagmester Larson aufgenommen und im Dienstzimmer einquartiert. Zur Zeit weilten dort, feldmäßig in ehemaligen Bauernhäusern untergebracht, eine größere Zahl Studenten und Eleven, die sich in Waldvermessungs- und Kartierungsarbeiten übten. In ihrer Begleitung unternahm ich verschiedene forstliche Ausflüge, wobei mich vor allem der ausgedehnte Köhlereibetrieb interessierte. — Die Tage, die ich in Bjurfors verbrachte, flogen nur so dahin. Von früh bis spät am Nachmittage waren wir draußen und abends gab es frisch fröhliche Trinkgelage bei schwedischem Punsch, Tanz und Ringkämpfen, in welchen ich meist Sieger blieb. Als dann die Abschiedsstunde schlug, geleiteten mich noch mehrere meiner neugetroffenen Freunde im Wagen zur weit entfernten Bahnstation Krylbo, von wo aus ich nach Norwegen zur Jagd weiterfahren wollte. — Die Bahnfahrt ging durch herrliche Landschaft. Wald, Seen und Flüsse, die überall für Floß- und Triftbetrieb eingerichtet sind, bilden ein abwechslungsreiches Bild, dann wieder die ausgedehnten Hochmoore mit Fichten von typisch nordischem Charakter. Duzende von Sägewerken längs der Bahnlinie führen die Bedeutung des Waldes für den Wohlstand des Landes immer wieder von Neuem vor Augen. Es war nur schade, daß es zu bald Abend wurde und am ersten Tage ein großer Teil der Fahrt bei Dunkelheit zurückgelegt werden mußte. Nachts 2 Uhr kam ich in Døstervund an und mußte die Fahrt unterbrechen,

da der Schnellzug hier sein Ende erreicht hatte und der Personenzug nach Trondjem erst am Vormittag weiterging. Nach recht mäßigem Nachtquartier fuhr ich 9^{1/2} Uhr in einem rührend langweiligen Bummelzug durch echt nordische Landschaft mit unendlichen Hochmooren. Streckenweise ging die Fahrt durch lange baufällige Brettertunnels, die gegen Schneeverwehungen schützen sollten. Bei Storlien passierten wir die norwegische Grenze und als wir endlich in Trondjem ankamen, erfuhr ich zu meiner geringen Freude, daß der nächste Dampfer nach Namsos erst in zwei Tagen abfahren würde. Auch diese Wartezeit nahm ein Ende und nach stürmischer vierzigstündiger Fahrt landeten wir am 8. September früh in Namsos, wo Hafenskapitän Juell schon am Anlegeplatz wartete. Es war alles so gut vorbereitet, daß ich nach wenigen Stunden mit meiner Begleitung auf 3 zweirädrigen Wagen, Kariols, losfahren konnte. Am nächsten Tage war ich schon im Revier und bezog eine Art Almhütte, die den Bauern im Sommer zur Schafweide dient, für Jagdzwecke aber zu einer bequemen Unterkunftshütte ausgebaut war. Zum ersten Male jagte ich in einem von Kultur noch wenig berührten Gebiete und auf ein starkes, hochedles Wild. Der führende Jäger arbeitete mit dem Elchhunde, der in einer Art Geschirr an langer Leine mit hoher Nase suchte und oft auf unglaubliche Weiten frische Fährten und Wild markierte. Die Märsche waren mitunter sehr anstrengend, wenn wir von frühmorgens bis in den sinkenden Abend mit nur ganz kurzen Unterbrechungen auf den Beinen waren und manchmal bis zur Leibeshälfte die reißenden, kalten Gebirgsflüsse, vor allem immer wieder den Nessaan-Elv durchwaten mußten. Die aufgewendeten Mühen lohnten sich reichlich, ich hatte guten Erfolg und schoß in wenigen Tagen neben zwei geringeren einen alten starken Schaafstier.

Diese erste Jagdreise in fremdem Lande hat auf mich einen großen Eindruck gemacht. Das war ein Leben, des Lebens wert! Ich hatte erkannt, daß ich auf diesem Gebiete vielleicht etwas mehr leisten konnte als der Durchschnitt und die Sehnsucht nach wilden Jagden und fremden Ländern war erwacht.

Mitte Oktober war ich auf Umwegen wieder in die Heimat zurückgekehrt. Da kam sehr bald eine große Enttäuschung bei meiner Anstellung als kgl. Forstamtsassistent. Statt auf ein schönes Amt im Flachlande oder gar auf ein Gebirgsforstamt wie ich es mir

gewünscht und erträumt hatte, wurde ich nach Neureichenau ernannt. Ich hörte von diesem kleinen Ort zum ersten Male, als ich meine Beförderung nach dort in der Zeitung las. Nichts Gutes ahnend, suchte ich den Platz auf der Karte. Meine schlimmsten Befürchtungen wurden noch übertroffen. Am Fuße des Dreifessel, im tiefsten Bayerischen Wald, dicht an der böhmischen Grenze lag Neureichenau. Die sofort eingezogenen Erkundungen lauteten geradezu niederschmetternd. Kaum zwei Duzend Häuser, eine Kirche, ein Schulhaus, zwei Wirtshäuser und das Forstamt, das war alles! Neureichenau galt als einer der schlechtesten Assistentenposten Bayerns. Da hatte ich die Quittung auf meine bisher allzu leichte Auffassung vom Dienste! Man hatte an höchster Stelle sicher nicht ohne Absicht mich in dieses gottverlassene Nest versetzt. Mitte November mußte ich meinen Dienst antreten. Ich war wenig erfreut über die Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse, die ich vorfand. Sie waren noch weit schlimmer, als man mir gesagt hatte. Es war eben die arme, vernachlässigte Ostmark, der dunkelste Teil unseres sonst so schönen Bayernlandes.

Weitab von jedem größeren Orte lag mein neuer Wohnsitz, viele Stunden von der nächsten Bahnstation Waldkirchen, dem Endpunkt der von Passau ausgehenden Lokalbahn entfernt. In schneereichen Wintern war man oft tagelang von jedem Verkehr abgeschnitten, da dann nicht einmal der Postschlitten von Jandelsbrunn aus durchkommen konnte. Eine Reise um diese Zeit war eine große Sache. So mußte ich, als ich Ende Januar 1898 zum Stiftungsfest meines Korps nach München wollte, mit dem Einspanner-Schlitten zwischen hohen Schneemauern hindurch bis Jandelsbrunn fahren, von dort war der Weg wenigstens so weit gebahnt, daß man mit zwei Pferden nach Waldkirchen weiter konnte. Hier mußte ich übernachten. Am andern Morgen ging es in aller Frühe mit dem aus Personen- und Güterwagen bestehenden Lokalzug nach Passau und von dort im Personenzug nach Landshut, von wo aus man endlich einen Schnellzug nach München hatte. Die Kosten waren etwa so hoch, wie die der Fahrt II. Klasse von München nach Hamburg, die Zeitdauer nicht viel kürzer als man heute von Berlin nach Neapel im D-Zug braucht. Unter diesen Umständen hörten von selbst Ausflüge nach München oder nach anderen Städten auf. Man saß fest und mußte sich damit abfinden. Da in Neureichenau weder Forstmeister noch Pfarrer

und Lehrer ausgingen, blieb auch mir nichts anderes übrig als die langen Winterabende zu Hause zu bleiben. Auf diese Weise kam ich doch auch einmal zum Lesen und zum Arbeiten und fand allmählich Geschmack daran. Der Mensch gewöhnt sich an Alles und so wäre ich schließlich in meinem Exil ganz zufrieden geworden, wenn die jagdlichen Verhältnisse besser gewesen wären. Die Jagd aber war damals im Bayerischen Walde, oder doch wenigstens in diesem Teile, sehr wenig wert. Nur Hahnen gab es. Die Zeit der Hahnfalz war aber zu kurz, als daß sie die sonstigen jagdlichen Ausfälle hätte gutmachen können.

Einen Lichtpunkt aber hatte Neureichenau: Einen sehr schönen Wald. Fichte, Tanne, Buche bildeten streckenweise geradezu ideale Mischbestände, in denen die natürliche Verjüngung das Gegebene war und dem Forstmanne immer neue Aufgaben stellte. Auch der Triftbetrieb im Frühjahr, wie die Holzbringung im Winter boten viel Interessantes und ich habe dort unter der sachgemäßen Anleitung meines stets freundlichen Chefs, des Forstmeisters Wenz, so Manches gelernt.

Trotzdem aber gelüstete es mich nicht, noch einen zweiten einsamen und freudlosen Winter dort zu verbringen und ich suchte schon nach Jahresfrist um Versetzung an die freierwerdende Assistentenstelle am Forstamt Kaufbeuren nach. Mit diesem Forstamt war eine Waldbauschule verbunden, an der ich als Amtsassistent Unterricht im formellen Dienst zu geben und außerdem mit den Waldbauschülern am Samstag eine forstliche Exkursion zu machen hatte, während der Hauptunterricht in den Händen des statusmäßigen Waldbauschulassistenten lag. Als nun im Jahre 1899 sich auch diese Stelle erledigte, wurde sie mir, meinem Ansuchen entsprechend, übertragen. So kam ich auf einige Jahre zum Lehrberuf und habe mich dabei sehr wohl gefühlt. Docendo discimus. Diesen Satz habe ich vollauf bewahrheitet gefunden, da ich mich selbst wieder zum Studium aller Disziplinen, die ich zu lehren hatte, zwingen mußte. Vor allem habe ich meine zoologischen und forstbotanischen Kenntnisse wieder aufgefrischt und bei Erteilung des Jagdunterrichts und seiner Rußanwendung im Reviere viel gelernt. Die Treibjagden der Waldbauschule, bei denen die unteren Kurse trieben, während der oberste Kurs schon Schützen zu stellen hatte, haben so ziemlich alle Verstöße und Fehler gebracht, die bei diesen Gelegenheiten überhaupt vorkommen können. Ähnlich war

es bei den Schießübungen der Waldbauschüler, die ich zu leiten hatte. Im Winter wurde in einem Gasthause mit Zimmerstutzen, im Sommer mit Kugel- und Schrotgewehren auf einem Schießplatze im Walde geschossen. Die zur Verfügung stehenden Gewehre waren Büchslinten, Drillinge, einläufige Püschbüchsen usw., die von den Polizeiorganen den Wildschützen abgenommen oder wegen Jagdfrevel eingezogen und von der Behörde der Waldbauschule überwiesen worden waren. Das Arsenal war weniger umfang- als abwechslungsreich, so daß ich Gelegenheit hatte, alle möglichen und unmöglichen Systeme zu erproben.

Die Tätigkeit an der Waldbauschule hatte für mich den großen Vorteil, daß ich über regelmäßige Ferien verfügen konnte und auch außer diesen verhältnismäßig viel freie Zeit hatte, die ich ausschließlich jagdlich nutzte. So habe ich nicht weit von Kaufbeuren eine verhältnismäßig große und gute Jagd, die Gemeindejagd Seeg gepachtet und dort viel gewaidwerkt. Vor allem aber habe ich die Ferien zu Reisen nach Bosnien und der Herzegowina benutzt und dort im wilden Gebirge mit die schönsten Stunden meines Jägerlebens verbracht. — Daß ich in der Kaufbeurer Zeit auch zwei forstliche Aufsätze „Der Wald und die Holzarten“ und „Wert des Waldes“ im Auftrage des Ministeriums für das Volksschullesebuch schreiben durfte, war mir eine besondere Genugtuung. Es kam auf diese Weise doch auch einmal eine Anerkennung in meinen Personalakt, den seiner Zeit Herr von Huber mit Recht so schlecht beurteilt hatte.

Nach Abschluß des Wintersemesters 1903 wurde ich zum egl. Forstamtsassessor nach Hofolding, dem Außenposten des Forstamtes Sauerlach, befördert. Die Zeit als Forstamtsassessor auf einem Außenposten galt in der bayerischen Staatsforstverwaltung mit als die schönste. Man hatte in seinem Bezirk, wenn man den Dienst verstand, so ziemlich die Selbständigkeit eines Forstmeisters, ohne dabei die große Verantwortung und den umfangreichen Schreibdienst eines Amtsvorstandes in Kauf nehmen zu müssen. Lag der Posten nicht ganz aus der Welt und waren die jagdlichen Verhältnisse gut, so konnte man sich nichts Besseres wünschen. Ich war daher vollauf befriedigt, als ich, meiner Bitte entsprechend, den viel begehrten Hofoldingener Posten bekam. Die Aufforstungen der riesigen Kahlfächen aus der Nonnenzeit und der damit zusammenhängende umfangreiche Pflanzgartenbetrieb

waren sehr interessant. Auch die Jagd war, solange es noch größere brachliegende Kahlfläcchen gab, recht gut. Ein schönes Forsthaus, angenehme Nachbarschaft und vor allem die Nähe Münchens machten Hofolding für mich als Junggesellen besonders wertvoll. Die ersten Jahre war ich begeistert und zufrieden und hätte mit Niemandem tauschen mögen. Sehr bald aber suchte mein unruhiger Geist wieder nach Abwechslung. Ich war daher dankbar, daß mich Oberforstrat von Braza anlässlich der großen Landesausstellung in Nürnberg im Jahre 1906 beauftragte, die „Gruppe Jagd“ im Pavillon der Staatsforstverwaltung zu übernehmen. Diese dankbare Aufgabe gab mir Gelegenheit, weitgehende Geweihstudien zu machen und auch auf anderen Gebieten jagdzoologisch zu arbeiten und zu lernen. — In die schöne Hofoldingener Affessorzeit fielen auch meine beiden abessinischen Reisen, die in späteren Kapiteln geschildert sind.

Im Herbst 1909 war ich noch nicht lange von der zweiten abessinischen Reise zurückgekehrt, als meine Beförderung zum Forstmeister und Amtsvorstand des Forstamtes Isen erfolgte. Nun hatte ich erreicht, was ich wollte. Die ersten Wochen in Isen zeigten mir auch, daß das Amt ganz meinen Wünschen entsprach. Es war forstlich vielseitig und interessant, und auch jagdlich konnte man auf seine Rechnung kommen, wenn es gelang die nötigen Schutzjagden dazu zu pachten. Nach einem halben Jahr war ich mir schon darüber klar, daß ich nichts anderes mehr anstreben wollte. Hier wollte ich bleiben und auf jede weitere Beförderung verzichten, für den Fall sie einmal kommen sollte. Und daran habe ich auch festgehalten.

Um Abwechslungen im forstamtlichen Dienste brauchte ich nicht besorgt zu sein. Sie waren reichlicher als mir lieb war. Zuerst kam meine große Kamerunexpedition im Jahre 1913/14, über die später berichtet wird, dann gleich darauf der Krieg mit allen seinen Auswirkungen. Anfang 1919 wieder nach Isen zurückgekehrt, nahm ich die unterbrochene Tätigkeit als Amtsvorstand wieder auf und hatte sehr bald Gelegenheit mich im Reichsforstwirtschaftsrat, dem ich seit seiner Gründung angehörte, auch in größerem forstlichen Rahmen zu betätigen. Ebenso habe ich mich auch mit der Tropenforstwirtschaft weiter theoretisch befaßt. Das von Abessinien und Kamerun mitgebrachte Material und die dort gemachten Erfahrungen haben mich auf so manchen neuen Gedanken gebracht,

zu deren Auswertung ich wiederholt vom Auslande zur gutachtlichen Äußerung aufgefordert wurde. Zuerst von Bolivien, dessen Regierung an umfangreiche Aufforstungen in der Umgebung von La Paz dachte, dann vom letzten König Spaniens, Alfons XIII., dem ich im Schlosse von Madrid einen Vortrag über Spanisch-Muni hielt. Wiederholt habe ich auch mit Einverständnis des Reichsaußenministers den Chef der italienischen Regierung Mussolini in Rom tropenforstwirtschaftlich beraten. Es waren mitunter sehr interessante Stunden, die ich auf diese Weise erlebte.

Die Verschlimmerung meiner Kriegsverletzung erschwerte von Jahr zu Jahr den äußeren Dienst immer mehr, so daß ich im Jahre 1931 von meinem geliebten Berufe viel zu früh Abschied nehmen mußte. Ein forstlich hochinteressantes Leben liegt hinter mir und mit Befriedigung kann ich auf das Gewesene zurückschauen. Und wäre ich nochmals jung und stünde, wie vor 50 Jahren, wieder vor der Berufswahl, dann würde ich abermals Forstmann, aber nur wieder ein Forstmann draußen im Walde.

Bosnien und die Herzegowina

Fahrten und Fährten

Zum ersten Male reiste ich im April 1900 während der Osterferien, die ich damals als kgl. Forstassistent und Lehrer an der Waldbauschule in Kaufbeuren hatte, nach Bosnien. Ich wollte in Nordbosnien an der Save auf Wassermild jagen. Herr H... , ein in Bosnisch-Samac ansässiger Reichsdeutscher, der unter dem Titel Naturforscher dort ein ziemlich abenteuerliches Leben führte, jagte in Bosnien zum Gelderwerb und vermittelte unter anderem auch Gelegenheiten zur Wasserjagd. Dieser etwa vierzigjährige, einer guten Familie entstammende Mann hatte anscheinend in Deutschland irgendwie Schiffbruch gelitten und war daraufhin mit seiner Frau nach Bosnisch-Samac ausgewandert, wo er ausschließlich von der Jagd lebte. Eine seiner Haupteinnahmequellen waren neben der Führung von Jagdgästen die Schnepfen. Als vorzüglicher Schütze erlegte er beim Buschieren, begleitet von seinem alten Deutsch-Langhaar, in einem Jahre oft mehrere hundert Waldschnepfen, die er zu sehr guten Preisen an Hotels und Wildprethandlungen nach Wien und anderen Großstädten verkaufte. Er war jagdlich passioniert, verstand auch einiges von der Jagd, war aber schließlich nur noch "Schießer". Als Mensch war er nicht unsympathisch, dabei aber leider recht unzuverlässig, so daß ich im Herbst schon meine Beziehungen zu ihm abbrach.

Trotz mancher Enttäuschungen ist mir der erste Jagdausflug nach Bosnien unvergesslich, nicht nur weil ich damals jung und für alles neue besonders aufnahmefähig war, sondern weil ich dort zum ersten Male in den Sümpfen und Auwaldungen ein reiches Vogelleben fand und meine aus Büchern gewonnenen ornithologischen Kenntnisse praktisch ergänzen konnte.

Meine ursprüngliche Absicht, mit H... in den dortigen Busch- und Niederwaldungen Schnepfen zu schießen, hatte nur geringen Erfolg. Daß in Bosnien damals die Schnepfenjagd erst am 18. Au-

gust aufging, hatte H. . . wohlweislich verschwiegen. So wenig er sich nach den gesellschaftlichen Schonzeiten richtete, so wenig wollte er seine Gäste damit belästigen. Er war in diesem Punkte weitherzig. Wir fanden weder bei Samac noch in den von Schnepfen bevorzugten Bergen des gegen die Save vorgeschobenen Voučjač-Hügellandes größere Flüge dieser Vögel. Sie waren außer einigen Nachzüglern schon längst durchgezogen. Dafür habe ich in den Sümpfen an der Save und der Bosna ein sehr mannigfaches Vogelleben kennen gelernt und zum ersten Male Reiherkolonien gesehen. Besonders interessant war ein Ausflug zur Capitanowitsch-Uda, wo Kronprinz Rudolf, ein leidenschaftlicher Ornithologe, sich ein größeres Sumpfsgebiet reserviert hatte. An einem übersichtlichen Platze war eine Art Pavillon mit großen Fenstern nach allen Seiten errichtet. Dicht daneben stand auf einer hochragenden Ulme ein mächtiger Eeadlerhorst, wenig weiter eine Reiherkolonie im Weiden- und Pappelwalde, dazwischen waren Altwasser und Sumpflöcher. Ein Paradies für einen Ornithologen.

Aber auch die forstlichen Erlebnisse waren mir zum Teil neu und interessant. Ich sah an den Flußläufen Auwaldungen von gewaltiger Wuchskraft, in denen Eichen, Ulmen, Eschen, Aspen, Pappeln und viele andere Laubholzarten in regelloser Mischung standen, dann in dem nahen Hügellande ausgedehnte Eichenhochbestände, mit dem sich kaum unsere Speessarteichen vergleichen konnten. Und doch waren weite Flächen dieser Wälder trotz ihres hohen Wertes so gut wie unberührt, da infolge ihrer Abgelegenheit die Absatzmöglichkeiten fehlten.

Diesem erstmaligen kurzen Ausflug nach Bosnien folgten im Laufe der Zeit noch zehn weitere Reisen, die sich meist auf vier bis fünf Wochen erstreckten und mich so ziemlich durch das ganze Okkupationsgebiet führten. Da ich dabei die Augen aufmachte und mich für alles interessierte, glaube ich Land und Leute einigermaßen kennen gelernt zu haben. Wochenlang habe ich auf meinen jagdlichen und forstlichen Ausflügen, die mich weitab von den Hauptverkehrswegen führten, in Gendarmeriekasernen und Schutzhütten oder im Freien unter einem gewaltigen Baumriesen des Urwaldes und zwischen den Felsen des Kahlgebirges irgendwo an einer Wasserstelle genächtigt und im Verkehr mit den Gendarmen, den eingeborenen Jägern und Hirten so manches erfahren, was den meisten Reisenden verborgen bleibt.

Von allen meinen Reisen in fremde Länder sind mir gerade die nach Bosnien und der Herzegowina die lehrreichsten und liebsten gewesen, nicht nur weil sie mit Ausnahme einer kurzen 1928 erfolgten Reise nach Schweden und Norwegen meine ersten größeren jagdlichen und forstlichen Ausflüge waren, sondern weil sie mir heimischen Wald und heimisches Wild in ihrer Ursprünglichkeit und Urkraft zeigten. Auch bei uns waren Wald und Wild einmal so gewesen, bis der Mensch kam und sie verdarb. —

Aber auch außer den forstlichen und jagdlichen Momenten bot das Land insofern noch besonderes Interesse, als seine Erschließung und Verwaltung eine ganz hervorragende kolonisationsartige Leistung Österreichs darstellte, die nicht leicht übertroffen werden konnte. Seit 1878, in welchem Jahre durch den Berliner Kongress die Verwaltung der ehemaligen ottomanischen Provinzen Bosnien und Herzegowina an Österreich-Ungarn übertragen wurde, hatte das bisher vollkommen vernachlässigte Balkanland einen gewaltigen Aufschwung genommen. Durch Bahnen und Straßen wurde das Okkupationsgebiet in seinen Hauptlinien in kürzester Zeit erschlossen und das ehemals wegen des herrschenden Banden- und Räuberunwesens verschrieene Land in wenigen Jahren durch einen vorzüglichen Polizeidienst zu einem durchaus sicheren Land gemacht. Vor allem haben die im ganzen Gebiet verteilten Gendarmerieposten, die in besonders gefährdeten Gegenden in neugebauten Defensivkasernen untergebracht waren, viel zur Befriedung beigetragen. Ich habe auf meinen Wanderungen weitab von bewohnten Orten und menschlichen Siedlungen niemals die geringste Belästigung erfahren und auch nicht einmal das Gefühl der Unsicherheit gehabt. Und wenn ich irgend etwas brauchte, so fand ich draußen auf dem schwach bevölkerten Lande bei den Gendarmerieposten stets bereitwilligst Unterstützung und Hilfe. Bis heute habe ich diesen wackeren Männern, die in den unwirklichen Gebirgsgegenden bei Wind und Wetter auf tagelangen Streifen unverdroffen Dienst taten, ein dankbares Andenken bewahrt. Es waren durchweg bewährte, ausgesuchte, körperlich besonders tüchtige Angehörige des k. k. Heeres, die sich freiwillig zu dem schweren Dienst meldeten, so daß das Gendarmeriekorps für Bosnien und die Herzegowina als eine Elitetruppe galt. Der Gendarm trug eine seinem schweren Dienst angepasste praktische und doch kleidsame Uniform, dazu statt des Tornisters einen Rucksack und war mit Seitengewehr und fünfgeschüssigem Mannlicher Kara-

biner bewaffnet. Dank der Zucht und Ordnung, die im Korps herrschte, und der getroffenen Auslese an Mannschaften und Offizieren stand die Gendarmerie im ganzen Lande in hohem Ansehen und war eine der wichtigsten Stützen der Verwaltung.

Die Reise nach Bosniens Hauptstadt Sarajewo war damals noch nicht so einfach wie heute. Man konnte entweder den Seeweg wählen und fuhr dann von Triest oder Fiume an der dalmatinischen Küste entlang nach dem kleinen, noch in Dalmatien an der Narenta gelegenen Hafentort Metkovic und von dort mit der bosnisch-herzegowinischen schmalspurigen Staatsbahn über Mostar und den 880 m hohen Ivanfattel nach Sarajewo, oder man mußte über Wien—Budapest nach Bosnisch-Brod reisen und von dort auf der Schmalspurbahn weiter. Auf diesem letzten kürzesten Weg hatte man von München aus eine Fahrzeit von rund 36 Stunden, sodaß man ziemlich gerädert nach einer zweiten Nachtfahrt und zwar diesmal in den meistens überfüllten Wagen der Bosnabahn vormittags 9 Uhr endlich in Sarajewo ankam. Die Schmalspurbahn von 76 cm Spurweite, die ursprünglich aus einer gleich bei der Okkupation aus militärischen Gründen erbauten Rollbahn hervorgegangen war, wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit von Bosnisch-Brod nach Sarajewo und von dort nach Mostar und Metkovic als Staatsbahn weiter gebaut. Dieser Bahnbau bedeutete einen ungeheueren Fortschritt gegenüber der ottomanischen Zeit, in der das Land mit Ausnahme einer etwa 100 km langen, von dem Unternehmen des Baron Hirsch gebauten Strecke Banjaluka—Doberlin völlig ohne Eisenbahnen war. Trotz der schmalen Spur war die bosnisch-herzegowinische Staatsbahn dank ihres guten Unter- und Oberbaues verhältnismäßig leistungsfähig. Sie genügte jedenfalls den damals gestellten Anforderungen vollauf.

Als ich im August und September 1900 meinen Urlaub wieder in Bosnien und der Herzegowina verbringen wollte, fuhr ich von München aus über Franzensfeste-Marburg nach Triest, um den Seeweg nach Metkovic zu wählen. Besonders interessant waren die letzten Stunden vor Triest, die Fahrt durch das ausgedehnte, infolge jahrhundertelangen Raubbaus verkarstete Krainer Gebiet, das zum Teil ganz kahl oder mit krüppelhaften Eichen und anderen Laubhölzern bestockt war, die unter dem Zahn der Ziege und anderen Weidewiehs nicht hoch kommen konnten. Mit großer Latkraft und

Sachkenntnis hat die österreichische Forstverwaltung sich an die Wiederaufforstung gemacht. Allenthalben sieht man schon gut gelungene Pflanzungen mit Schwarzkiefern, denen selbstverständlich die Einschonung, d. h. das Weideverbot vorausgegangen war. Derartige Karstaufforstungen sind ohne strengste Einschonung überhaupt nicht möglich, sie sind aber auch dann immer noch ein mühseliges und langwieriges Werk. Erst wenn allmählich die Deckung des sonnendurchglühten Bodens und die langsame Heranbildung einer Humusdecke erreicht ist, mag die Pflanzung als gesichert gelten. Und das kann man heute schon für große Flächen in den ehemaligen Karstgebieten Krains und Istriens annehmen. Wie wenig haben von diesen vorbildlichen Arbeiten andere Länder gelernt! So habe ich in Kleinasien in der Nähe von Angora gewaltige durch Raubbau und Ziegenweide immer mehr verkarstende ehemalige Waldflächen gesehen, deren Wiederaufforstung ein dringendes Gebot im Interesse der gesamten Landeskultur wäre. Und doch konnte man sich, wenigstens damals, nicht dazu entschließen, weil die maßgebenden Stellen die unerläßliche Vorbedingung jeder Aufforstung, die Einschonung, als ganz unmöglich erklärten. Es wurde mir gesagt, daß z. B. das Verbot der Ziegenweide und seine Durchführung unbedingt zum Aufstand der kleinbäuerlichen Bevölkerung führen würde. — Im Punkte der Weide verstehen die Naturvölker keinen Spaß, um die Weideplätze ging der Kampf schon immer. Daher müssen die Erfolge der Österreicher auf diesem Gebiete um so höher bewertet werden. Sie haben in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts unter ganz ähnlich gelagerten Verhältnissen trotz aller politischen Schwierigkeiten es fertig gebracht, die Einschonung weiter Gebiete im Einvernehmen und sogar mit Unterstützung der Weideinteressenten durchzusetzen und streckenweise durch Aufführung von Trockenmauern zu sichern. Alle Achtung vor dem dabei bewiesenen diplomatischen Geschick der politischen Behörden, aber auch vor dem technischen Können der Forstverwaltung.

Von Triest ging es auf dem kleinen Küstendampfer „Danubio“ des österreichischen Lloyd in sehr interessanter Fahrt mit vielen Zwischenlandungen an Istrien und der dalmatinischen Küste entlang zur Narenta-Mündung und noch ein Stück flußaufwärts zu dem kleinen, als Fiebernest berüchtigten Hafenstädtchen Metkovic. Von dort stieg man gleich in den Zug der Schmalspurbahn über. Ich

war von der Bequemlichkeit der Abteile in den kleinen Wagen über-
rascht und fand auch, da man um die damalige Zeit hinsichtlich der
Fahrtgeschwindigkeit noch nicht an Rekordsucht krankte, die Schnellig-
keit ganz entsprechend. Der Zug brauchte allerdings zu den knapp
43 km gute 2 Stunden, obwohl so gut wie keine Steigung zu
nehmen war! Ich entsinne mich dieser Fahrt deshalb ganz be-
sonders, weil sie am Vorabend des Geburtstages Kaiser Franz
Josefs stattfand, der in diesem Jahr als der siebzigste in der ganzen
Doppel-Monarchie mit besonderem Pomp gefeiert wurde. Das
ganze Land zeigte, wo größere Siedlungen waren, Festschmuck an
den Häusern. Nicht immer freiwillig, doch blieb den vielen Feinden
Habsburgs, die sich vor allem unter der serbischen Bevölkerung be-
fanden, nichts anderes übrig, wollten sie sich nicht schwere Un-
annehmlichkeiten zuziehen. Daß mit diesem erzwungenen Patriotis-
mus gerade das Gegenteil erreicht wurde, zeigte nur allzudeutlich
der 28. Juni 1914 in Serajewo.

In Metkovic sah man schon überall Girlanden und Fahnen und
wo reichere Gebäude waren, fehlte meist auch nicht das Bild des
alten Kaisers. Und als es dunkel wurde, konnte man längs der
Bahnlinie selbst die armseligen Bergdörfer im Glanze Hunderter von
Lichtlein erstrahlen sehen. In Mostar war, als wir gegen 20 $\frac{1}{2}$ Uhr
ankamen, die Bevölkerung auf den Beinen, um das von der Stadt
gegebene, höchst einfache Feuerwerk an den Narenta-Ufern zu be-
staunen und durch die Straßen der festlich geschmückten, reich illu-
minierten Stadt zu spazieren.

Auch das große landesärarische Hotel „Narenta“, in dem man
vorzüglich untergebracht war, stand im Banne des morgigen Kaiser-
tages. Der Hotelgarten war von den Honoratioren Mostars über-
füllt, die durch ihre Anwesenheit ihre Kaisertreue unterstreichen
wollten. Und erst der Kaisertag selbst! Musikkapellen und alle mög-
lichen Vereine ziehen mit ihren Fahnen durch die Straßen. Fest-
gottesdienste werden bei allen Konfessionen unter Beteiligung der
Regierungsvertreter und des Militärs abgehalten. Eine Parade der
bosnisch-herzegowinischen Truppen vor dem am Orte Höchstkom-
mandierenden lockt große Massen von Zuschauern an. Das alles
sollte der Bevölkerung so recht die Bedeutung des Tages und die
Macht des Kaisers vor Augen führen, um damit für die öster-
reichische Idee und das Haus Habsburg nach Kräften Propaganda
zu machen. Ein Festessen im Hotel Narenta unter Beteiligung

der Großen aller Nationalitäten¹⁾ beschloß die Reihe der Festakte. Der Kaisertag war im Okkupationsgebiet immer ein Ereignis, er wurde der Bevölkerung auf alle mögliche Weise zum Bewußtsein gebracht und mit Terminen verbunden, die man nicht so leicht vergißt. So hat man sogar den Ausgang der Jagd auf den 18. August gelegt! In diesen und ähnlichen Dingen hat Oesterreich eine sehr geschickte Regie bewiesen. Und doch gelang es nicht, die großen inneren Gegensätze, die zwischen den Mohammedanern, Serben und Kroaten bestanden, durch eine vereinigende Staatsidee zu bannen, und noch weniger glückte es, die herrschende, serbische Bevölkerung mit dem Annektionsgedanken zu befreunden.

Wer Augen hatte, konnte damals schon tief klagende Gegensätze im Volke erkennen. Ich habe auf meinen Jagdlagern, wenn Türken mit Serben zusammenkamen, wiederholt ihren völkischen Haß gespürt. So ist es mir auch unvergessen, wie Beđir Suljewic, mein ständiger jagdlicher Begleiter im Bezirke Foča, ein strenggläubiger Mohammedaner, von tiefgründigem Haß gegen die griechisch-orthodoxen Serben erfüllt war, so daß ich, wenn ich es einigermaßen vermeiden konnte, keine Serben in meiner Begleitung hatte. Als ich nun eines Abends hoch oben im Gebirge elend froh und von der nächsten Umhütte, die Serben gehörte, eine Schafwolldecke auslieh, war Beđir wütend und suchte mir die Decke dadurch zu vereiteln, daß er sie beim Schein des Lagerfeuers nach Läusen und Wanzen durchsuchte. Es war nicht allzuschwer einen solchen Blutsauger zu finden und es ging ein Zug höchster Befriedigung über das vermittelte Gesicht des Alten, als er mir eine fette Wanze zeigen konnte. Daraufhin warf er die Decke voll Verachtung beiseite! „Srbzka Kotza, slabo Kotza“ d. h. „Serbische Decke, schlechte Decke“.

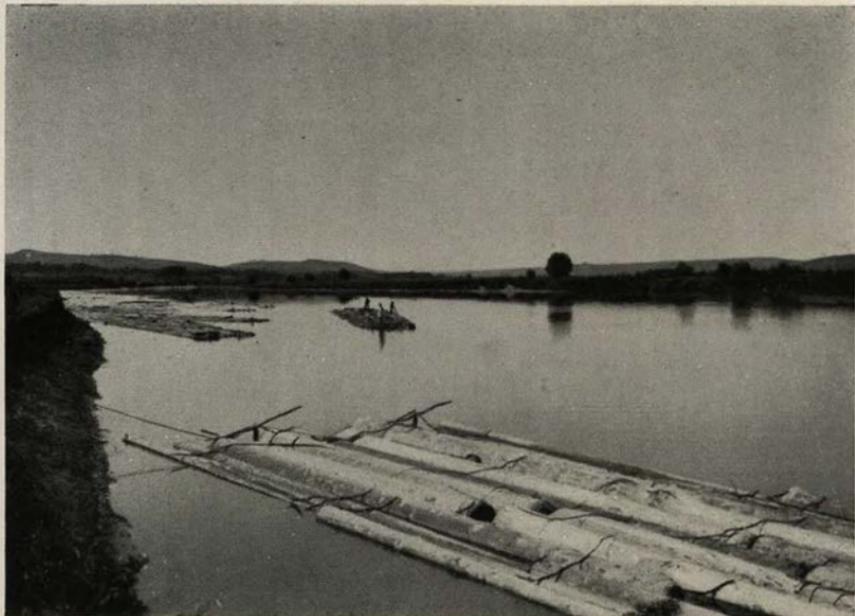
Aus diesem kleinen Erlebnis, das so recht die Stimmung der Moslim gegen die serbisch-orthodoxen Christen zeigt, geht zum mindesten hervor, daß die eine Partei an der anderen nichts Gutes lassen wollte und stets bestrebt war, sie ins Unrecht zu setzen.

Neben diesen in der Nationalität und in der Religion begründeten Differenzen der einzelnen Bevölkerungsteile untereinander konnte jeder vorurteilslose Beobachter ohne weiteres den Haß der serbischen Mehrheit, die damals schon von Großserbien träumte, gegen

¹⁾ Hohe österreichische Offiziere und Beamte, der türkische Bürgermeister, der serbische Bischof u. andere.



Mostar



Steinbeis-Flöße auf dem Wege nach Doberlin

Österreich merken. Der 28. Juni 1914 war nur die folgerichtige Auswirkung einer Politik, die zu wenig auf die Stimme des Blutes hörte und an einen niemals möglichen Ausgleich völkischer und religiöser Gegensätze unter dem Habsburgischen Doppeladler glaubte. Auch ohne Weltkrieg wäre die Doppelmonarchie nach dem Tode des alten Kaisers Franz Josef, dessen Autorität gerade noch ausreichte, bei Lebzeiten den Zerfall zu verhüten, auseinandergebrochen. Sie reichte aber nicht aus, die Schüsse von Sarajewo, die den Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin niederstreckten, zu verhindern. Und so wurde aus Bosniens Hauptstadt damals die Brandfackel unter die Völker Europas geschleudert, die den Weltkrieg entfachte.

Mostar war die erste größere orientalische Stadt, die ich kennen lernte. Sie war für mich daher doppelt interessant, vor allem der alte mohammedanische Teil mit seinen Moscheen und hochragenden Minaretts, die weltberühmte, irrtümlich der römischen Zeit zugeschriebene, aber erst unter ottomanischer Zeit gebaute Narenta-Brücke, die in einem einzigen gewaltigen Bogen die 39 m breite, im wildzerklüfteten felsigen Bette fließende Narenta überquert, und nicht zuletzt die aus Hunderten von bunten Verkaufsläden bestehende Carsija. In diesen von früh bis abends belebten Bazaren waren neben größtem Schund mitunter hervorragende orientalische Stickerereien und Teppiche um billiges Geld zu haben. Damals wenigstens konnte man um weniger als 10 fl. alte, gut erhaltene Stücke bester Teppichweberei kaufen. Schade, daß ich diese hervorragende Gelegenheit nicht besser ausgenützt habe.

Nie hätte ich geglaubt, daß man in Mostar so gut aufgehoben wäre, wie es im Hotel Narenta der Fall war. Ich hatte ein völlig modern eingerichtetes großes Zimmer mit herrlichem Ausblick und zahlte dafür 1 fl. 40 kr. Diese Errichtung von landesäranischen Hotels, die gut und billig waren und unter strenger staatlicher Kontrolle standen, war in damaliger Zeit für die Reisenden von unschätzbarem Wert. Das Hotel war wiederholt der Ausgangspunkt verschiedener Jagdausflüge in die dortige Gegend und nahm mich, wenn ich übermüdet und halb verdurstet aus dem wasserlosen Belezgebirge zurückgekommen war, in gastlichster Weise auf. Ein warmes Bad nach wochenlangem Staub und Schmutz, ein kühler Trunk nach langer Durststrecke, sind Genüsse, die nur der zu würdigen versteht, der selbst ähnliche Entbehrungen mitgemacht hat.

Die Jagd im Okkupationsgebiet war bei Übernahme der Verwaltung in einer denkbar schlechten Verfassung. Unter der osmanischen Regierung war die Jagd frei gewesen und wurde von der türkischen Bevölkerung, in deren vornehmeren Kreisen es viele leidenschaftliche Jäger gab, in rücksichtsloser Weise ausgeübt. Im Laufe der Zeit wurde der Nutzwildstand durch das Brackieren nahezu vernichtet, während gegen das große Raubwild Wolf und Bär von Seiten der türkischen Jäger nur wenig ausgerichtet wurde, so daß dieses stark überhand nahm.

Die bosnisch-herzegowinische Verwaltung ging nach Machtübernahme so rasch als möglich auch an die Regelung der Jagd, die als Staatsregal erklärt und damit rechtlich begründet wurde. Das aus Sicherheitsgründen erlassene Verbot, daß die einheimische Bevölkerung ohne Waffenpaß weder eine Schießwaffe noch Pulver besitzen dürfe, wirkte sich bei seiner strengen Durchführung auch für den Wildstand äußerst segensreich aus. Nur ganz wenigen, wie dem schon erwähnten Beđir Suljewic, einem berühmten Raubschützen, gelang es ohne Waffenpaß seine lange mit Feuersteinschloß versehene Puschka, in einer hohlen Eiche versteckt, noch viele Jahre durchzuretten und so manchen Bären, Hunderte von Gams und Rehen damit zur Strecke zu bringen. Das nötige Schwarzpulver wußte er sich im Tauschhandel gegen Wildpret, Rehgeweihe oder Gamskrucken zu verschaffen. So mancher ehrgeizige Jäger in Sarajewo war Abnehmer kapitaler Stücke, und Beđir zog mit einem Fläschchen Schwarzpulver glückstrahlend in die Berge zurück. Einen besseren Pürschjäger als ihn gab es nicht leicht. Barfuß oder auf leichten Dpanken wußte er Gams- und Rehböcke bis auf nächste Entfernung anzupürschen, oder vor der Bracke auf dem sicheren Wechsel zu erlegen. Ich glaubte es gerne, daß es für den Alten der traurigste Tag seines Lebens war, als die Gendarmen ihn zu dem Versteck im Walde führten und seine Puschka aus der Eiche holten. Daß er selbst dazu noch ein paar Monate ins Loch kam, hatte bei ihm keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen; er jammerte nur um seine Puschka und schwur dem, der ihn verraten hatte, blutige Rache. Der aber, ein junger serbischer Laugenichts, verschwand aus der Gegend, bevor Beđir wieder frei war, und niemand wußte wohin. Ein Glück für ihn, Beđir hätte ihn sonst sicher kalt gemacht. Er wäre wohl nicht der erste gewesen, der Beđirs Rachsucht zum Opfer gefallen war.

Neben dem bereits erwähnten Waffen- und Pulververbot, das

indirekt auch der Jagd zugute kam und einem mehr provisorischen Wildschonengesetz vom Jahre 1883, wurde die Jagdausübung an den Besitz einer Lizenz gebunden, mit deren Ausstellung, am Anfang wenigstens, sehr sparsam verfahren wurde. Die Jagdlizenz berechnete zur Jagdausübung im ganzen Lande mit Ausnahme der reservierten Jagdgebiete. Um die Nachteile, die eine so große revierlose Jagd mit sich bringen mußte, einigermaßen zu vermeiden, wurde die Schußzeit mit dem endgültigen Jagdgesetz vom 5. August 1893 möglichst kurz, die Schonzeiten möglichst lang gehalten. Die Schußzeit für alles jagdbare Wild, mit Ausnahme der Auer- und Birkhähne, ging erst mit dem 18. August auf und endete für Gamswild schon wieder am letzten Oktober. Hierdurch erreichte man, daß der Rehbock während der Brunst in den niederen Lagen ganz, in den höheren Lagen bis auf die letzten Tage geschont wurde, ebenso der Gamsbock während der ganzen Brunstzeit. Wenn trotzdem die Reh- und Gamsbestände sich in den Freigeieten nicht recht heben wollten, so war daran neben dem großen Raubwild und den vielen Wilderern die wenig waidmännische Art schuld, mit der von den Jagdausübungsberechtigten gejagt wurde. Die vornehmen Türken, die von ehemals als Großgrundbesitzer mächtige Herren waren und mit Leidenschaft der Jagd oblagen, bildeten auch nach der Okkupation mit anderen angesehenen Landesbewohnern sowie mit österreichischen Beamten und Offizieren den Hauptteil der bosnischen Jäger. Sie waren meist sehr ausdauernde und gute, freilich keine waidgerechten Jäger, die dem Wildstand wohl noch gefährlicher geworden wären, wenn sie nicht noch lange Zeit an ihren alten überlieferten langen Feuersteinflinten festgehalten hätten. Auch die „Schwabern“, womit die Eingeborenen die Österreicher und Deutschen bezeichneten, trugen das ihrige dazu bei, den Wildstand nicht hochwerden zu lassen. Sie wurden, wenn auch meist schlechtere Jäger als die angestammten Türken, dem Wilde mit ihren weit besseren modernen Gewehren nicht minder gefährlich.

Hätte die Regierung nicht rechtzeitig noch große Reviertheile von insgesamt rund 250 000 ha als staatliche Jagdreservate erklärt, in denen ein Abschluß lediglich mit Bewilligung des gemeinsamen Ministeriums in Wien stattfinden durfte, so wäre der Wildstand Bosniens wohl sehr bald am Ende gewesen. So aber haben die ursprünglich sechs zwischen 20 000 und 60 000 ha großen, über das ganze Land verteilten Schongebiete doch einigermaßen ausgleichend

als Wildreserven gewirkt und wenigstens die Vernichtung der Art verhindert, wenn auch mit der Schaffung der Jagdreservate lange nicht das erreicht wurde, was man sich ursprünglich erhofft hatte. Der Schuß dieser großen Reviere war völlig ungenügend, so daß, wie ich selbst wiederholt erfahren mußte, die Wilderei dort in hoher Blüte stand. Außerdem war ihre Abgrenzung in der Natur streckenweise so wenig markant, daß die unsicheren Grenzverhältnisse geradezu zu Überschreitungen aufforderten.

Ein weiterer Grund, daß trotz hervorragender guter Lagen der Rußwildstand nicht hochkommen wollte, war die überaus große Zahl von Groß- und Kleinraubwild, das zur Zeit der Okkupation und noch viele Jahre darnach vorhanden war. Vor allem war es der Wolf, der im Verein mit den dortigen strengen Wintern den Rehstand streckenweise vernichtete und auch dem Gamsstande gewaltig Abbruch tat. Wie groß der Stand an Großraubwild bei Übernahme des Landes war, geht aus einer amtlichen Zusammenstellung hervor, die in der Zeit von 1880 bis 1905, also innerhalb 26 Jahren 1920 Bären und 14 994 Wölfe aufführt, die gegen Auszahlung von Taglien bei den Behörden eingeliefert worden waren. Es ist begreiflich, daß die österreichische Regierung bei einer derartigen Überhandnahme des Raubwildes schon im Interesse der Landeskultur und vor allem der von ihr mit allen Mitteln geförderten Viehhaltung energisch dagegen vorgehen mußte.

Es wurden behördlicherseits immer wieder in den besonders betroffenen Gegenden mit großem Aufwande von Treibern und Schützen Treibjagden auf Bär und Wolf abgehalten, deren Ergebnisse freilich meist infolge wenig sachkundigen Durchführens in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln standen. Ferner wurden als Anreiz für die bosnische Jägerei Taglien in der Höhe von 20 Kr. für die Erlegung eines ausgewachsenen Bären oder Wolfes gezahlt. Als aber trotzdem die Zahl des in den unzugänglichen Bergwaldungen vorhandenen Raubwildes nur unwesentlich zurückging und die Wolfplage zu immer neuen Klagen von seiten der Bauern führte, griff man leider zum Gift. Das Strychnin machte ganze Arbeit, freilich nicht bloß unter den Wölfen, denen es in erster Linie gelten sollte, sondern es fielen ihm auch ungezählte Bären, sowie Zehntausende von Füchsen, Adlern, Geiern und andere aasfressende Tiere zum Opfer! Der herrliche Bartgeier, *Gypaetus barbatus*, wurde gänzlich ausgerottet.

Als ich nach Bosnien kam, gab es nur mehr vereinzelt Bären, und ich habe trotz aller Mühen nicht einen zu Gesicht bekommen. Wohl war ein oder das andere Mal ein Bär im Triebe gewesen, den ich mit von ein paar Waldhüttern und Hirten durchgehen ließ, doch konnte ich nur mehr die frischen Fährten feststellen. Gesehen habe ich keinen, ebensowenig einen Wolf, obwohl letztere nächstlich wiederholt unweit unseres Lagerplatzes herumstreunten, so daß das Tragpferd alle Zeichen von Angst zeigte und ganz nahe am Feuer angepöppelt werden mußte. Bedir warf dann einen Arm trockenen Laubes oder Astholz in die Glut, um durch die lodernde Flamme und weithin gellende Rufe die gefährlichen Räuber zu verschrecken. In den Hirtenlagern über uns in den Bergen aber wurde es auf Bedirs Rufe hin lebendig, Scheuchlaute gellten durch die Nacht und aufflammende Feuer deuteten dem Räuber an, daß man auf der Hut war. — In einer mond hellen Nacht hörten wir einmal deutlich, wie Wölfe ein Reh heßten. Es war so nahe, daß wir das Springen der Wölfe zu hören glaubten und ich nach dem Glas griff, um auf der weiten mondbeschienenen Bergwiese nach ihnen zu suchen. Umsonst, nichts war zu sehen. Ein weithin gellendes Angstgeschrei des Rehes aber und das Heulen der Wölfe verrieten das Ende des Dramas in den Bergen. Gefunden haben wir am anderen Tage trotz allem Suchen nichts. Wir hatten uns wohl in der Entfernung getäuscht.

Merkwürdig, wie selten in Bosnien ein Wolf vor die Büchse kommt. Selbst Bedir, dieser mit den scharfen Sinnen eines unverbildeten Naturvolkes ausgestattete hervorragende Pürschjäger, der Hunderte von Stücken Wild mit seiner Feuersteinflinte erlegt hatte, war nie auf einen Wolf zu Schuß gekommen. Grimmig schüttelte der Alte das Haupt, als ich ihn darnach fragte: „Nicht einmal gesehen, Herr“, lautete seine Antwort. Man kann daher begreifen, daß die Regierung, um der Wolfplage Herr zu werden, durch ihre Forst- und Jagdorgane vergiftete Kadaver auslegen ließ. Meiner Ansicht nach hätte die Regierung, bevor sie zum Strychnin griff, noch versuchen müssen, durch eine geschulte Jägerei der Wolfplage Abbruch zu tun. Durch Ansetz am Luder oder an gefährdeten Viehställen, durch sachgemäß angelegte Treiben hätte man sicherlich viel erreichen können und das Gift nur für besondere Fälle anwenden dürfen. Dann wäre weniger Unheil damit angerichtet worden. In den vorgenannten 26 Jahren

wurden 13 613 Kr. für Strychnin und 3433 Kr. für Kadaver ausgezahlt!

Nachdem ich bei meinem ersten Jagdausflug im Frühjahr 1900 in Nordbosnien mit der Führung keine gute Erfahrung gemacht hatte, habe ich im Herbst bei einem zweiten Besuch Bosniens in Mostar gleich Anschluß an meine dortigen Forstkollegen gesucht und bin über sie auch zu den leitenden Verwaltungsbeamten in Beziehungen getreten. Überall wurde ich in freundlichster Weise aufgenommen und in meinen Wünschen unterstützt. Es war der einzig richtige Weg, in Bosnien etwas zu erreichen.

Ohne Beziehungen ist in solchen Lagen nicht viel zu wollen. Dies habe ich oft genug erfahren und mir daher in fremden Ländern, wo immer es möglich war, gute Verbindungen zu verschaffen gesucht. So auch in Bosnien und der Herzegowina. Nach den ersten Mißerfolgen ging ich in Mostar gleich an die richtige Quelle. Von dritter Seite empfohlen, machte ich dem Kreischef von Mostar und obersten Beamten der Herzegowina Freiherrn von Pitner meine Aufwartung. Für seine verantwortungsvolle Stellung war der Freiherr verhältnismäßig noch jung, dafür aber von großer Begabung und diplomatischem Geschick. Es war nicht Protektion gewesen, daß der für das Okkupationsgebiet verantwortliche Minister, der gemeinsame Finanzminister von Kallay in Wien, die oberste Spitze des Kreises Mostar mit Pitner besetzte. Galt dieser doch als hervorragender Verwaltungsbeamter, dem man eine große Zukunft prophezeite.

In lebenswürdiger Weise wurde ich empfangen und mir jede mögliche Unterstützung meiner jagdlichen Wünsche zugesagt. Wenn meine Erfolge in den Freigeieten der Herzegowina trotzdem recht mittelmäßig geblieben sind, so lag die Schuld an den Verhältnissen. In den ausgeschundenen Revieren wäre auch unter bester Führung nichts zu erreichen gewesen. Mehr aber als durch persönliche Unterstützung in der Herzegowina nützte mir Pitner durch Empfehlungen nach Wien. Bei seinen guten Beziehungen zu Minister Kallay war es ihm leicht, mich am gemeinsamen Ministerium in Wien, in dem Bosniens Geschicke gelenkt wurden, einzuführen.

Auch in Sarajewo, der Landeshauptstadt von Bosnien und der Herzegowina suchte ich schon bei meinem ersten Aufenthalte Verbindungen anzuknüpfen, die mir für meine jagdlichen und forstlichen Ausflüge von Wert sein konnten. Daß ich bei den Herren des

Forstdepartements an der Landesregierung, Regierungsrat Hofmann und Forsttrat Miklau, Besuch machte, war selbstverständlich, und ich habe bei meinen forstlichen Kollegen, hoch und nieder, immer nur freundschaftliches Entgegenkommen gefunden. Noch mehr aber bin ich zu Dank verpflichtet dem durch sein Standardwerk „Materialien zu einer Ornith. Balcanica“ weit über Österreichs Grenzen hinaus bekannt gewordenen Ornithologen Ottmar Reiser, einem Marburger Kind, der damals Rustos am k. u. k. Landesmuseum in Sarajewo war. Dieser ebenso einfache Mann wie gründliche Gelehrte hat mit seinem tüchtigen Kollektor Santarius schon bald nach der Okkupation beginnend das ganze Land kreuz und quer zu Studienzwecken durchreist und kannte das Okkupationsgebiet aus eigener Anschauung faunistisch wohl besser als irgend ein anderer. Reiser sowohl wie Santarius waren außerordentlich gute Geher und Bergsteiger, hart gegen Witterungsunbilden und äußerst genügsam in ihrer Lebenshaltung, so daß sie mit den geringen vom Museum zur Verfügung gestellten Mitteln unverhältnismäßig viel geleistet, erkundet und gesammelt haben. Auf ihre Ratschläge konnte ich mich unbedingt verlassen und ich bin nur gut damit gefahren. —

Es war für mich außerordentlich wertvoll, daß sich Reiser vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an meiner in herzlichster Weise annahm. Ich habe von ihm sehr viel gelernt und habe ihn auch später, als ich nicht mehr nach Bosnien kam, nicht vergessen. Wie freute ich mich daher, als ich Reiser während des Krieges als k. u. k. Oberleutnant d. R. bei der Militärforstverwaltung in Bialowies wiedersehen und als wissenschaftlichen Mitarbeiter begrüßen konnte.

Von den wenigen Tagen, die ich bei meinen alljährlichen Ausflügen nach Bosnien Anfang dieses Jahrhunderts in Sarajewo verbrachte, war die meiste Zeit dem Landesmuseum und seinem Präparatorium gewidmet. Hier gab es immer wieder Neues und Interessantes zu sehen und zu lernen. Die beiden Rustos der naturwissenschaftlichen Abteilung, Ottmar Reiser sowohl wie sein Kollege, der Entomologe Apfelbeck, führten mich an der Hand der vorhandenen Sammlungen rasch und praktisch in die Fauna des Landes ein, so daß ich für meine künftigen Reisen von Jahr zu Jahr mehr wissenschaftliches Rüstzeug mitbrachte. Daß mir Herr Reiser auf verschiedene Ausflüge seinen treuen Santarius mitgab, brachte für

mich neben anderen Vorteilen auch noch den großen Gewinn, daß ich auf diese Weise zu vorzüglich präparierten Vogelbälgen, Wilddecken und Schädeln kam. Ich habe sie später meist heimischen Sammlungen überwiesen.

Außer dem gewohnten Gang zum Landesmuseum war in Sarajewo mein täglicher Spaziergang zum Miljacka-Quai, der sich am rechten Ufer der mitten durch die Stadt fließenden Miljacka hinzieht und zu den schönsten Verkehrswegen der Stadt gehört. Diese Spaziergänge mit ihrem herrlichen Ausblick auf alte und neue Stadtteile und auf die waldlosen südlichen Berge sind mir unvergeßlich. Nachmittags schloß sich meistens ein Ausflug mittels Lokalbahn in das nahe staatliche Schwefelbad Slidze an. Das ehemals unter ottomanischer Herrschaft nur äußerst primitive Bad wurde durch die Österreicher sehr bald in ein modernes Thermalbad umgewandelt und das armselige Dorf Slidze als Badeort selbst für vermögende Ansprüche ausgebaut. Drei große landes-ärztliche Hotels mit einem prächtigen Restaurationsgebäude verbunden boten jede Bequemlichkeit. Und das alles in herrlichster Natur am Fuße des dicht bewaldeten Tgmangebirges gelegen. Hier konnte man sich wirklich ausruhen. So habe ich auch manchmal, wenn ich übermüdet und verstaubt aus den Bergen kam, in Slidze Halt gemacht, um dort erst einmal tüchtig auszuschlafen und die Wonne eines warmen Bades zu genießen, bevor es weiter nach Sarajewo ging.

Der erste Ausflug, den ich mit Reisers Unterstützung machte, zeigte mir gleich, wie anders es sich in Bosnien reisen und jagen ließ, wenn man einen landeskundigen und ornithologisch geschulkten Begleiter, wie Santarius, mitbekam. Nie wäre es mir ohne solch kundigen Führer in den kurzen Osterferien, die mir im April 1901 zustanden, möglich gewesen, so viel von der dortigen Vogelwelt, ihren Nestern und Horsten, ihrem Brutgeschäft und ihrer Lebensweise kennen zu lernen. Daß ich dabei nicht allzuweit von Sarajewo einen Steinadler und an der Save zwei Seeadler am Horste, dazu noch eine Anzahl anderer Raubvögel, Reiher und Wasservögel schoß und ihre Bälge, von Santarius sachkundig präpariert, mit nach Hause nehmen konnte, machte für mich diesen kurzen Ausflug zu einem der wertvollsten in der langen Reihe meiner nach Bosnien unternommenen Fahrten. Aber trotz der Empfehlungen Pitners in der Herzegowina, trotz der Unterstützungen Reisers im Bezirk

Joča und trotz der Führung des vortrefflichen Santarius in das Waldgebirge bei Jelec gelang es mir nicht, in den ausgeschundenen, immer wieder von neuem beunruhigten Freigeieten auch nur einen einigermaßen befriedigenden Erfolg auf Gamswild zu erzielen. Auch auf Rehe blieb mir mit Ausnahme eines einzigen wirklich guten Bockes der Erfolg versagt. Umsonst nächtigte ich wiederholt in mehr als 1600 Meter Höhe zwischen Felsen und froh bis auf die Knochen, umsonst durstete ich bei glühend heißen Pürschen im wasserlosen Karstgebirge und mußte froh sein, in einem tiefen Karstloche oder in schattigen Felspaltten schmußigen Schnee zu finden; umsonst kampierte ich bei Wind und Wetter wochenlang unter mächtigen Tichten am Hochwaldrande und quälte mich tagaus, tagein von früh bis abends ab. Das Ergebnis blieb im großen und ganzen äußerst kläglich. Ein paar mittelmäßige Gamsböcke und ein guter Rehbock, das war alles. Jedenfalls stand das Erreichte in gar keinem Verhältnisse zu der aufgewendeten Zeit, Anstrengung und Entbehrung. Es war unter diesen Umständen wirklich nicht mehr der Mühe wert, in Bosniens Freigeieten zu jagen. Nur in den reservierten Jagdbögen mochte es sich vielleicht noch lohnen. Wie aber sollte ich junger, unbekannter Mann in meiner bescheidenen forstlichen Stellung dazu kommen, in den Schongebieten, die nur den hohen Herren aus Wien und ab und zu einmal einem der Großen des Okkupationsgebietes zur Verfügung standen, jagen zu dürfen! Doch Freiherr von Pitner wußte Rat; er schrieb an den Minister in Wien und bat ihn, mich zu empfangen.

So erschien ich denn an einem schönen Augusttage im Jahre 1902 feierlich im Frack zur angegebenen Stunde im Palais des gemeinsamen Ministeriums in Wien. Freundlich wurde ich von Seiner Erzellenz empfangen und seiner wohlwollenden Unterstützung versichert. Alles Weitere sollte ich mit dem einschlägigen Sektionschef, Herrn von Horowiß, der bereits über mein Kommen unterrichtet war, besprechen. Fast eine Stunde behielt mich der Sektionschef bei sich. Ich mußte ihm an Hand der Karte über meine bisherigen Ausflüge in Bosnien und die dabei gemachten jagdlichen Erfahrungen berichten. Der Besuch endete damit, daß Herr von Horowiß den Wunsch aussprach, ich möchte doch auch einmal ein Reh- und ein Gamschongebiet bezagen und dem Ministerium über die dort gewonnenen Eindrücke rückhaltlos berichten. Es läge ihm sehr viel daran, über die gegenwärtigen Zustände und die jagdlichen

Möglichkeiten klar zu sehen. Er würde mir, um meinen Ausflug bei den dortigen Behörden zu legitimieren und meine Reise nach jeder Richtung hin zu erleichtern, eine „Offene Ordre“ ausstellen, jenen großen Reisepaß, von dem ich wohl schon gehört, auf dessen Erlangung ich aber nie zu hoffen gewagt hatte.

Wenn ich das große Los gewonnen hätte, wäre ich nicht glücklicher gewesen als damals beim Verlassen des Ministeriums. Die bisher unerreichbar scheinenden Schongebiete waren mir geöffnet, ja ich durfte sogar in Sarajewo bei der Landesregierung selbst bestimmen, wo ich jagen wollte, ich durfte die Höhe des Abschusses an Reh- und Gamsböcken selbst beantragen! Dazu die in Aussicht gestellte „Offene Ordre“, von deren Wert und Wunderwirken mir schon Reiser und Santarius genugsam erzählt hatten. Ich, der junge kgl. bayer. Forstamtsassistent, der keinerlei Protektion aus der Heimat mitgebracht hatte, sollte hier im fremden Lande so unverdienter Weise ausgezeichnet werden! — Ich konnte es kaum glauben. —

Es wirbelte mir förmlich im Kopfe, als ich mich auf der Kärntnerstraße wiederfand und ich wurde von der Wirklichkeit dieses mir widerfahrenen Glückes so recht erst dann überzeugt, als ich am gleichen Nachmittage noch die Offene Ordre in meinem bescheidenen Hotel „Österreichischer Hof“ vorfand. Ein Diener des Ministeriums hatte sie gebracht und dem Portier gegen Unterschrift ausgehändigt. Wie stieg ich in der Achtung dieses Hotelgewaltigen, als ich scheinbar gleichgültig den versiegelten Umschlag des hohen k. u. k. Gemeinsamen Ministeriums einsteckte, wie wenn es mich gar nicht interessierte. Sobald ich aber auf meinem Zimmer war, riß ich voll Ungeduld den Umschlag auf und las und las immer wieder:

k. u. k.

Gemeinsames Ministerium
in Angelegenheiten
Bosniens und der Herzegowina.

Z. 10. 511

B. H.

Offene Ordre!

Herr Dr. Georg Escherich aus Bayern unternimmt eine Reise nach Bosnien und der Herzegowina, um dortselbst Studien über die Jagd anzustellen.

Alle Behörden und öffentlichen Organe/: einschließlich der Gendarmerie-Commanden:/ werden hiermit angewiesen, dem Genannten mit besonderer Aufmerksamkeit entgegenzukommen und erforderlichenfalls jede thunliche Unterstützung zu gewähren.

Wien, am 9. August 1902.

Vom gemeinsamen Ministerium,
Für den gemeinsamen Finanz-Minister.

gez. Horowiß

An

alle Behörden und öffentlichen Organe — einschließlich der Gendarmerie-Commanden — in Bosnien u. d. Herzegowina.

Eine Reihe von Jahren habe ich in den staatlichen Jagdreservaten Bosniens und der Herzegowina, die mir die nächsten Jahre mit Ausnahme des für den Herrn Landeschef reservierten Igman-Bjelasnica sämtlich zur Verfügung standen, gejagt. Die ersten Schongebiete, die ich kennen lernte, waren das als Rehrevier besonders gelobte Schongebiet I Sebesic, dann das wohl beste Gamsreservat am Prenj und das Schongebiet V Foča, in dem Reh- und Gamswild nebeneinander in gleichen Lagen vorkam. Waren die Erwartungen, die ich gehegt hatte, an und für sich nicht übermäßig gewesen, so wurden sie doch noch durch die Wirklichkeit enttäuscht. Nach einer mehr als zehnjährigen Einschonung hätte der Wildstand anders aussehen müssen. Daß dies nicht so war, daran war in erster Linie der völlige Mangel an einem richtigen Jagdschuße schuld. Er machte die Schongebiete zum Tummelplatz der Wilderei. So bin ich in den beiden ersten Reservaten gleich mit Wilderern zusammengestoßen, die in kleinen und größeren Trupps dort ganz unverfroren jagten. Es war nur ein glücklicher Zufall, daß der Zusammenstoß im Prenj, der zur Festnahme eines Raubschützen führte, so harmlos verlaufen ist. Es hätte auch anders kommen können. — Nach diesen Erfahrungen wurde mir sehr bald klar, daß die Jagdreservate ihren Sinn verlieren würden, wenn nicht sobald als möglich mehrere gelernte Berufsjäger, die am besten nicht aus dem Lande selbst, sondern vielleicht aus Kärnten oder Krain stammten, für jedes Revier gestellt würden. Unter den gegenwärtigen unmöglichen Zuständen würden die Schongebiete, deren Abgrenzung in der Natur oft sehr unglücklich gewählt

war, nur das Wildererunwesen großziehen, dabei wegen des allgemeinen Schießverbotes eine Überhandnahme des Raubwildes fördern. Wenn in der gegenwärtigen Verfassung die Schongebiete schließlich gerade noch die Erhaltung der Art verbürgten, so mußte doch darüber hinaus noch ganz anderes erreicht werden können. Die Jagdreservate mußten nachhaltige Quellen für den Nutzwildstand des Landes werden. Dies aber war nur zu erreichen, wenn sie richtig bewirtschaftet, ausreichend geschützt und zahlen- wie flächenmäßig vermehrt wurden.

Mit dem Rehstande war es bis zum Jahre 1903 verhältnismäßig gut gewesen, dann kamen eine Reihe besonders schwerer schneereicher Winter, in denen das Rehwild streckenweise so gut wie vernichtet wurde. Zur Wintersnot kamen noch die Wölfe hinzu und die Gebirgsbauern, die truppweise auf Schneereifen mit der Art bewaffnet auszogen, angeblich um das vogelfreie Schwarzwild zu fällen. Dieses durfte, wie das Raubwild, auch von Nicht-Jagdberechtigten auf eigenem Grund und Boden ohne Schußwaffe erlegt werden. Statt der Wildschweine erschlugen sie aber in der Hauptsache Rehe. Das arme geheßte Wild wurde in die tief verschneiten Karstdolinen getrieben und fiel, wenn es dort in dem mannshohen Schnee vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnte, den Artgenossen der Verfolger zum Opfer. Die furchtbaren Wunden, die dem Rehstande auf diese Weise eine Reihe von Jahren nacheinander geschlagen wurden, waren zu schwer, als daß sie so rasch wieder hätten ausheilen können. Ich wenigstens habe, solange ich in Bosnien jagte, keine Besserung mehr erlebt. Der Rehstand kam nicht annähernd mehr auf die frühere Höhe. Besser hatte der Gamsstand die schweren Winter überstanden, doch waren die Verluste, die ihm jahraus, jahrein die ungezählten Raubschützen zufügten, so beträchtlich, daß er sich nicht nennenswert mehrern konnte.

In meiner im Jahre 1904 dem k. u. k. Gemeinsamen Ministerium abgelieferten Denkschrift „Kritische Betrachtungen über die jagdlichen Verhältnisse Bosniens und der Herzegowina“ habe ich mit aller Deutlichkeit auf die herrschenden großen Mißstände hingewiesen und keinen Zweifel darüber gelassen, daß trotz des im allgemeinen recht guten Jagdgesetzes der Untergang der Jagden besiegelt sei, wenn den fortwährenden Übertretungen des Gesetzes nicht durch strengste Überwachung möglichst bald Einhalt getan würde. Wenn aber wie bisher auf alle nur mögliche Art und Weise weiter

geschunden würde, wenn vor allem statt mit höchstens zwei erlaubten Bracken mit vielköpfigen Meuten wochenlang ganze Gebirgsteile ausgeheßt und wahllos auf jedes anlaufende Wild, gleichgültig ob Reh oder Gams, ob Boek, Geiß oder Ritz, mit Schrot geschossen würde, und wenn vor allem die staatlichen Jagdreservate nicht besser geschützt und zweckmäßiger abgegrenzt würden, sei das Ende der Jagden im Okkupationsgebiete in absehbarer Zeit besiegelt. Das sei meine unumstößliche Überzeugung. —

Es wunderte mich, daß diese nach Anschauung meiner Freunde vielleicht unnötig scharf gehaltene Denkschrift in Wien so gut aufgenommen wurde. Hofrat Dr. ing. Karl Petrascheck, der oberste technische Leiter des gesamten Forst- und Jagdwesens im Okkupationsgebiete, ein Forstmann von Weltruf und ein hervorragender Kenner Bosniens, stimmte meinen Ausführungen nicht nur völlig zu, sondern bat mich sogar noch um Ergänzung nach der einen oder anderen Richtung hin. Noch mehr wunderte mich, daß auch die bosnisch-herzegowinische Landesregierung in Sarajewo, die doch durch die Kritik in erster Linie betroffen wurde, sie als durchaus richtig und berechtigt anerkannte und mich sogar zwei Jahre später ihrerseits zu einem weiteren jagdlichen Gutachten heranzog. Die Erklärung hierfür lag vielleicht darin, daß sich damals schon immer mehr Strömungen der eingessenen Bevölkerung gegen Wien zeigten und die österreichischen Beamten des Okkupationsgebietes sich gerne auf Gutachten unabhängiger Dritter stützten, wenn es die Beseitigung von Mißständen im Lande galt.

In dem neuen von mir verlangten Gutachten handelte es sich um die Stellungnahme zu einer wohl in höherem Auftrag verfaßten Denkschrift des Hauptmanns a. D. Laszka, der als guter Kenner der jagdlichen Verhältnisse galt und sich als Jagdschriftsteller schon einen Namen gemacht hatte. —

Laszka sah das Heil für die jagdliche Zukunft in der Schaffung eines „Allgemeinen Jagdschutzvereins für Bosnien und die Herzegovina“, dem jeder Inhaber einer Jagdlizenz angehören mußte. Er wollte über den Verein eine rasche Besserung des Jagdwesens erreichen, vor allem durch Hebung der jagdlichen Sitten, aber auch durch einschneidende gesetzliche Bestimmungen wie Verbot des Schrotschusses auf Schalenwild und Änderung der Schußzeiten. Er regte ferner die Einführung neuer Wildarten an, forderte planmäßige, zentral geleitete Raubzeugverteilung im ganzen Lande, verlangte

Hundezucht und Dressur und endlich auch noch eine jagdliche Monatschrift, die jedes Vereinsmitglied halten und auch lesen sollte. Das waren alles Forderungen, die sich auf dem Papier recht schön ausnehmen, wohl auch wünschenswert, in Wirklichkeit aber nicht durchführbar waren.

Um nur die einschneidendste Forderung des Kugelschusses auf Schalenwild herauszunehmen, wunderte ich mich nur, wie ein Mann, der doch die bosnischen Jagdmethoden kennen mußte, eine derartige unmögliche Forderung stellen konnte. — Unter der bosnischen Jägerei nahmen die türkischen Notabeln und andere angesehenere einflußreiche Eingeborene zahlenmäßig den Hauptteil ein. Ihre angestammte Jagdmethode auf Reh- und Gamswild war nun einmal die Brackenjagd, von der sie nicht lassen wollten und auch nicht lassen konnten, da das Brackieren in den wilden Gebirgstälern und Schluchten oft die einzige Erfolgsmöglichkeit bietet. Wie stellte sich nun Herr Laska den Kugelschuß auf einen vor Hunden flüchtenden Rehbock vor? Beim Gamsbock mag's vielleicht gehen, allmählich den Kugelschuß durchzusetzen, da die Gams, auch wenn sie mit Hunden gejagt wird, immer wieder einmal ein „Standerl“ macht und Gelegenheit gibt eine Kugel anzubringen. Der Rehbock aber prescht vor dem Hunde in wilder Flucht dahin und ist dabei mit der Kugel kaum zu treffen. Man müßte also die ganzen bisherigen Jagdmethoden aufgeben und zur Pürsche übergehen, die aber auf Rehe im Herbst kaum Erfolg haben dürfte, ganz abgesehen davon, daß die wenigsten Lizenzinhaber im Besitze eines brauchbaren Kugelgewehres gewesen wären. Wenn es innerhalb von mehr als zwei Jahrzehnten nicht gelungen ist, auch nur die größten jagdlichen Verfehlungen und Gesetzesübertretungen zu verhüten, wie sollte man da neue, viel weitergehende Forderungen aufstellen, die von vornherein nicht gehalten werden? Es ist ein schwerer Fehler, gesetzliche Bestimmungen zu erlassen, die mit Sicherheit umgangen werden und damit der Autorität des Gesetzes weiter Abbruch tun. Ebenso wenig ist es möglich, auf dem Verordnungsweg die jagdliche Sitte verbessern und Jäger, die bisher die Jagd nur nach ungezügelten Naturtrieben ausgeübt haben, auf Befehl in waidgerechte Jäger umformen zu wollen. Es wird nicht einmal einem hochstehenden Kulturvolke gelingen durch papierene Erlasse und Verordnungen aus gewohnheitsmäßigen Jagdschindern waidgerechte Jäger zu machen. Bestimmungen in dieser Richtung werden meist nur einen Schlag

ins Wasser bedeuten, da die Art des Jagdbetriebes eine strenge Überwachung unmöglich macht, es sei denn, man gäbe jedem Jäger ein Kontrollorgan mit auf die Jagd. — Auch gegen den Gedanken, neue Wildarten einzuführen, habe ich mich ausgesprochen und es als viel zweckmäßiger bezeichnet, die vorhandenen bodenständigen Arten zu erhalten und zu mehren.

Es war klar, daß Herr Laska, der sich mit seinen Vorschlägen die Sporen verdienen wollte und sie auch, wie seine spätere Bestallung zum Jagdreferenten bei der Landesregierung zeigte, verdient hatte, über meine scharfe ablehnende Stellungnahme nicht gerade erbaut war. Für mich aber konnte dies ziemlich gleichgültig sein. Ich wollte durch meine offene Kritik dem Lande, in dem ich so viel Gastfreundschaft genossen, weitere jagdliche Enttäuschungen und unnötige Ausgaben ersparen. Daher durfte ich auch nicht vor Personen, die mir nützen oder schaden konnten, Halt machen. — Im Jahre 1908 war ich zum letzten Male in Bosnien. Meine rasch aufeinander folgenden größeren Expeditionen nach Abessinien und Kamerun, sowie der bald darauf ausbrechende Weltkrieg beendeten die mir liebste Etappe in meinem Jägerleben. Die Erinnerung daran könnte nicht schöner sein.

Der Wald und seine Erschließung

Auch forstlich ist mir das Okkupationsgebiet in allerbesten Erinnerung geblieben. Ich habe dort unberührte Urwälder, wie auch bis aufs letzte ausgeschundene Waldgebiete gesehen und aus diesen Gegensätzen gelernt. Bosnien mit mehr als 50% Waldfläche ist nach Finnland das walddreichste Land Europas. Hier konnte man auch das unselige Wirken menschlicher Unvernunft auf den Waldbestand eines Landes wie an einem Schulbeispiel studieren. Neben gewaltigen Hochwaldungen von großer Schönheit und Wuchskraft in den entlegeneren Gebirgsgegenden gab es in der Nähe menschlicher Siedlungen ausgedehnte Flächen elenden Buschwaldes, der durch jahrhundertelange schwerste Mißhandlung aus ehemaligem frohwüchsigen Laubholzhochwald zu diesem Zerrbild geworden ist. Und während unten im Tale oder in der Ebene der Bauer auf seine Weise Waldabschwendung trieb, arbeitete oben in den Waldregionen der Hirte in gleich verderblichem Sinne mit Art und Feuer, um seine Weideflächen zu erweitern. Die Folge dieser kurzsichtigen Tätigkeit war in beiden Fällen Rückgang der Boden-

Kraft oder gar Verkarstung weiter, früher mit Wald bestockter Flächen. Der Grundwasserspiegel senkte sich, die Quellen versiegten und statt Verbesserung der Weiden erreichte der brennende und sengende Hirte das Gegenteil.

Gerade noch zur rechten Zeit hatte Oesterreich das Land übernommen, um in zielbewußter Forstwirtschaft die gewaltigen Schäden wenigstens einigermaßen wieder gutzumachen, die unter der waldföindlichen ottomanischen Herrschaft geschlagen worden waren. Mit aller Energie wurde gegen weitere Waldabschwendung vorgegangen und die durch Waldvernichtung mit Verkarstung bedrohten Gebiete in Aufforstung genommen. Mit unendlichen Schwierigkeiten wurden schrittweise Karstaufforstungen durchgeführt und Verbesserungen am Busch- und Niederwald vorgenommen. Langsam und ganz allmählich mußte die Bevölkerung überzeugt werden, daß ihre waldföindlichen Bestrebungen nur Verderben brachten.

Von den rund 2 Millionen ha Staatswald war die überwiegende Fläche unberührter Urwald, an dem der Buchenhochwald den größten Anteil hatte. Gewaltige Flächen waren auch mit Fichten, Tannen und Kiefern mit mehr oder weniger Laubholzbeimischung bestockt. Größere reine Schwarzkiefernbestände fanden sich nur bei Bisegrad, reine Eichenhochwälder auf sehr bedeutenden Flächen hauptsächlich im nordbosnischen Hügellande. Vorherrschend ist in diesen Eichenhochwäldern die Traubeneiche, die in oberen Lagen häufig durch die Zerreiche ergänzt wird. Ein waldbaulich besonders interessantes Bild bietet sich da, wo sich die Kiefer, vor allem die Schwarzkiefer oder gar die Tanne mit der Eiche mischt. —

Die Niedertwaldungen, die man ausschließlich in der Nähe menschlicher Siedlungen antrifft, sind durch willkürliche Nutzung stark herabgewirtschaftet. Zum Teil haben sie schon durch das ewige Köpfen oder auf den Stocksetzen, ferner durch rücksichtslose Gewinnung von Futterlaub, durch Vieheintriebe und andere waldezstörende Maßnahmen den Charakter von Buschwald angenommen. Soweit die mißhandelten Holzarten auf guten Böden stocken, reicht ihre Wuchskraft gerade noch aus, den nötigen Bodenschuß zu gewähren, im Karstilande aber verschwinden die Stockauschläge immer mehr, bis nach einer Reihe von Jahren der Boden völlig fahl liegt und verhagert. — Einen geradezu trostlosen Eindruck haben auf mich die ausgedehnten Buschwaldungen

in der Herzegowina gemacht, die man nur mehr als Baumgestrüpp bezeichnen kann. Bis hoch hinauf ziehen sich diese kümmerlichen Reste ehemaligen mächtigen Waldes, der durch ununterbrochenen Eintrieb von Vieh namentlich der besonders gefährlichen Ziegen zu einem Krüppelwald schlimmster Sorte geworden ist. —

Unendlich viel kann in Bosnien der Forstbotaniker lernen. Es gibt kaum eine mitteleuropäische Holzart, die hier nicht vorkommt und zwar meist in starken, schönen Exemplaren. Nie habe ich mächtigere Fichten und Tannen, nie stärkere Eiben gesehen als in Bosniens Bergen, dann die prächtigen Panzerkiefern (*Pinus leucodermis*) und die mächtigen Stämme der *Amoricafichte* und Duzende anderer bei uns seltener Nebenholzarten, von den ungezählten Forstunkräutern gar nicht zu reden! Von den fruchtbaren Niederungen der Save bis hoch hinauf an die Grenze der sterilen Felsspitzen der Hochgebirge lebt und vergeht unter besonders günstigen klimatischen Verhältnissen ein mannigfaltiger artenreicher Wald, wie man ihn in Europa wohl nur noch ganz selten antreffen wird.

Auch vom waldbaulichen Gesichtspunkte aus waren die bosnischen Wälder für mich äußerst lehrreich und interessant. Hier habe ich zum ersten Male in großem Ausmaße wertvolle Urwälder gesehen, die noch von keines Menschen Hand berührt worden sind. Vom Keimen des Samenkorns bis zum Sterben des überalterten Stammes war der Wald sich selbst überlassen, der Mensch hat hier keinerlei Einwirkung gehabt. Das also, was wir sehen, ist unverfälschtes Erzeugnis der Natur, deren schöpferische Kräfte Menschenwitz und -fleiß nie ersetzen kann. Gewaltig sind die Ausmaße der herrschenden Stämme, die einer natürlichen Auslese entsprungen sind und im rücksichtslosen Kampfe ums Dasein alles, was in nächster Umgebung schwächer war, unterdrückt und vernichtet haben. Der Kampf um Boden, Licht und Luft, der dem einzelnen Holzgewächs im Kulturwalde schon durch die Art der Bestandesbegründung und die darauffolgende und immer wieder nachhelfende Bestandespflege abgenommen wird, ist dort ein langwieriger Kampf des Einzelnen bis zur Vernichtung oder Unterdrückung der schwächeren Nachbarn. Wenn in diesem Ringen um den Lebensraum auch der Zufall eine wesentliche Rolle spielt, so ist doch kein Zweifel, daß die Sieger im Kampfe meist die gesündesten und bestveranlagten und damit auch wieder die zur Nachzucht geeignetsten Pflanzen sind. So wachsen im Urwalde Hölzer von Ausmaßen und Qualität heran, wie wir sie in

unseren Kulturwäldern nicht oder doch nur selten heranzuziehen vermögen. Ebensovienig wie auf jagdlichem Gebiete die „Hege mit der Büchse“ die natürliche Auslese, wie sie Wintersnot und Raubwild darstellen, voll ersetzen kann, ebensovienig vermag die beste Bestandesbegründung und -pflege die Auslese der Zukunftsstämme auch nur annähernd so sicher zu treffen, wie sie der Kampf ums Dasein im Urwalde trifft.

In Bosniens Urwäldern kann man natürliche Verjüngungen studieren, wie sie naturgewollt sind, wobei man allerdings in Ausanwendung für unsere heimischen Waldungen nicht übersehen darf, daß in dieser südlichen Lage die Lichtentwicklung eine stärkere ist als bei uns und infolgedessen die jungen Pflanzen auch mehr Beschattung ertragen. Außerdem ist in diesen wärmeren Ländern die Blüten- und Samenbildung eine häufigere und energischere und infolgedessen die Verjüngung auch leichter. Neben abwechslungsreichen Bildern aller Arten natürlicher Verjüngung zeigt uns der Urwald das Werden von Beständen und ihre Vielgliedrigkeit von Anfang an bis zum natürlichen Lebensende. Die großen Unregelmäßigkeiten, in seinem Aufbau, seinem Alter und seiner Zusammensetzung wirken wohltuend gegenüber der Eintönigkeit und Gleichförmigkeit unserer Forsten, die selbst in ihrer abwechslungsreichsten Betriebsform, dem Plenterwalde, das natürliche Vorbild nicht annähernd erreichen.

Wenn wir auch am Urwald so vieles lernen können und seine bodenverbessernde und holzerzeugende Kraft bewundern und anerkennen müssen, so können wir uns doch den Luxus eines solchen ursprünglichen Waldes heute nicht mehr leisten. Wir müßten ja dann auf jegliche Nutzung verzichten! Gerade in dem Umstande, daß dem Urwalde seit unvordenklichen Zeiten keine Holzmassen entzogen wurden, sondern der überalterte, von Insekten, Pilzen oder Winden gefällte und allmählich verwesende Stamm den Urwaldboden wieder düngte und mit seinem Humus beste Keimstätten für neuen Anflug schuf, liegt seine große Kraft. Einen Wald aber ohne regelmäßige Nutzung kann sich heute — kleine Naturschutzgebiete ausgenommen — kein Kulturland mehr gestatten. Wir müssen aus dem Waldkapital eine Verzinsung haben und ihm infolgedessen Holz entnehmen, ohne freilich die damit entzogenen Nährstoffe dem Boden in Form von Düngung wieder zurückgeben zu können. Darin liegt der wesentlichste Unterschied zwischen Urwald und Kulturwald und darin ist

auch seine im modernen Walde nicht mehr zu erreichende Wuchskraft hauptsächlich begründet.

Dagegen können wir so manches im Urwalde hinsichtlich der Naturverjüngung Geschaute und Gelernte in unserer Forstwirtschaft nutzbringend verwerten und darüber hinaus die dort nicht immer günstig wirkenden Zufälligkeiten ausschalten. So ist die oft gehörte Annahme, daß im Urwalde auf einem Platze nur die für diesen Standort geeignetste Holzart sich durchsetzt, nicht richtig. Maßgebend für die Verjüngung im Urwalde sind in erster Linie die zufällig an diesem Platze stehenden Mutterbäume, wenn nicht Vogelsaat oder andere Umstände noch mitgewirkt haben. Solche Zufallswirkungen aber kann man im Kulturwalde mehr oder weniger vermeiden bzw. durch menschliche Nachhilfe ergänzen, so daß in der Ausnutzung des besten Standortes der heutige Wirtschaftler gegenüber den bei der Urwaldverjüngung ausschlaggebenden Einflüssen im Vorteil ist. —

Daß ein richtiger Urwald mit seiner artenreichen Mischung von Holzarten, mit seinem Wechsel der Altersstufen, mit seinen durch Windwurf, Insektenfraß oder Pilze immer wieder verursachten Bestandeslöchern und Lücken dem Wilde unendlich bessere Lebensbedingungen bietet als einförmige geschlossene Nadelholzbestände ist selbstverständlich. Auf dem gleichen Gebiete liegt die Schönheit des Urwaldbildes, das den Wald- und Naturfreund mitunter geradezu überwältigt. Das, was ich dort unten gesehen habe, war noch Wald im ursprünglichsten Sinne des Wortes und kein „Holzgarten“, wie man heute leider so viele unserer Waldungen treffend bezeichnen könnte. Immer wieder habe ich auf meinen ungezählten Pürschen durch Bosniens Wälder trotz aller Jagdleidenschaft Halt gemacht, nur um mich satt zu sehen an den herrlichen Bildern, die sich stets von neuem zeigten. Und wenn ich so manche Nacht fernab von jeder menschlichen Siedlung unter einer Urwaldfichte am Feuer lag und vor dem Einschlafen noch das Rufen des Schuhu oder von ferne das Heulen der Wölfe hörte, dann war ich ganz in meinem Element. Es waren Stunden, in denen ich wunschlos glücklich sein konnte. —

War der Wald auch unbestreitbar der wertvollste Besitz des Landes, so handelte es sich doch anfänglich um völlig brachliegende Schätze, die zu ihrer Hebung bedeutender Kapitalaufwendungen bedurften. Der völlige Mangel an Verkehrswegen hatte unter der ottomanischen Zeit eine Nutzung im größeren Stil ausgeschlossen.

Nur einige primitive Wassersägen arbeiteten für den geringen Bedarf der Einheimischen, da und dort wurden zur Holzkohlerzeugung für die armselige Eisenindustrie kleinere Meilerstätten unterhalten, sonst beschränkte sich die Holznußung auf die Deckung des Brenn- und Bauholzbedarfs, der immer nur den nächstgelegenen Waldungen entnommen wurde. —

Nach Übernahme des Landes ging die österreichische Regierung zielbewußt an die Nußbarmachung des gewaltigen Holzreichtums. Zunächst wurde mittels zahlreicher Probeflächen eine erste Schätzung der Holzvorräte der Staatswaldungen vorgenommen und rd. 300 Millionen Festmeter Verbholz von über 7 cm Durchmesser als vorhanden angenommen, wovon rd. 120 Millionen Festmeter auf das Nadelholz, der Rest auf das Laubholz treffen. Selbstverständlich müssen, wenn man nur das mit Gewinn verwertbare marktfähige Nußholz einigermaßen genau in Rechnung setzen will, von obigen Zahlen sehr starke Abstriche gemacht werden. So rechnete die Forstverwaltung bei den Nadelhölzern mit 50% Verlust infolge Überalterung und sonstiger Schäden und dazu noch mit einem weiteren nicht unbeträchtlichen Abschlag durch die schwierige Bringung und den weiten Transport. Dabei blieben aber immer noch so große Massen besten Nußholzes übrig, daß sich auch eine teure Erschließung, wenn sie richtig angepackt wurde, rentieren mußte. Eines aber stand von Anfang an fest, daß ohne leistungsfähige Waldbahnen mit Lokomotivbetrieb, ohne ein weitverzweigtes bis zu den einzelnen Schlägen führendes Rollbahnsystem und andere Bringungs- und Transporteinrichtungen wie Bremsberge, Riesen usw. an eine großzügige und rentierende Nußbarmachung des Waldes nicht zu denken war.

In Anbetracht dieser Verhältnisse stand die landesärarische Forstverwaltung vor der Frage, die Nußung der Staatswaldungen in Eigenregie durchzuführen, oder aber sie vertragsmäßig an kapitalkräftige tüchtige Holzunternehmungen zu vergeben. Mit Rücksicht auf die hohen Kapitalaufwendungen einerseits, für die anfänglich staatliche Mittel nicht zur Verfügung standen, und in Anbetracht des immerhin nicht unbeträchtlichen Risikos entschied sich die Forstverwaltung hinsichtlich der größten Waldgebiete für den zweiten Weg, während der Staatsregiebetrieb auf verhältnismäßig kleiner Fläche Platz griff.

Der einschlägige Minister von Kallay in Wien hatte sehr richtig

die Bedeutung der Waldwirtschaft für die gesamte Volkswirtschaft Bosniens und der Herzegowina erkannt und hatte schon bald nach der Okkupation mit großen italienischen und anderen Holzhandelsfirmen Verhandlungen gepflogen, ohne aber infolge der besonderen Schwierigkeiten des Unternehmens und des großen Geldbedarfs zum Ziele zu kommen. Schließlich gelang es ihm aber doch noch mit dem als Ingenieur und Holzfachmann bestens bekannten Geh. Kommerzienrat Otto Steinbeis, einem geborenen Württemberger, der in seinen großen Holzunternehmungen im oberbayerischen Gebirge genügend Erfahrungen für die Holzbringung gesammelt hatte, zum Abschluß zu kommen. Otto Steinbeis schloß nach genauer Besichtigung des Waldgebietes im Jahre 1892 den ersten größeren Holzabstoßungsvertrag im Ernagora und Ormec-Gebiet ab. Als Abnutzungszeitraum wurden 20 Jahre, als Höchsteinschlag $1\frac{1}{2}$ Millionen Festmeter, als Stocktage 2 Kr. für das Nußholz und 60 Heller für das Brennholz vereinbart.

Wenn ich mich von den verschiedenen Holzunternehmungen des Okkupationsgebietes auf das vorgenannte beschränke, so möchte ich dies nicht nur mit seiner Bedeutung und Großzügigkeit begründen, sondern vor allem auch damit, daß ich seinen Schöpfer persönlich näher kennen lernte und aus seinem Munde so manches über das Entstehen und Werden des gewaltigen Werkes erfuhr. Außerdem war mir das Steinbeis-Unternehmen aus eigener Anschauung bekannt. Auf Einladung von Steinbeis selbst habe ich im Jahre 1905 das Vertragsgebiet besucht und Gelegenheit gehabt, die großartigen Transport- und Bringungsanlagen, sowie den Betrieb im Walde, in der Säge und schließlich auch noch im Hafen von Sebenico zu sehen.

Als Steinbeis mit der Nutzung des Vertragsgebietes begann, war zunächst nichts anderes möglich als den Wasserrweg auf der Sana zu wählen und das Holz mittels Trift bis zu dem in Sanski-mošt erbauten Rechen zu bringen und von dort in gebundenen Flößen zum Sägewerk nach Doberlin weiter zu befördern. Die größte Schwierigkeit lag in der Holzbringung im Walde vom Fällungsort bis zu dem viel tiefer liegenden Triftwasser. Da das Abstoßungsgebiet erst etwa von 900 m an begann, die Triftbäche aber, die erst richtig ausgebaut werden mußten, mehr als 600 m tiefer lagen, waren mit dem gefällten Holze große Höhenunterschiede und weite Strecken zu bewältigen. Steinbeis hatte von

Anfang an daran festgehalten, das Schleifen im Walde nur auf kürzeste Strecken zu beschränken, jeden weiteren Transport aber auf fliegenden und festen Rollbahngleisen zu bewerkstelligen und die größten Höhenunterschiede mittels Bremsbergen zu überwinden. Es wurde rasch, sicher und zielbewußt gearbeitet, so daß am 1. März 1894 schon der Verschnitt in Doberlin begonnen werden konnte. Nur wer das Vertragsgebiet aus eigener Erfahrung kennt, vermag die ungeheueren Schwierigkeiten zu würdigen, die überwunden werden mußten, bis die Säge in Doberlin zum Schneiden kam und nachhaltig mit dem nötigen Schnittmaterial beliefert werden konnte. Schon im ersten Betriebsjahre wurden 20 000 fm dort geschnitten; mit Ausbau des Betriebes erhöhte sich die Jahresmenge bis auf 100 000 fm.

Das Unternehmen wuchs und gedieh trotz aller Zweifel, die anfänglich selbst von fachmännischer Seite geäußert wurden. Die geniale Führung seines Begründers meisterte alle Schwierigkeiten, so daß schon im Jahre 1900 das Vertragsgebiet und die Vertragszeit erweitert werden konnten. Damit reifte ein von Steinbeis schon ursprünglich gefaßter Lieblingsplan, das Waldgebiet und mit ihm andere große Teile Nordwest-Bosniens auf dem kürzesten Wege zur Adria aufzuschließen, indem er mit seiner Industriebahn Anschluß an die dalmatische Staatsbahn suchte. Fürwahr in damaliger Zeit für einen Privatunternehmer ein geradezu gigantischer Plan! Die gewaltigen Schwierigkeiten wären für einen weniger wagemutigen und tüchtigen Unternehmer schier unüberwindlich gewesen. Schon der Bau einer leistungsfähigen Bahn von Drvar bis Knin über mehr als hundert Kilometer durch schwieriges Gebirgsgelände, dann die Errichtung einer neuen großen Sägeanlage in Drvar und schließlich noch die Hafenanlagen in Sebenico, wozu eigens eine felsige Halbinsel erworben werden mußte, waren Aufgaben, an der die Meisten gescheitert wären. Nicht so Steinbeis. Er schaffte, auf eigene Kraft gestellt, das gewaltige Werk, das nicht nur eine technische, sondern auch finanzielle Kraftleistung ersten Ranges bedeutete. Über 25 Millionen Kronen verschlangen allein im Laufe der Jahre die nötigen Transport-, Betriebs- und sozialen Anlagen, die neu geschaffen und erhalten werden mußten. Außer den Weg-, Trift-, Bahn- und Hafengebäuden, den Sägewerken und mächtigen Krananlagen, waren in dem fast unbewohnten Gebiete umfangreiche Wohnungsbauten und soziale Einrichtungen zu schaffen, um

den Beamten, Angestellten und Arbeitern, die mit ihren Familien viele Hundert Köpfe betrugten, entsprechende Lebensbedingungen zu sichern. Bis zur Schlächtereier und Bäckerei, bis zum Krankenhaus mit Apotheke und Röntgenkammer und bis zur Schule mit Kindergarten war alles vorgesehen. Nichts war vergessen, über das Lebensnotwendige hinaus waren die größeren Betriebsplätze mit einem gewissen Luxus ausgestattet. Und dies alles wurde von Steinbeis ohne behördlichen Druck aus eigenem sozialen Empfinden heraus und so gut wie ohne Vorbild geschaffen. Heute ist eine derartig weitgehende Arbeiterfürsorge etwas selbstverständliches, damals, vor fast 45 Jahren war es in einem Lande wie Bosnien eine außergewöhnliche Leistung.

Unter dem Eindruck des Gesehenen schrieb ich in mein Tagebuch: „Wir können stolz sein auf unseren deutschen Landsmann, der im fernen wilden Lande so Gewaltiges geschaffen hat.“ Ich war überwältigt von der ungeheueren Organisationsarbeit, die dort geleistet worden war und nahm das Gesehene, wie auch das dort Gehörte voll Wissensdurst in mich auf. Gerade wie wenn ich gehnt hätte, daß ich es noch einmal in meinem Leben brauchen würde! Wer hätte damals geglaubt, daß mir auch einmal beschieden sein sollte eine ähnliche Aufgabe durchzuführen. — Kaum 10 Jahre waren verstrichen, als ich im Kriege den Auftrag erhielt, den bekannnten Urwald von Bialowies zu erschließen und nutzbar zu machen. Eine Aufgabe, die dem Umfange nach vielleicht nicht ganz an das Steinbeis-Unternehmen heranreichte, an Vielseitigkeit der Holzverarbeitung aber es wohl noch übertraf. Jedenfalls aber habe ich Vieles, das ich in Bosnien gesehen und gelernt hatte, mit Vorteil in den russischen Wäldern anwenden können. Freilich ohne das bosnische Vorbild, das ein Meister höchster Klasse geschaffen hat, auch nur annähernd erreichen zu können. —

Neben den gewaltigen technischen Leistungen hat mich die waldbauliche Seite der Urwalderschließung besonders interessiert. Ihr letztes Ziel, die Überführung des Urwaldes in einen Kulturwald, bot eine Menge von waldbaulichen Möglichkeiten, aber auch so manche Schwierigkeiten, die von Anfang an nicht voraussehen waren. Da es sich um Ausnutzung von Staatswäldungen handelte, für die das Nachhaltigkeitsprinzip oberste Richtschnur sein mußte, durfte die Abstokung keinerlei Formen annehmen, die eine Wiederverjüngung des in Angriff genommenen Waldteiles gefährden könnte.

Es war daher selbstverständlich, daß sich das Forstärar im Abstoßungsvertrag weitgehenden Einfluß auf die Schlagführung sicherte. Andererseits mußten mit dem ersten Angriff eines Urwaldgebietes auch unverhältnismäßig große Hiebsflächen, wie sie vom waldbaulichen Gesichtspunkte aus kaum mehr zu billigen waren, mit in Kauf genommen werden. Man mußte sich mit diesen Schönheitsfehlern wohl oder übel zufrieden geben, wenn nur dabei keine Abschwendung getrieben wurde und keine Gefahr für die Wiederbestockung bestand. Es standen sich zwei Interessengruppen gegenüber: Auf der einen Seite die des Waldes, die nach forstlichen Grundsätzen ein langsames Vorgehen und strengen Plenterbetrieb forderte, auf der anderen Seite die des Unternehmers, der für seine teuren Bringungsanlagen möglichst viel in der Nähe greifbares Holzmaterial verlangte. Dieses konnte mengenmäßig nur von großen Schlagflächen geliefert werden.

Die Schlagführung im Urwald war bis dahin den meisten praktischen Forstleuten wie auch den forstlichen Wissenschaftlern ein noch völlig neues Gebiet gewesen. Erfahrungen in größerem Umfange hatte man eigentlich vorher nur in den Karpathen machen können, deren Staatswaldungen schon in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts durch Privatunternehmer im großen Stil genutzt worden waren. Hierbei hatte man sich vor sehr starken, flächenmäßig großen Eingriffen, deren Charakter weit mehr Kahlhieben als Plenterhieben ähnelte, nicht gescheut, ohne daß man mit der Verjüngung der abgetriebenen Flächen Schwierigkeiten gehabt hätte. Freilich durfte man diesen Vorgang nicht ohne weiteres auf Nordwestbosnien übertragen. In den Karpathen handelte es sich um tiefgründige Verwitterungsböden des Sandsteins, die auch bei völliger Kahlliegung jahrzehntelang aufnahmefähig für die Verjüngung blieben, während im Vertragsgebiet des Steinbeis-Unternehmens in Bosnien der Urwald auf Karstkalken stockt, die eine längere Kahlliegung nicht vertragen. Dort brauchte man eine rasche Verhagerung der Bodentrume nicht zu fürchten, während hier im Karstgebiete der Bodenschuß eine ganz andere Rolle spielte.

Der im Vertragsgebiet gelegene Wald bestand in der Hauptsache aus Lanne, daneben aus Fichte, die sich hier zu besonders kräftigen, langschäftigen gesunden Stämmen entwickelte und schließlich aus Buche, die mit Ahorn und anderen Laubhölzern eine willkommene Beimischung war. Die Abnutzung erstreckte

sich lediglich auf das Nadelholz über 40 cm Bruststärke, während das schwächere und die Laubhölzer stehen blieben. Die bleibenden alten Buchen, die in dem südlichen Klima häufig und viel Buchelmast abwarfen, wurden eine große Gefahr für die Nadelholzjugend, nicht nur durch eigene Übershattung, sondern auch durch den in ihrem Bereich aufkommenden Buchenausschlag, der alles überwuchert und verdämmt. Der Kampf gegen die Buche wurde zu einer großen Schwierigkeit für den Wirtschaftler. Er mußte mit allen Mitteln geführt werden, sonst konnte man an Stelle des gewollten Nadelholzwaldes mit mäßiger Buchenbeimischung reine Buchenbestände als zukünftigen Wirtschaftswald erleben. Die gewalttätige Buche mußte unter allen Umständen auf den ihr in Zukunft zugedachten Anteil zurückgedrängt werden, zu welchem Behufe man sogar zu der barbarischen Methode des Ringelns griff und die stärksten Altbuchen allmählich zum Absterben brachte.

Die ursprünglich vorgeschriebenen Plenterhiebe wurden mit Rücksicht auf die gebotene raschere Abnutzung des Urwaldes wie auch auf Grund der großen Sturmschäden sehr bald wieder verlassen und durch schlagweisen Hochwaldbetrieb ersetzt. Dieser war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Kahlhieb, wobei alle nicht maßhaltigen Nadelhölzer und die Buchen stehen blieben und die Verjüngung teils auf natürlichem Wege, teils durch Saat oder Pflanzung gesichert wurde.

Die rasche Abnutzung des überalterten Urwaldes und seine Überführung in Kulturwald bedeutete, wenn das von Steinbeis Geleistete zunächst auch nur ein Anfang war, für das Waldland Bosnien eine große volkswirtschaftliche Tat. Bisher brachliegende Holzvorräte wurden nutzbar gemacht und dabei dem Lande neue Bahnen und Verkehrswege geöffnet. Zehntausende von Landbewohnern fanden Arbeit und Brot. Der Wald, der bisher Kulturhindernis war, wurde auf einmal Kulturträger. An Stelle überalterter Bestände trat neuer frohwüchsiger Wald, und gewaltige Flächen gesunden Jungwuchses gaben Zeugnis von waldbaulichem Verstandnis und zielbewußter forstlicher Arbeit. Daß man sich dabei ausschließlich auf die natürliche Verjüngung hätte beschränken können, war schon mit Rücksicht auf den dafür in Aussicht genommenen kurzen Verjüngungszeitraum nicht angängig; außerdem verlangten auch besondere forstliche Ziele, wie z. B. Bevorzugung

der Fichte gegenüber der viel häufiger auftretenden Tanne, künstliche Nachhilfe und Ergänzung der natürlichen Verjüngung. In verständnisvoller Zusammenarbeit des Unternehmers mit dem Waldbesitzer sind auf diese Weise in Nordwest-Bosnien während zweier Jahrzehnte vor dem Kriege große Änderungen im Waldbilde erfolgt und weite Flächen wertvollen Kulturwaldes entstanden. Die heranwachsenden neuen Bestände werden auf dem geschonten Urwaldboden sicherlich Außergewöhnliches an Masse und Güte hervorbringen, sie werden auch vielleicht noch in der zweiten und dritten Generation Hervorragendes leisten, bis sie im Laufe der Jahrhunderte nach wiederholtem Abtrieb und Wiederverjüngung allmählich anfangen rückgängig zu werden! Auch sie werden einmal das Schicksal aller Kulturwaldungen teilen und trotz aller forstlichen Wissenschaft und trotz dem heilig gehüteten Nachhaltsprinzip immer kümmerlicher werden und mehr und mehr der Verödung entgegengehen. Die Natur läßt sich auf die Dauer nicht ungestraft verzwaltigen; das hat der Mensch noch immer erfahren, wenn er glaubte, sie irgendwie ausbeuten und meistern zu können. —

Abessinien

Die erste Reise im Jahre 1907

Vier Jahre saß ich schon als kgl. bayer. Forstamtsassessor in Hofolding, hatte dort genug Rehe, Birkhähne und Schnepfen geschossen und nebenher den Rest der vom Nonnenfraß übrig gebliebenen Kahlflächen zur Aufforstung gebracht, so daß es mich nach etwas Neuem gelüstete. Meine Tätigkeit in Hofolding, die, bis ich Amtsvorstand wurde und einen neuen Wirkungskreis bekam, immerhin noch mehrere Jahre dauern mochte, war nicht so wichtig, als daß sie nicht auch durch einen anderen hätte besorgt werden können. — Damals waren Afrikajagden durch E. G. Schillings, Paul Niedieck und andere in Mode gekommen. Mit Begeisterung hatte ich ihre neuesten Werke gelesen. Wenn ich mir auch ähnliche große und kostspielige Reisen nicht leisten konnte, so war es doch nicht ausgeschlossen, eine Afrikareise in bescheidenerem Stil zu unternehmen. Auf meinen früheren jagdlichen Reisen nach Norwegen, Bosnien und der Herzegowina hatte ich immer mehr Geschmack an fremden Ländern und wildem Jagen gefunden und auch Vertrauen in meine Leistungsfähigkeit gewonnen. Das, was ich dort gelernt hatte, wollte ich nun in größerem Maßstabe erproben.

Afrika hieß von nun an die Parole, ich hatte für nichts anderes mehr Sinn. Die Ausgaben einer solchen Reise aber, selbst wenn sie recht bescheiden aufgezogen wurde, waren für mich allein zu hoch. Also suchte ich nach einem gleichgesinnten Partner und fand ihn in dem jungen Mannheimer Edgar Ladenburg, der kurz vorher als Sieger in einem der ersten größeren Automobilrennen, der Herkomersfahrt, von sich reden gemacht hatte. Ladenburg war nicht nur erstklassiger Sportsmann, sondern auch ein leidenschaftlicher Jäger, körperlich gewandt und schneidig. Auch als Freund war er stets verlässlich gewesen, so daß ich mir keinen besseren Reisegefährten hätte wünschen können. Wir waren bald einig, nur das „Wohin“ machte noch Schwierigkeiten. Ladenburg drängte

nach Deutsch-Ostafrika, weil wir dort sicher guten Erfolg auf Großwild haben würden. Auch sei diese Expedition viel einfacher. Mir aber schien Abyssinien reizvoller zu sein, gerade weil es jagdlich noch wenig erforscht war. Außerdem war es auch als Land entschieden interessanter, als das schon zu bekannte Deutsch-Ostafrika. Nicht nur vom Standpunkt des Jägers und Naturfreundes aus, sondern auch nach der politischen und wirtschaftlichen Seite hin. Hatte doch der damalige autokratische Herrscher Negus Menelik II. durch einen entscheidenden Sieg, den er am 1. März 1896 mit seinen schlecht bewaffneten schwarzen Scharen über ein modernes italienisches Heer bei Adua errungen hatte, die Unabhängigkeit Abyssiniens erkämpft und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gelenkt. Mit Besonnenheit und Klugheit hat dieser weit-sichtige schwarze Monarch fortan sein Land in fortschrittlichem Sinne regiert.

Gar vieles hatte man in jenen Jahren von diesem aufstrebenden innerafrikanischen Reiche und seinem mächtigen Herrscher gehört. Die europäischen Großmächte wetteiferten miteinander, in gute Beziehungen zum Negus zu treten. So auch Deutschland. Ende 1904 verließ eine kaiserliche Sondergesandtschaft Berlin mit dem Auftrage, dem Negus Menelik II. reiche Geschenke zu überbringen und mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag abzuschließen. Alles das hatte mein Interesse für Abyssinien in besonderem Maße geweckt. Mochten die jagdlichen Ausichten, rein streckenmäßig betrachtet, wohl hinter Ostafrika zurückbleiben, so würde man sicher anderweitig reichlich dafür entschädigt werden. Aber man würde auch jagdlich auf seine Rechnung kommen, das abyssinische Hochland, wie auch die Niederungen und Steppen des Landes boten sicher eine sehr abwechslungsreiche Fauna. Vom Elefanten angefangen bis zum Erdsichhörnchen, vom Strauß bis zum Zwergtaucher mußte der Lage nach dort alles vorkommen; vielleicht fand man gar noch die eine oder andere Art, die aus dem verhältnismäßig schwer zugänglichen Lande bisher noch nicht bekannt war! Dies alles malte ich mir in den schönsten Farben aus. Also sollte es nach Abyssinien gehen, und Ladenburg war einverstanden.

In aller Eile wurden die Vorbereitungen getroffen, in wenigen Monaten sollte es losgehen. Eine umfangreiche Korrespondenz mit allen möglichen Afrikareisenden, vor allem solchen, die Abyssinien kannten, wurde geführt. Immer neue Reiserouten wurden aufgestellt

und wieder verworfen, bis schließlich der Weg über Djibouti gewählt wurde. Ladenburgs geschickter, vielseitiger Chauffeur Wendnagel wurde bei dem bekannten Münchener Meister Nikolaus Henseler im Präparieren von Vogelbälgen, Fellen, Gehörnen ausgebildet, um die Expedition als Präparator zu begleiten, ich selbst frischte meine ornithologischen Kenntnisse wieder auf und dehnte sie auf die afrikanische Fauna aus. Gewehre und Munition wurden bei Müller u. Greiß, München, dem damals bestbekanntesten Hofbüchsenmacher, bestellt, Khakianzüge, Zelt und was sonst noch an Tropenausrüstung nötig erschien, bei Lippelskirch in Berlin. Viel Unnötiges stand auf unserer Liste, dringend Nötiges aber wurde vergessen. Es fehlte an jeglicher Tropenerfahrung, dafür wußte jeder unserer Bekannten, auch wenn er nie in Afrika war, wieder etwas Neues, das wir nicht vergessen dürften.

Wie verwirrt damals die Begriffe darüber waren, was man im Auslande bei Empfängen und Einladungen anziehen müsse, geht daraus hervor, daß uns dringend geraten wurde für Addis Abeba außer Frack auch noch die Reserveoffizier-Uniform mitzunehmen. Natürlich die Galauniform! Ein Zeichen der Zeit, in der die Offiziersuniform sehr viel bedeutete. Es mußte eine große Uniformkiste mit Zinkeinlage angefertigt werden, die glücklicherweise so unhandlich war, daß sie mit Maultieren nicht befördert werden konnte. So blieb sie monatelang im Zollschuppen in Dire Daua liegen, bis wir sie bei der Rückkehr uneröffnet wieder in die Heimat mitnahmen. Wir haben ihren Inhalt nie vermißt und hätten uns die beträchtlichen Ausgaben sparen können. Die Gepäckfrage ist bei jeder Reise von Wichtigkeit, besonders aber bei Reisen in wilde Länder, in denen so gut wie nichts nachgeschafft werden kann. Alles muß von zu Hause mitgenommen, nichts darf vergessen werden. Kommen längere Landmärsche in Frage, so muß außerdem die Form der einzelnen Gepäckstücke für Traglasten geeignet sein. Man soll alles möglichst nur in kleinen, handlichen, gleichgewichtigen Kisten oder wasserdichten Säcken verpacken. Dabei heißt es gut überlegen, was zusammengehört und gleich gebraucht wird, und was in die Reservekisten kommen kann. Und genau Verzeichnis darüber anlegen, sonst findet man nie, was man braucht! Neben Gesundheit und Leistungsfähigkeit ist die richtige Lösung der Gepäckfrage für das Gelingen einer Expedition besonders wichtig. Während man heute in jedem Erdteil sich noch am Ausgangspunkt einer Expedition praktisch und

gut ausrüsten kann, mußte dies damals bis zum letzten Hosenkнопf zu Hause geschehen ohne eigene Erfahrung und den Rat erfahrener Praktiker.

Über all diesen Vorbereitungen vergaß ich nicht unserer Expedition die amtliche Unterstützung des Auswärtigen Amtes zu sichern. Für einen unbekanntem kleinen bayerischen Forstbeamten keine ganz einfache Sache. Doch ich hatte Glück. Ein Vetter meiner Mutter, der damalige Staatssekretär des Reichsschatzamt, Freiherr Hermann von Stengel, nahm sich meiner an. Es erging daraufhin über das Auswärtige Amt die gewünschte Empfehlung an die deutsche Botschaft in Paris wegen Französisch-Somaliland und an die deutsche Gesandtschaft nach Addis Abeba. Wer war stolzer als ich! Nun konnte ich mein Urlaubsgesuch nicht bloß mit den wissenschaftlichen Zielen unserer Expedition begründen, sondern dabei auch in entsprechender Weise meiner guten Beziehungen zu Berlin Erwähnung tun. Der maßgebende Mann an der Ministerialforst- abteilung, Oberforsttrat von Braza, ein ebenso hervorragender Fachmann wie trefflicher Mensch, den Bayern leider viel zu früh verloren hat, behandelte das Gesuch in wohlwollendster Weise. Ein viermonatiger Urlaub wurde gewährt und mit Rücksicht auf den wissenschaftlichen Zweck der Reise die Stellvertreterkosten auf die Staatskasse übernommen, was bei meinen niederen Bezügen keine große Belastung war. Dafür hatte ich mich verpflichtet, die zoologische Ausbeute, soweit sie nicht von uns selbst beansprucht wurde, den bayerischen Staatsammlungen zu überweisen.

Voll froher Hoffnung fuhr ich an einem schönen kalten Wintertage, Sonntag, den 6. Januar 1907, in München um 12,30 Uhr mit dem D-Zug im direkten Wagen nach Marseille ab. Im gleichen Zuge befand sich auch Adolf Wendnagel, während Ladenburg, von Mannheim kommend, uns in Marseille treffen wollte. Ein herzlicher Abschied noch von den Freunden, dann ging's hinaus in die Ferne. Doppelt schön erschien mir heute alles. Wie herrlich war die Fahrt durch das Schwäbische Allgäu gegen Immenstadt zu! Die Dörfer lagen in tiefem Schnee, der Verkehr auf den Wegen war nur zwischen hohen ausgeschaukelten Schneemauern möglich. In Immenstadt und anderen Bahnhöfen zeigten sich vereinzelt Skifahrer, die von ihrem Sonntagsausflug die Heimfahrt antraten. Anfang unseres Jahrhunderts hatte der Wintersport in Bayern noch nicht viele Anhänger. Die wenigen Sportler mit ihrer Ski-

ausrüstung erregten noch Aufsehen. In Lindau wurde der Schnee schon weniger, und als wir gegen 21 Uhr in Zürich ankamen, regnete es bereits. Schade, daß es Nacht war, als wir durch die schöne Schweiz fuhren. Ich wachte erst gegen Morgen auf, als der Zug hielt und die Schaffner „Genève“ in die Abteile riefen. Nach meiner Uhr war es schon 7 Uhr, als wir dort ankamen. Wie wars nur möglich, daß es um diese Stunde hier noch völlig Nacht war? Wir hatten aber auf der Fahrt nach Westen schon 55 Minuten zugeföhrt und die französische Uhr zeigte erst 6,05 Uhr!

Bei Bellegarde überschritten wir die französische Grenze, um 11 Uhr waren wir in Lyon, dann ging es die Rhone entlang weiter nach Südfrankreich. Es wird immer wärmer, die Vegetation hat sich geändert und fängt an subtropisch zu werden. Das Nadelholz ist so gut wie verschwunden, man sieht Maulbeerbäume, Kopfweiden, Pappeln und viel Weinbau. Abends gegen 17³/₄ Uhr fährt der Zug in Marseille ein. Ladenburg steht schon am Perron und heißt uns herzlich willkommen. Im Omnibus geht es ins Hotel Du Louvre et de la paix; die erste Station auf unserer Reise war erreicht.

Es war ein Glück, daß Ladenburg französisch und englisch vollkommen beherrschte. Bei meinem gänzlichen Mangel an Sprachkenntnis und -talent wäre ich in Marseille schon in Schwierigkeiten geraten. Es gab noch so manches zu besorgen und in Ordnung zu bringen. Vor allem waren noch sämtliche Konserven zu beschaffen, deren Einkauf wir des Zolles halber leider auf hier verschoben hatten. Wir hätten sie über Deutschland viel billiger und besser beziehen können. Dann galt es noch bei Cook und in der Lagerhalle der Messagerie maritime nach unserem Gepäck, das auf verschiedenem Wege hierher dirigiert worden war, zu sehen. Es waren 27 Kollis mit einem Gesamtgewicht von 1065 kg, das für unsere drei Schiffsbillets ein nettes Übergewicht gab. So mußten wir wieder ordentlich in die Tasche langen. Alles in allem hat uns das Gepäck bis zur afrikanischen Küste allein schon über 500 Mk. Transportkosten verursacht, ohne die schweren Gewehr- und Munitionskisten, die mit dem Frachtdampfer „Assyria“ von Hamburg aus direkt nach Djibouti expediert wurden. Wenn sie nur rechtzeitig dort ankamen! Immer und immer wieder dachte ich mit Sorgen an die „Assyria“ und unsere Gewehre.

Daß wir uns in Marseille die zwei Tage bis zum Abgang unseres Dampfers „Melbourne“ besonders gut unterhalten hätten,

könnte ich nicht behaupten. Hotels und Restaurants waren gleich schlecht und der vielgerühmten safrangelben Bouillabaisse konnten wir mit bestem Willen keinen Geschmack abgewinnen. Was sonst geboten wurde, war für französische Küche reichlich schlecht. Marseille war eben Provinz; alles konzentrierte sich in dem unerfättlichen Paris.

Endlich am 10. Januar gegen Mittag verließ unser Schiff den Hafen. Das erste und letzte Schöne, was wir in Marseille gesehen, war der Blick rückwärts auf die in hellem Sonnenschein gleißende Hafenstadt. Nun war die „Melbourne“ für mehr als eine Woche unsere Heimat. Kabine 62 war zwar erster Klasse und teuer, konnte aber einen Vergleich mit dem auf deutschen Schiffen um das gleiche Geld Gebotenen nicht aushalten. Auch die Verpflegung und Bedienung waren mäßig. Doch fochten uns diese Kleinigkeiten nicht weiter an; wir freuten uns des Lebens und fanden alles schön und gut.

Der erste Morgen sieht uns schon frühzeitig an Deck. Gegen 8 Uhr geht es zwischen Korsika und Sardinien hindurch, dann sehen wir erst wieder Land, als wir am folgenden Tage die Straße von Messina passieren. Scylla und Charybdis, uns aus Homers Odyssee nur allzugut bekannt, zeigen nichts als unruhiges Wasser mit weißen Wellenkämmen und enttäuschen durch ihre Harmlosigkeit, Reggio und andere Örtlichkeiten an Calabriens Küste werden sichtbar und verlieren sich allmählich wieder in der Ferne. Delphine umspielen unseren Bug und wir halten wieder hinaus auf hohe See. Weiter und weiter geht es nach Osten. Was wir von München nach Marseille westwärts an Zeit eingebüßt haben, holen wir bald auf. Wenn mittags vom Offizier die Ortsbestimmung gemacht und die Schiffsuhr darnach gestellt wurde, richteten auch wir unsere Uhren, um Differenzen, die tagweise mitunter mehr als $\frac{1}{2}$ Stunde betrug, wieder auszugleichen. Da die Fahrt auf hoher See nur wenig Abwechslung brachte, interessierte ich mich auch ein wenig für Navigation. 294 Seemeilen hatte die „Melbourne“ in den letzten 24 Stunden zurückgelegt und bis Port Said waren es noch rund 300 Meilen, so daß wir wohl erst morgen Nachmittag dort sein würden. Ich war stolz darauf, daß es stimmte.

Dienstag den 15. Januar gegen 2 Uhr nachmittags wird die afrikanische Küste sichtbar, ein Streifen grüner Bäume auf flachem Strande. Die zunehmende Zahl der Möven hatte uns schon Stunden vorher die Nähe des Landes angekündigt. Nicht lange dauert es,

dam kommt der Leuchtturm von Port Said in Sicht, der Eingang zum Kanal liegt vor uns.

Der Dampfer hält ein gutes Stück außerhalb und erwartet den Lossen, der in einer Dampfbarke angefahren kommt und die Führung übernimmt. Vorsichtig gleiten wir in den Hafen am Lesseps-Denkmal vorbei und legen in der Nähe des Kais an. Das Fallreep wird heruntergelassen, und bald darauf betreten wir zum ersten Male afrikanischen Boden. Es regnet, und Port Said, das damals noch nicht gepflastert war, zeigt grundlose Wege und überall fürchterlichen Schmutz.

Zuerst geht es zu Gooß, um dort nach unseren Raubtierfallen zu forschen. Niemand wußte etwas davon. Es war auch ein großer Leichtsinm von uns gewesen, das Gepäck kostensparnishalber mit verschiedenen Frachtdampfern zu befördern, deren Fahrplan damals noch recht unsicher war. Durchnäßt und voll Schmutz kehrten wir unter strömendem Regen um 19 Uhr an Bord zurück. Um das Schiff herum waren Duzende von Booten, die Gemüse, Lebensmittel oder Passagiere brachten, backbord lagen flache Rähne, aus denen im Scheine von Pechfackeln und mit viel Geschrei schwarze Kulis schwere Kohlenkörbe an Bord schleppten. Gegen 21 Uhr ist alles fertig. Die Anker werden gelichtet, ein großer Scheinwerfer der Kanalgesellschaft wird am Bug des Schiffes gehißt. Nun kann es losgehen. Langsam gleitet die „Melbourne“ in den Kanal, tiefe Nacht umfängt uns.

Als wir am nächsten Morgen schon beizeiten auf Deck kamen, war es kühl und windig und die Fahrt wenig interessant. Wüste zu beiden Seiten, in die nur die wenigen Kanal-Stationen am Westufer mit ihren kleinen Gebäuden, mit dem Landungssteg und Signalmast und dem nirgends fehlenden Windmotor einige Abwechslung brachten. Der Kanal war an vielen Stellen so eng, daß, wenn sich zwei Schiffe begegneten, das eine anlegen mußte, um das andere vorbei zu lassen. Streckenweise wird am Kanal immer noch an der Befestigung der Uferböschung oder an Erweiterungsbauten gearbeitet. Feldbahngleise mit Rollwagen, von Tieren gezogen, bewerkstelligen den Transport. Mitunter sieht man auch Maultiere und Kamele, die in Körben und Säcken den Sand verfrachten. Die Abendstimmung in dieser Sandwüste ist eigenartig und drückend. Violettes Gewölk, dräuende Sturmwolken, strichweise Sandwehen, im fernen Hintergrund tiefblaue Gebirge.

Am 16. Januar, nachmittags gegen 4 Uhr, kommt Suez in Sicht. Wir legen ziemlich weit draußen an. Ein Boot der Gesellschaft bringt die Post an Bord, der Scheinwerfer wird wieder abgeholt. Die Geschäfte sind erledigt, die Anker werden gelichtet, bei herrlicher Abendstimmung geht es hinein ins Rote Meer. Über Nacht ist es warm geworden, das Thermometer zeigt früh 9 Uhr schon 20° C. Die Temperatur nimmt von Tag zu Tag zu. Die See ist ziemlich glatt und tiefblau. Die Hitze wird immer drückender. Sonntag der 20. Januar ist der letzte Tag unserer Seefahrt. In der Nacht noch müssen wir in Djibouti sein. Gegen Mitternacht, als wir schon längst in den Kabinen lagen, rasselten die Ankerketten, Stimmengewirr oben an Deck. Kein Zweifel, wir sind angelangt. Graues Gewölk und drückende Schwüle, als wir morgens auf Deck gingen. Vor uns lag der Golf von Tadjura mit Djibouti, der Haupt- und Hafenstadt von Französisch-Somaliland. Aus dem kleinen Europäer-Viertel ragt das weiße Gouvernementsgebäude stattlich heraus.

In Djibouti

In der Nacht noch waren wir aus dem Schlaf geweckt worden. Ein Telegramm aus der Heimat wurde mir zugestellt und ein Brief von Herrn Ghaleb, einem Kaufmann aus Djibouti, an den wir empfohlen waren. Wir hatten schon mit ihm korrespondiert und erfuhren nun, daß er frühmorgens an Bord kommen und uns abholen wolle. Er war auch pünktlich zur Stelle und überbot sich in Liebenswürdigkeiten. Ein kleiner armenischer Jude, ehrgeizig, geschickt und geschäftstüchtig. Wir haben im Großen und Ganzen die Verbindung mit ihm nicht zu bereuen gehabt, wenngleich er jagdlich keinerlei Rat geben konnte; die Jagd war ein Gebiet, das dem Vielgewandten nicht lag. —

Wenig erfreulich war, was er zu berichten wußte. Die „Assyria“ die schon vor zwei Tagen in Djibouti fällig gewesen wäre, lag mit unseren Gewehrkräften immer noch in Port Sudan, ihre Ankunft war nicht vor vier Tagen zu erwarten. Auch die zweite Nachricht war nicht gerade erheiternd. Gestern seien ein europäischer Kaufmann und ein französischer Leutnant auf der Jagd, nur wenige Stunden von Djibouti entfernt, von den räuberischen Issas überfallen und gespeert worden. Ganz Djibouti sei in größter Aufregung; heute gegen Abend sei die Beerdigung der beiden jungen Menschen.

Mit Ghaleb war der Patron des „Hotels des Arcades“ mitgekommen. Leider machte das „Grand Hotel“ seinem stolzen Namen in keiner Weise Ehre. Es war äußerst einfach, dabei unsauber und für das Gebotene unverschämt teuer. Als ich das für mich bestellte Zimmer betrat, hatte die Gerichtskommission eben erst das Gepäck des armen gemeuchelten Leutnants versiegelt. Sonst lag alles noch so herum, wie es der junge Mann gestern früh verlassen hatte. Kein erfreulicher Einstand.

Am Nachmittag, als die Sonne zu sinken anfang, zog der Leichenzug am Hotel vorüber: zwei Leichenwagen mit großen Palmenwedeln bedeckt, dahinter der Wagen des Gouverneurs, ihm folgten zu Wagen oder zu Pferd die männlichen Europäer von Djibouti. Alle in weißen Tropenanzügen und Tropenhelmen. Weit draußen im Friedhof sprach der Gouverneur die letzten Worte, als die beiden hoffnungsvollen jungen Menschen in die Grube gesenkt wurden. Er bedauerte ihr Schicksal, konnte sie aber nicht ganz frei von Schuld sprechen, da sie sich allzu leichtfertig in Gefahr begeben hätten. Verschiedene Stämme seien wieder unruhig und daher für den Europäer größte Vorsicht geboten. — Überraschend schnell ist hier der Übergang vom Tag zur Nacht. Als die Leidtragenden nach 18 Uhr zurückkehrten, war es schon dunkel. Vor dem „Café de France“ erklangen beim Laternenschein leichtgeschürzte Weisen. Gegensätze, wie man sie in Afrika so oft findet.

Wir hatten immer noch keinen endgültigen Plan über die zu bejagende Gegend gefaßt. Ladenburgs englische Freunde hatten geraten, nur im Süden Abessinien, vor allem in der Landschaft Ogaden zu jagen. Hierfür gebe es auch einen sehr brauchbaren Führer, einen Somali namens Ali Khar, der in Berbera, also nicht weit von Djibouti wohne. Diesem Räte folgend hatten wir schon von Marseille aus an Ghaleb telegraphiert, er möchte Ali Khar nach Djibouti bestellen. Ausnahmsweise klappte es einmal. Der Somali, ein großer stolzer Krieger und Jäger, meldete sich schon am ersten Abend. Seine Zeugnisse waren sehr gut, seine Forderungen dementsprechend. Ali Khar sprach außer seiner Landessprache nur noch englisch. Deutsch verstand er kein Wort, also war ich wieder ganz auf Ladenburg angewiesen. In Ghalebs Wohnung fanden am anderen Tag die langwierigen Verhandlungen statt. Sie zerschlugen sich schließlich, da Ali Khar doch etwas zu selbstherrlich und in seinen Forderungen zu weitgehend schien. Außerdem hätte uns die

Expedition zu weit nach dem Süden gebracht, ich aber wollte nach Addis Abeba, um zu Menelik zu kommen, von dem damals alles sprach. — Sicherlich hätten wir mit Ali Khar eine ganze Menge geschossen, auch Elefant, Nashorn, Löwe und anderes Großwild, wie er versprochen hatte. Die Expedition wäre freilich dann nur Jagdexpedition geblieben, wie sie duzendmal ausgeführt werden. Dies schien mir zu wenig zu sein. Mich interessierte neben der Jagd das Land selbst und vor allem sein Herrscher, vor dem die Schwarzen zitterten.

Niemand war froher als Ghaleb, daß Ali Khar unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Nun blühte sein Weizen. Er wollte uns die ganze Expedition zusammenstellen, für Jäger und Führer sorgen und alles auf das beste und billigste einrichten. So engagierte er auch gleich 20 Leute, schloß die Verträge ab, kaufte die landesüblichen Gras-Gewehre für unsere Begleitmannschaft und eine Kiste Patronen dazu. Schließlich hing er uns um fast 200 Fr. noch ein Stück Seidensammet auf, als Gastgeschenk für den abessinischen Gouverneur in Harar, den wir besuchen wollten. Hiermit war das wichtigste geschehen, und wir konnten uns noch etwas in Djibouti umsehen. Diese kleine Hafen- und Handelsstadt, die nur vom Hinterland Abyssinien lebte, beherbergte vielleicht 300—400 Europäer, wenn man die vielen Griechen und Armenier dazu rechnete, die in der Hauptsache den Handel beherrschten. Dazu kamen ebensoviel Tausende von Farbigen, von denen neben Abyssiniern und Gallas, Arabern und Indern die Somali das Hauptkontingent bildeten. Der einzige Deutsche am Platze hatte als Vertreter einer größeren Exportfirma ein gutgehendes Geschäft, wurde aber wegen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit von den Kollegen anderer Nationen nicht allzugerne gesehen. Er störte durch seine Betriebsamkeit die Konkurrenten, die lieber im Café saßen oder Tennis spielten. Der Fall war charakteristisch dafür, warum man im Auslande die Deutschen nicht immer gern sah. Sie arbeiteten zu viel, kamen vorwärts und zwangen dadurch die anderen, auch mehr zu arbeiten. Das hat man den Deutschen nicht vergessen, und es hat gerade dieser Punkt mit dazu beigetragen, uns auf der Welt so viel Feinde zu schaffen.

Interessant war in Djibouti eigentlich nur das Eingeborenenviertel, in dem Hunderte von Hütten dicht nebeneinander standen, Hütten einfachster Konstruktion, deren Gerippe aus krummen

Holzästen, und deren Verkleidung und Dachung oft nur aus altem Kupfen, Ristendeckeln, Tierhäuten und allem möglichen und unmöglichen Abfallmaterial bestanden. Von früh bis Abend kribbelte es wie in einem Ameisenhaufen und wer orientalisches Leben noch nicht kennen gelernt hatte, konnte hier eingehende Studien machen. —

Was sollten wir, nachdem wir unsere Geschäfte besorgt hatten, noch weiter in dem heißen, ungesunden Djibouti, bei 30—40° C im Schatten? Das Eintreffen der „Assyria“ konnten wir gerade so gut in dem höher gelegenen, gesunden Dire Daua, dem Endpunkt der äthiopischen Eisenbahn, abwarten. Ghaleb sollte das Löschen unserer Gewehrkristen und ihren Weitertransport nach Dire Daua besorgen.

Also ging's Samstag, den 26. Januar, früh 5¹/₂ Uhr zur Bahn, um in dem kleinen, nur aus zwei Personenwagen — einem für Europäer, einem für die Eingeborenen — bestehenden Zug nach Dire Daua abzufahren. Nur zweimal wöchentlich geht ein Zug, Dienstag und Samstag. Seine Ankunft und sein Abgang bedeuteten bei den wenigen Abwechslungen, die Djibouti bietet, immer ein Ereignis. Die von einer französischen Gesellschaft, an deren Spitze der bekannte Schweißer Ig und Herr Chefneug standen, gebaute Eisenbahn ist von Anfang an nach Harar und Addis Abeba geplant gewesen, aber aus Mangel an Mitteln bei Kilometer 309 vorläufig eingestellt worden. Bis dorthin war zwar ein Teil der Steigung vom Meerespiegel zum abessinischen Hochplateau überwunden, bei diesem teureren Bau aber auch das Geld verbraucht worden. Man kam trotz der Zuschüsse der französischen Regierung nicht mehr weiter; so wurde bei dem heutigen Dire Daua Schluß gemacht. Dort entstand in kürzester Zeit inmitten einsamer Wildnis eine neue Siedlung von europäischem Charakter, die von Menelik Dire Daua d. i. „Lager der Genesung“ getauft wurde. —

Dire Daua.

Früh 6 Uhr waren wir von Djibouti abgefahren, nach 18 Uhr trafen wir in Dire Daua ein. Man brauchte also zu der kleinen Strecke, die nur wenig mehr als die von Kuffstein nach Nürnberg beträgt, über 12 Stunden. Dafür nahm die Bahn für die Fahrkarte 1. Klasse 186 Fr., während sie sich für die 2. Klasse mit 62 Fr. und für die Eingeborenenkategorie schon mit 15¹/₂ Fr. begnügte. Sehr

teuer war auch die Gepäckfracht. Wir bezahlten für unser nun auf 29 Kollis gestiegenes Gepäck 195 Fr.

Die Fahrt von Djibouti war im allgemeinen sehr langweilig. Die Steppe geht über in vulkanisches Hügel land, dann und wann eine tiefe Schlucht, die mit kühnen Eisenkonstruktionen überbrückt ist. Die Baumvegetation ist äußerst spärlich, nur einzelne mehrhafte Dornenbüsche und die für Abyssinien typischen Schirmakazien bringen einige Abwechslung in die Landschaft. Ab und zu sieht man eine kleine Antilope, dann wieder einmal Herden von Kamelen, die von speerbewaffneten Eingeborenen auf der Weide behütet werden. Auffallend zahlreich sind die hohen, lehmbräunen Termitenhügel, deren lichtscheue, gefräßige, nach Millionen zählende Bewohner eine große Gefahr für alle Holzbauten sind. So mußten beim Bahnbau durchweg Eisenschwellen benützt werden, da bei Verwendung von Holz die Gefahr durch Termitenfraß zu groß gewesen wäre. Was wir sonst vom Zug aus sehen konnten, war, mit Ausnahme der bunten tropischen Vogelwelt wenig interessant, so daß wir froh waren, bei Einbruch der Dunkelheit die Endstation erreicht zu haben.

Dire Dava macht seinem Namen Ehre. Es liegt etwa 1200 m hoch auf trockenem sandigen Untergrund, hat gutes Wasser und ist ein gesunder Platz. Damals mochten etwa 100 Europäer und 1000—2000 Farbige dort wohnen. Das Europäerviertel, inmitten eines Akazienwaldes gelegen, machte einen guten freundlichen Eindruck, ebenso die beiden Gasthäuser, von denen wir im „Grand-Hotel“ des Monsieur Serre recht gut unterkamen.

Mit der Eisenbahn hatten gegen Ende des letzten Jahrhunderts auch Telephon und Telegraph Eingang in Äthiopien gefunden. Zunächst waren Telephonlinien von Dire Dava nach Addis Abeba und von Dire Dava nach Harar ausgebaut worden, denen sich später noch weitere nach Süden und Norden anschlossen. In dem holzarmen Lande war es eine besondere Schwierigkeit, das benötigte Gestänge zu besorgen und fast eine noch größere Aufgabe war es, Stangen und Draht vor fremden Eingriffen zu schützen. Am Anfang traten alle Augenblicke schwerste Störungen durch Entwendung des begehrten Drahtes und der ebenso begehrten Stangen ein, bis Menelik jeden Frevler an der Leitung mit dem Abhauen der rechten Hand bestrafte.

Hatte ich schon von Djibouti aus die Verbindung mit dem

deutschen Vertreter in Addis Abeba, Minister Coates, telegraphisch aufgenommen, so rief ich von Dire Davaa aus nunmehr in Addis Abeba an, um, wenn möglich, Herrn Coates persönlich zu sprechen. Nach Stunden erst kam die Nachricht, daß der Minister grundsätzlich nicht ans Telephon käme, ich sollte ihm meine Wünsche telegraphisch wiederholen. Damals wußte ich freilich nicht, daß die Gesandtschaft selbst kein Telephon im Hause hatte. Um telephonieren zu können, war ein fast einhalbstündiger Ritt zur Post ins Gibi, d. i. „Hügel“ nötig. Dort standen alle kaiserlichen Gebäude.

Ghalebs jüngerer Bruder, der uns nach Dire Davaa begleitet hatte, um dort die Tragtiere zu kaufen, riet zu einem Ausflug nach Harar. Bis zum Eintreffen unserer Gewehre könnten wir nichts Besseres tun als die größte Handelsstadt Abessinien, Harar, zu besuchen. Sie sei nur wenig mehr als 60 km von Dire Davaa entfernt und auf verhältnismäßig guter Straße leicht zu erreichen. Er wollte uns die hierfür nötigen Reitmaultiere und einige Tragtiere raschestens besorgen. Wir waren damit einverstanden und sahen uns inzwischen Dire Davaa an. Das Interessanteste war der Zollschuppen, in dem große Stapel von Warenballen lagen, die für Harar und Addis Abeba bestimmt waren, aber auch beträchtliche Mengen von Ausfuhrprodukten, darunter ein Stapel von Elefantenzähnen. Sie waren, in Dachsen- oder Zebrahäute eingenäht, vor kurzem von einer Karawane aus dem Westen gebracht worden. Also mußte es doch noch genug Elefanten in Abessinien geben! Auch ein anderes wertvolles Ausfuhrprodukt lag hier: Das Zibet, das aus den Drüsen der Zibetkagen gewonnen und in Kuhhörnern transportiert wird. In Europa wird ein Kilogramm reines Zibet mit 300 M. und mehr bezahlt.

Dann ging's hinüber in das Eingeborenendorf, jenseits des Flußbettes. Auf dem Marktplatz das bekannte orientalische Leben. Feilschende Männer, zeternde Frauen, spielende Kinder und Unrat auf den Straßen. In einer offenen Halle aus Holzgestech zerlegt ein Fleischhauer eben einen Hammel, wobei er die Abfälle auf die Straße wirft. Bei ihrer Beseitigung hilft ihm der unvermeidliche Schmarozer-Milan (*Milvus aegyptius*), der keinerlei Scheu vor dem Menschen kennt. Dieser freche Raubvogel scheint in der Nähe von Siedlungen die jagdlichen Eigenschaften seiner Sippe verloren und sich völlig den Lebensgewohnheiten des Menschen angepaßt zu

haben. Er übertrifft die gewiß nicht ängstlichen Nasgeier noch wesentlich an Frechheit, hockt dicht neben den lärmenden Menschen auf niederen Schirmakazien und wartet, bis für ihn etwas abfällt. Ohne Scheu stößt er zwischen den Fußgängern auf der Straße hindurch auf die Abfallbrocken und streicht damit dicht über unsere Köpfe hinweg. Überall, wo Menschen wohnen, finden wir diesen schwarzbraunen Milan, der im Laufe der Zeit vom stolzen Räuber der Luft zum frechen Bettler und Strauchdieb geworden ist. Ein Beispiel für das rasche Anpassungsvermögen der Tiere.

Auch sonst lernen wir zum ersten Male tropisches Vogelleben kennen. Mächtige Geier und andere große Raubvögel ziehen ihre Kreise, kleine graue Papageien tummeln sich auf den Akazien, Pfefferfresser, Glanzstare beleben das Landschaftsbild. In den Akazien hängen die Nester der Webervögel, dazwischen flattern buntschillernde Nektarinen. Hier gab's genug zum Sammeln und in der Nähe vielleicht auch einiges für die Büchse. Die Jagd war, mit Ausnahme auf Elefanten, die sich der Negus vorbehalten hatte, in ganz Abessinien frei und wir brannten darauf, das erste afrikanische Gehörn zu erbeuten. Wenn wir doch endlich einmal unsere eigenen Gewehre hätten! So aber mußten wir uns mit geliehenen fremden Flinten und Kugelgewehren begnügen, die uns Herr Vogt, der einzige in Dire Davaa wohnende Deutsche, freundlicherweise besorgt hatte. —

So ausgerüstet versuchten wir abends in Begleitung Vogts einen Anfsiß am Luder. In dem ausgetrockneten Flußbett dicht bei dem Eingeborenendorf lagen seit vergangener Nacht zwei krepierete Esel, mit denen die Geier bis jetzt noch nicht fertig geworden waren. Wir würden, so meinte unser Landsmann, beim Anfsiß vielleicht Hyänen, sicher aber Schakale schießen. Es war Vollmond, so daß wir bei der Intensität des Lichtes in den Tropen Schußlicht genug hatten. Gegen 20 Uhr bezogen wir unseren Anfsiß. Was wir nicht für möglich gehalten, bewahrheitete sich. Trotz des Lärms im Dorfe kommt auch schon eine Hyäne das Flußbett herab und wird von Ladenburg schwer angeschossen, bald darauf fehle ich einen Schakal. Auf die Schüsse hin erscheinen drei weiße Gestalten, landesüblich mit Hose und Hemd aus weißem Baumwollstoff und mit einem togaähnlichen Überwurf aus gleichem Stoff bekleidet. Es ist der oberste Beamte und Gouverneur von Dire Davaa, Atu Nagatu, der, von zwei Gewehrträgern begleitet, den Schüssen nach-



Sohn des Kas Makonen mit zwei Würdenträgern



Vornehme Abessinier im Kriegsschmuck

gegangen war. Gegen nächtliches Schießen scheint man in Abessinien empfindlich zu sein. Es bedurfte vieler freundlicher Worte von seiten Herrn Bogts, um den Bestrengen zu beruhigen. Erst als unser Wortführer durchblicken ließ, daß wir als Gastgeschenk eine Browningpistole mit viel Munition mitgebracht hätten, gelang es. Am nächsten Tag sahen wir ihn im Zollschuppen, seinem Amtszimmer, wieder. Er hielt gerade Gerichtstag ab. Wir baten um eine Empfehlung an den Gouverneur von Harar, Dadjasmatsch Alma, und um einen Geleitbrief für den Fall, daß wir auf dem Wege dorthin noch einen Jagdausflug abseits machen würden. Er aber wollte davon nichts wissen, sondern gab uns die lakonische Antwort: „Du gehst doch nicht, wenn Du jemanden besuchen willst, zuerst im Garten spazieren, sondern gleich ins Haus.“ Die mitgebrachte Browningpistole aber wies er, wohl mit Rücksicht auf seine Umgebung, zurück, um sie eine Stunde später, als er allein war, gerne von Herrn Bogt anzunehmen.

Aus-, Ein- und Unpacken war die Tätigkeit des nächsten Tages, die vor allem Adolf Wendnagel zu besorgen hatte, während Ladenburg und ich durch die nahen Akazienwälder streiften, um Vögel zu sammeln. Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß in Dire Daua ein Franzose, Monsieur Quellard, wohne, der gelehrter Präparator sei und für verschiedene Museen sammle. Er sollte auch unsere Ausbeute an Vögeln ausbalgen und aufbewahren, bis wir die Heimreise antreten mußten. So brauchten wir uns mit den Bälgen auf dem Landmarsche nicht zu belasten. Monsieur Quellard machte seine Sache recht gut, die Preise waren allerdings auch danach. Er verlangte für das Abbalgen eines größeren Vogels 4 Fr., für mittlere und kleine entsprechend weniger.

Am Haramayaſee

Es war Mittwoch, der 30. Januar gegen Mittag geworden, als wir mit drei Reit- und Packmaultieren nach Harar aufbrachen. Draußen vor dem Orte saß unter einem Baume an der Straße Atu Nagatu mit seinen Betreuen; er wollte sich von uns noch verabschieden. Die Browningpistole hatte Wunder gewirkt, er war wie umgewechselt, fragte ob er uns noch irgendwie behilflich sein könnte und wünschte uns gute Reise. — Die Straße nach Harar galt in Abessinien als die einzige wirklich ausgebaute größere Straße. Sie war in der ersten Hälfte mit Ausnahme einiger Stellen, die

durch schwere Niederschläge der letzten Regenzeit unpassierbar geworden waren und umgangen werden mußten, auch annehmbar. Im letzten Drittel aber fing sie an immer schlechter zu werden, bis sie kurz vor Harar geradezu halbrecherisch wurde. Es war nicht zu verstehen, daß man in einem Lande, in dem die Arbeitskräfte so gut wie nichts kosteten, nicht einmal eine der am meisten benutzten Handelsstraßen einigermaßen in Ordnung hielt.

Wir wollten auf dem Wege nach Harar 1—2 Tage am Haramayasee jagen, an dessen Nordende die Straße vorbeizog. Der Marsch geht durch das Land der ackerbautreibenden Galla. Wir kommen an einigen Dörfern mit ihren Kreisrunden Hütten vorbei. Daneben weiden Buckelrinder, bewacht von krausköpfigen Jungen, und arbeiten Gallas, zwei Mann nebeneinander, am Umbruch des Bodens. Statt mit dem Pfluge brechen sie die Krume mit eisenbewehrten Stöcken um, die oben in durchlochten schweren Steinen stecken. Primitivster Feldbau, und doch trägt der ungewöhnlich fruchtbare Boden bei den dortigen günstigen Vegetationsverhältnissen mitunter drei Ernten im Jahre!

Fünf Stunden sind wir bei großer Hitze marschiert und noch lange nicht am Ziele. Es fängt schon an zu dunkeln, als wir an schmutzigen Wasserlöchern Halt machen. Slink arbeiten unsere Leute, bald steht das Zelt und der schwarze Koch sitzt vor dem Feuer, das er mangels Holz mit dürren Maisstengeln unterhält. Die Nacht ist frisch, wir sind nun über 1600 m hoch. Mit dem ersten Morgengrauen geht es weiter und nach zwei Marschstunden liegt auf einer Hochebene von etwa 2000 m Meereshöhe der Haramayasee vor uns. Schon von weitem konnte man sowohl auf dem Wasser wie an den versumpften Ufern ein ungemein reiches Vogelleben beobachten. Man hatte uns also doch nicht zu viel versprochen. Hier gab es Wasserwild im Überfluß. Ladenburg und ich eilten ungesäumt hinab zum See. Die Jagdleidenschaft hatte uns erfaßt. Wollten wir auch nicht morden, so gab es hier doch manch edles Vogelwild für unsere Sammlung. Dazu konnte man in Mäße ein verhältnismäßig noch wenig gestörtes Vogelleben an einem innerafrikanischen See studieren und interessante Beobachtungen machen. Einiges davon lasse ich an Hand meines an Ort und Stelle genau geführten Tagebuches folgen: „Am Ufer wimmelt es von Rotschenkeln, Regenpfeifern und Strandläufern aller Art, die so wenig scheu sind, daß sie oft erst dicht vor unseren Füßen aufstehen.

Weiter draußen auf den Feldern stolzieren gravitatisch Sichler und Ibisse herum, nach Kerbtieren und Würmern suchend. Auf der Wasserfläche vor uns liegen wohl einige Tausende von Schwimvögeln, von denen neben zahlreichen Enten aller Art die schwarzen gehörnten Wasserhühner (*Fulica cristata*) vorherrschen. Hunderte von ihnen ruhen auf dem Wasser oder sitzen auf ihren schwimmenden Nestern und den vielen grünen von Lang und Wasserkraut gebildeten Bänken. Was sie nur dort tun? Sie scheinen nicht zu ruhen, sondern eifrig beschäftigt zu sein. Immer wieder treten sie von einem Fuß auf den anderen. Ist ihr Standort unsicher oder dient diese Bewegung des Laich- und Fischräubers auch jagdlichen Zwecken? Eine Erklärung dafür habe ich nicht gefunden.“

Scharenweise tummeln sich Enten auf dem See. Sie sind wohl etwas vorsichtiger als die übrigen Wasservögel, doch hätte ein Schießer auch unter ihnen reiche Beute machen können. Geben sie sich doch nicht einmal die Mühe aufzustehen, wenn man dicht am Ufer an ihnen vorbeigeht. Sie rudern nur hurtig fort.

Nilgänse sitzen untertags in großen Mengen am Ufer oder halten Rast auf dem Wasser. Am Abend fallen sie in großen Scharen auf den Feldern ein und suchen nach Nahrung. Reiher sind verhältnismäßig wenig zu sehen. Fast ganz fehlt der weiße Reiher, der seiner Schmuckfedern halber überall verfolgt wird und schon recht selten geworden ist. Ebenso auch der Marabu, der wegen seines prächtigen Flaums ebenfalls begehrt wird. Nur im Innersten Afrikas sind solche kostbare Vögel noch häufig und ohne Scheu vor dem Menschen, bis die Federhändler auch dorthin gekommen sein werden.

In sehr großer Zahl sind an und um den See die Raubvögel vertreten. Der herrliche Schreifseeadler (*Haliaëtus vocifer*) mit seinem wunderbaren rostbraunen Gefieder und dem schneerweißen Kopf und Hals ist hier häufig. Ein prächtiges, dort erlegtes Männchen ziert heute noch mein Arbeitszimmer. Stundenlang vorher hatte ich den Adler beobachtet und eine interessante Szene darüber notiert: „Ein starker *Haliaëtus vocifer* sitzt mitten im See auf einer von Wasserkräutern gebildeten schwimmenden Insel. Bald dahin, bald dorthin dreht er den Kopf und sieht sich nach Beute um. Dann plötzlich erhebt er sich. Das ganze Wassergeflügel in nächster Umgebung, vor allem die Enten stieben in Todesangst davon. Er aber hat anderes im Sinn, schlägt blitzschnell einen Sichler am schilfbewachsenen Ufer und kehrt mit der Beute auf die sichere

Warte im See zurück. Bierig kröpft er den feisten Vogel, da zieht es seinen Blick aufwärts. Ein Stärkerer naht! Mit dem halbverzehrten Sichler in den Fängen flüchtet der Weißköpfige vor einem Raubadler (*Aquila rapax*), der als der Stärkere seinen Tribut fordert. Der Schwächere muß die Beute lassen und sucht das Weite. Aber bald kehrt er wieder zurück und fällt ganz in der Nähe des kröpfenden Raubadlers auf einer der vielen schwimmenden Inseln ein. Er hat sie sich genau gemerkt, dort ist eine andere Beute versteckt, die er vorher geschlagen, aber nicht ganz verzehrt hatte. Vorsorglich hatte er den Rest der Mahlzeit so tief in den Lang vergraben, daß er jetzt Mühe hat, ihn wieder herauszuzerren. Das zeigen seine mächtigen Anstrengungen. Endlich ist er so weit und beginnt behaglich zu kröpfen. Da wird er schon wieder gestört. Diesmal freilich ist es nur eine freche Rohrweihe, die sich dicht neben ihm niederläßt, um auch ihr Teil abzubekommen. Voll Fressgier rückt sie immer näher und doch getraut sie sich nicht zuzugreifen. Nun sitzt sie schon ganz neben dem Adler und als dieser an dem einen Ende seiner Beute kröpft, streckt sie vorsichtig das eine Gewaff aus, um auch für sich einen Teil heranzuziehen. Der Adler wird böse, er nimmt eine drohende Haltung ein. Die Weihe sträubt das Gefieder, läßt aber doch das Gefaßte fahren und schwingt sich behende in die Lüfte. Sie muß warten bis der Adler gesättigt ist. Erst als dieser abstreicht, kommt auch sie daran. Eilig würgt sie den Rest hinunter, sie traut dem Frieden doch nicht ganz."

Falken und Bussarde, Raben, Störche und andere Stelzvögel ergänzen das ungemein reizvolle Bild. Ein Vogelleben wie ich es noch nie gesehen. Dagegen mußten auch die Küsten Norwegens und Spitzbergens und die Sumpffseen in Bosnien und der Herzegovina verschwinden. Nur in der Mondabucht in Kamerun habe ich noch ähnliches beobachtet.

Nicht ganz zwei Tage waren wir am Haramaya und hatten viel gute Sachen geschossen. Fast eine Tragtierlast der verschiedensten Vögel ging an Monsieur Quellard nach Dire Daua ab. Wir aber zogen weiter nach Harar.

In Harar

Am drei Stunden mochten wir vom See aus marschiert sein, dann lag Harar vor uns. Ein mächtiger Steinhaufen, umgürtet von fester Mauer mit streng bewachten Thoren. Draußen vor der

Stadt sind ausgedehnte Flächen mit Kaffee bepflanzt, dessen Bohne als Harari eine besonders gute Note im Handel hat, dazwischen blühende Gärten und Gemüesfelder.

Da es schon gegen Abend geht und die Tore geschlossen werden, drängt alles zur Stadt. Es ist auffallend, wie auch die weitherkommenden Karawanen genau die Zeit einhalten können. Sie treffen fast alle gerade noch kurz vor Tor schluß ein, keine kommt zu spät. Durch das enge von Soldaten bewachte Tor geht es eine lange, geschlossene Häuserreihe entlang, bei der es kein Ausweichen gibt, zum Zollamt. Dort sitzt in der Mitte der Halle ein alter Moslim auf seinem Gebetsteppich und verrichtet rituelle Gebete. Er nimmt keine Notiz von uns. Erst als er fertig ist, kommen wir daran. Der Zoll ist hier, wie überall in Abessinien verpachtet. Die Zollbehandlung ist daher meist rigoros und oft mit Schikanen verbunden. Wir mußten nicht nur unsere geliehenen Gewehre und Patronen abgeben, sondern durften von dem übrigen Gepäck nur das Allernotwendigste in das Hotel mitnehmen. Dieses einzige Gasthaus am Platze, das den stolzen Namen „Grand Hotel D'Italie“, trägt, war das Mindeste, was man sich denken kann, nur nicht den Preisen nach. Die Tagespension ohne Getränk betrug $13\frac{1}{2}$ Fr., wobei man ein Schlafzimmer hatte, das nicht einmal durch eine Decke vom Dach getrennt war und auf dessen gestampftem Lehm-boden ein zeretztes Linoleum vor der klapprigen Bettstelle lag.

Harar selbst galt damals als die bedeutendste Handelsstadt Aethiopiens. Sie mochte etwa 30—40 000 Einwohner vorwiegend mohammedanischen Glaubens haben. Europäer einschließlic Armenier und Griechen waren es nur wenige Hunderte. Die Stadt hat eine blutige Geschichte hinter sich, wie alle Städte in fruchtbaren reichen Landstrichen. Immer wurde in der Welt um reiche Länder gekämpft; der Materialismus ist nun einmal eine der Haupttriebfedern menschlichen Handelns, die bei Herrschern freilich oft mit einem nationalen Mäntelchen umgeben wird. So sind auch die vielen Kämpfe um Harar zu bewerten. Auch Menelik wußte die Stadt im blutigen Kampfe zu erobern und sie endgültig seinem Reich einzuverleiben. Schwer genug wurde es ihm gemacht, seine Herrschaft dort zu sichern, und ohne Ras Makonen als Statthalter wäre die rasche Befriedung Harars wohl kaum gelungen. Viel zu früh starb Makonen, und den als Gouverneur folgenden Dadjasmatsch Alma erwarteten schwere Aufgaben.

Von den Straßen in Harar macht man sich keinen Begriff. Sie waren damals mit ganz wenigen Ausnahmen derartig schlecht, daß es unmöglich gewesen wäre, nachts ohne Handlaterne eine größere Strecke zurückzulegen. Man wäre Gefahr gelaufen, in der Dunkelheit zu verunglücken. Der gewachsene Fels mit Rissen, Spalten und Buckeln bildete oft weit das Pflaster. Ein anderes gab es nicht.

In Abyssinien, das unter Menelik zum Soldatenstaat geworden war, war auch die Landesorganisation, soweit eine solche bestand, militärisch. So war auch der gegenwärtige Gouverneur ein „Dadjasmatsch“, d. h. „Krieger der Pforte“, mit dem militärischen Rang eines Generals. Soldat in weitestem Sinne war so ziemlich jeder freie Abyssinier, dies kam schon dadurch zum Ausdruck, daß er bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten mit dem Gewehr herumlief. Er legte es oft bei der Arbeit nicht ab, wenn es ihn auch noch so hinderte. Das übliche Gewehr in Abyssinien war ein großkalibriger, französischer Einzellader, Modell 1870/74. Die dazu gehörigen Originalpatronen galten damals neben dem Mehallet, einer kleinen Silbermünze mit dem Bilde Meneliks, in den meisten Teilen des Landes als Scheidemünze des in Abyssinien eingeführten Mariatheresien-Talers. Eine geradezu geniale Idee des Soldatenkaisers. Auf diese Weise war dafür gesorgt, daß immer genügend brauchbare Patronen im Lande waren. Da nur die Patronen als vollwertig angenommen wurde, die noch den unversehrten Papierstreifen der europäischen Munitionsfabrik zeigte, war man sicher, daß auch die Schwarzpulverladung noch unberührt war.

Der Spaziergang innerhalb der glühenden Steinwände von Harar war wenig interessant. Die meisten Häuser waren aus Bruchsteinen mit Lehmörtel, der aus angerührten Termitenhäusen bestand, gebaut und strahlten eine glühende Hitze aus. Ungezählte mit Steinmauern eingefriedigte Höfe und wenige größere Plätze vervollkommneten das Stadtbild. Auf den öffentlichen Plätzen, vor allem auf dem Markte, herrschte untertags ein fortwährendes Hin und Her und dazu meist viel Geschrei und Gezeter. Neben den Händlern und sonstigen Geschäftsleuten sieht man auch viele Nichtsteuer, meist Soldaten, die mit Gewehr und Patronengürtel, oder auch noch mit einem kleinen runden Lederschild bewaffnet, schreiend und gestikulierend herumstehen. Sie machen sich wichtig,

mischen sich in alles Mögliche und Unmögliches und verprügeln die Schwächeren.

Gefangene mit schweren Fuß- und Halsketten klirren ohne Aufsicht durch die Straßen, verrichten kleine Arbeiten oder unterhalten sich mit Bekannten. Es sind sehr oft nur Schuldhäftlinge, die so lange ihrer Freiheit beraubt bleiben, bis sie ausgelöst werden. Tagsüber mag ihr Los erträglich sein, während der Nacht aber mit Hunderten von Leidensgenossen in lichtlosen dumpfen Löchern zusammengepfercht zu sein, ist eine Tortur. Einen fürchterlichen Anblick gewährten die unglückseligen Krüppel, denen eine Hand oder ein Fuß oder beide von Gerichts wegen abgeschnitten worden waren. Ein grausames Justizverfahren, das vor allem auf Diebstahl verhängt wurde und damals noch gang und gäbe war.

Die fünf Tore der Stadt werden gegen 7 Uhr morgens geöffnet und gegen 18 $\frac{1}{2}$ Uhr abends geschlossen. Vor- oder nachher ist ein Betreten von Harar unmöglich. Interessant ist es, abends die Einpassierenden zu beobachten. Vor Torschluß drängt und hastet alles in die Stadt, um nicht ausgesperrt zu werden. Die Durrahklopper ziehen mit ihren krummen Dreschstöcken unter Schalmeein Klang in Marschordnung herein, Esel, Zeburinder, Ziegen und Kamele werden von den Weiden in die Stadt getrieben. Feldarbeiter aus dem Stamme der Galla kehren mit Spaten und Sichel auf der Schulter von schwerem Tagwerk zurück, Weiber mit Traglasten von Holz und Maisrohr, oder beladen mit Wasser, das sie in Kürbisflaschen auf dem Kopf und in den Händen tragen, drängen noch eilig herein. Argwöhnisch wachen die Zöllner darüber, daß nichts von Belang hereingeschmuggelt wird, und wo es geht, nehmen sie ihren Tribut; sei es ein Schluck Wasser von einem wassertragenden Mädchen, sei es da oder dort eine Handvoll Bohnen oder anderes aus den Tragkörben.

Am ersten Nachmittage gegen 16 Uhr sollen wir von Dadjasmatsch Alma empfangen werden. Er residirt in dem einzigen modernen Gebäude, dem Gouverneurpalast, der seinerzeit, als die Ägypter noch das Protektorat über den Freistaat Harar hatten, gebaut worden war. Es ist ein hohes, weißes Haus mit orientalischen Bogenfenstern. Punkt 16 Uhr treten wir mit dem Dolmetsch durch das Tor in den Vorhof, dann geht es eine unbequeme Treppe mit äußerst hohen Steinstufen hinauf in den Audienzsaal. Ein geschmackloser größerer Raum, dessen Lehmboden mit schlechten

Leppichen belegt ist, und dessen ganze Einrichtung aus einem Tisch mit vier Rohrstühlen und einem Lehnstuhl gleicher billiger Konstruktion besteht. Soldaten und Hofbedienstete in der bekannten abessinischen Tracht lungern herum. Wir aber warten immer noch sehnsüchtig auf den Boten, der schon längst mit unserem Gastgeschenk, dem schon erwähnten Seidensammet, hätte da sein sollen. Er kam und kam nicht, da die Zöllner den Stoff nicht herausgeben wollten. Das fehlte gerade noch, daß wir zum Dadjasmatsch mit leeren Händen kommen! Und schon tritt der Befürchtete, in weiße Schamma gehüllt und mit dem Umhang seines Ranges bekleidet, barfüßig in den Saal. Hoheitsvoll nimmt Alma im Lehnstuhl Platz; neben und hinter ihm seine Würdenträger. Die Audienz kann beginnen, der Dolmetscher tritt in Tätigkeit.

Wir trugen zunächst unser Anliegen wegen eines Geleitbriefes, ohne den man nicht gut reisen kann, vor. Er hört uns an und schweigt. Dann bitten wir ihn, nach Addis Abeba zu telephonieren, um für uns beim Negus die Erlaubnis zur Elefantenjagd im Süden zu erwirken. Er hört den Dolmetsch an und schweigt. Der hohe Herr scheint wenig geneigt, unsere Wünsche zu erfüllen. Das zeigt schon die von ihm geführte seichte Unterhaltung. Nichts als banale Höflichkeitsformeln und nebensächliche Dinge. Wenn wir doch nur den Seidensammet hätten! Endlich erscheint Ghaleb mit dem Boten und dem freibekommenen Sammet. Jetzt wird Alma lebhafter. Mit Kennermiene befühlt er den Stoff. Die Prüfung scheint befriedigend ausgefallen zu sein. Und schon zeigt er sich unseren Wünschen geneigt, verspricht, was wir wollen, und läßt uns Letseh, den landesüblichen Honigwein, in Karaffen und Gläsern billigster Manufaktur servieren. Dann kommt ein selbstgebrauter Schnaps daran und zum Schluß noch lauwärmer Champagner schlechtesten Marke. Doch was hilft es. Wir müssen ihm damit wohl oder übel kräftig Bescheid tun, als er auf glückliche Reise anstößt. Die Unterhaltung wird lebhafter, vor allem auf der Gegenseite. Dabei fallen Begleiter und Diener ihrem Herrn wiederholt höchst respektlos in das Wort. Von Hofetikette ist wenig zu merken. Die Autorität ist hier nur auf Furcht und nicht auf Respekt gegründet. Eine noch recht ursprüngliche Art der Herrschaft.

Eine Stunde mögen wir wohl dort gewesen sein, die Flaschen und Gläser sind leer, dann werden wir entlassen. Es soll uns nun noch der Zebrahengst gezeigt werden, den uns Alma schenken wollte.

Mit Verbeugungen und Händedruck verabschieden wir uns und besichtigen drunten im Hof das Zebra. Es ist ein prächtiger junger Hengst, nur schade, daß wir damit nichts anfangen können, denn die Kosten nach Deutschland sind selbst für ein so wertvolles Tier im Einzeltransport viel zu hoch.

Der Besuch bei Dadjasmatsch Ulma hatte uns so gut wie nichts genützt. Sein Geleitbrief hatte schon im Lande der Danakil kaum mehr Bedeutung, als daß er uns Bewegungsfreiheit gab. Von Unterstützung der Stämme durch Stellung von Führern, Abgabe von Nahrungsmitteln war keine Rede. Auch von Elefantenerlaubnis war nichts zu lesen. Viel besser und schneller hatte Minister Coates für uns gesorgt. Ein von ihm abgesandtes Telegramm besagte, daß uns der Negus je einen Elefanten auf der Strecke nach Addis Abeba genehmigt habe. Freilich enthielt das Telegramm auch das Verbot im Süden zu jagen. Dort waren einzelne Stämme unruhig und man fürchtete weitere Europäermorde. —

So blieb also nichts anderes übrig, als unser Glück auf einem der Karawanenwege nach dem über 450 km entfernten Addis Abeba zu versuchen. Die meiste Aussicht auf Erfolg bot der durch die Landschaft Bilen führende Wüsten- oder Bilenweg, während die Route über das Tschertschergebirge und der dazwischen liegende Assabotweg jagdlich ziemlich aussichtslos waren. Wir entschlossen uns daher für den Bilenweg, auf dem Kamelkarawanen und zur Not auch Ochsenkarren möglich waren. Er führte durch damals noch wildreiches Gelände, so daß man mit gutem jagdlichen Erfolg, vielleicht sogar mit Großwild rechnen konnte. —

Endlich waren auch unsere sehnlichst erwarteten Gewehrkiten eingetroffen. Wie sie in München verpackt worden waren, so empfangen wir in Harar Gewehre und Patronen in tadellosem Zustande. Außer den 8 mm Mauser-Repetierbüchsen und je einem Drilling hatten wir für Großwild noch 9,3 mm Kugelgewehre, ebenfalls System Mauser mit. Man hielt damals viel von diesem schweren Kaliber, es hat aber auf schweres Wild auch keine bessere Wirkung gezeigt als die vorzüglichen 8 mm Büchsen. Nicht auf die Größe der Kugel kommt es in erster Linie an, sondern auf Choßwirkung und Durchschlagskraft. Diese aber sind bei den kleinen Kalibern mit entsprechender Pulverladung größer.

28 Maultiere, darunter vier Reitmaultiere, wurden mit den nötigen Pack- und Reitsätteln gekauft, dazu für Ausflüge in Wüstengegen-

den auch noch vier Kamele. Es hieß nur noch unsere Rechnung an Ghaleb, die fast 2000 L. betrug, zu begleichen und darüber hinaus noch 400 L. für die Expeditionskasse zu erheben. Dies gab schon ein ordentliches Loch in den Kassabestand der kleinen Banknebenstelle, die von der Äthiopischen Bank erst vor kurzem in Harar eingerichtet worden war. Ein einziger Raum mit Lehm Boden, darin ein alter Kassenschrank, ein Schreibtisch, einige Stühle und ein Aktenregal. Das war alles. Die großen Mariatheresientaler wurden in Rollen zu 20 Stück aufgeschichtet — nur so ließ sich die Auszahlung kontrollieren — und danach in Säcke gestreift. Drei Mann hatten daran zu tragen, wogen sie zusammen doch fast $1\frac{1}{2}$ Ztr. Die Kasse der Bank aber war auf Lage hinaus so gut wie leer. Solche große Zahlungen kamen nicht oft vor.

Auf dem Bilenweg

Da Trockenzeit herrschte, waren wir an die Wasserstellen gebunden, die seit jeher von den Karawanen benutzt wurden. Damit waren im allgemeinen die Hauptroute und die Lagemärsche festgelegt. Wo es die jagdlichen Verhältnisse verlangten, wollten wir uns länger aufhalten und größere Abstecher ins Land machen. Freilich waren wir auch hier durch die Wasserfrage in unserer Bewegungsfreiheit beschränkt. Der von uns gewählte Weg durchquerte das steppenreiche Land der Danakil, das besonders wasserarm, streckenweise sogar wasserlos ist. Trotzdem wurde er viel benützt, da er der einzige Weg war, der zur Not mit Ochsenkarren befahren werden konnte. Alle schweren, unhandlichen Güter, die sich weder für Kamele noch für Maultierlasten eignen, konnten nur auf diese Weise zur Hauptstadt befördert werden. Man denke, was es für den Handel eines Landes bedeutet, wenn alle europäischen Waren für die aufstrebende Hauptstadt auf weit mehr als 400 km mit Maultieren und Kamelen oder gar mit schweren Ochsenkarren befördert werden müssen und noch dazu auf Wegen, die namentlich in der Regenzeit jeder Beschreibung spotten. Eine Straße in unserem Sinne gabs damals von Dire Dawa nach Addis Abeba überhaupt nicht. Kaum irgendwo war ein Spatenstich oder sonst eine Verbesserung an den von den Lasttieren getretenen Saumpfadern gemacht worden. Diese vorläufigen Verkehrsverhältnisse paßten so gar nicht zu einem Staate, in dessen Hauptstadt die europäischen Großmächte Gesandtschaften unterhielten. Brauchte doch die Briefpost mit dem eigenen Postreiter

zehn und mehr Tage von der Hauptstadt zur Eisenbahn und das Gepäc etwa dreimal so lange, wenn es überhaupt ankam. Gar oft wurden Gepäcstücke unterwegs wegen Überlastung der ermüdeten Liere weggeworfen oder von räuberischen Stämmen geplündert. Der Bilenweg galt zu jener Zeit als ziemlich unsicher, die wilden Danañil hatten so manchen Mord und Raub an den Karawanen auf dem Gewissen und waren in der unendlichen wasserlosen Steppe verschwunden, wenn man sie fassen wollte. Sie kümmerten sich nicht um Addis Abeba und um Geleitbriefe, es sei denn, daß ihn Apupaker, der mächtige Danañilfürst, selbst ausgestellt hatte.

Vor einiger Zeit gab es auf dieser Strecke, wie man uns versicherte, noch überall viel Wild, von Jahr zu Jahr aber wurde es weniger. Die Reisenden nahmen immer mehr zu und nicht nur die von und nach der Hauptstadt ziehenden Europäer nutzten die willkommene Jagdgelegenheit aus, sondern auch die eingeborenen Begleiter der vielen Handelskarawanen jagten zum Fleischerwerb und beschossen jedes größere Wild. Erzielten sie meist auch keine großen Strecken, so vertrieben sie doch das Wild oder machten es zum mindesten scheu und vorsichtig. Es war daher kein Wunder, daß unser jagdlicher Erfolg im Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten und Mühen nur mäßig war. Zwar schoß jeder von uns einen Leopard und eine Anzahl größerer Antilopen und Gazellen, das begehrte Großwild aber, wie Elefant, Rhinozeros, Büffel und Löwe blieb uns versagt. Zu dem Mißerfolg trug sicher viel bei, daß wir keinen jagdlich erfahrenen Führer aufstreiben konnten. Es gibt überhaupt unter den Schwarzen verhältnismäßig wenige gute Jäger in unserem Sinne. Sie sind wohl fährtsicher und außerordentlich scharfsichtig, sonst aber verstehen sie wenig. Wir beide aber waren noch junge unerfahrene Jäger und verstanden als Tropeneuulinge überhaupt nichts von der afrikanischen Jagd. So versagten wir wohl manchmal, wo es nicht nötig gewesen wäre. Der hauptsächlichste Grund unseres Mißerfolges aber lag darin, daß auf der ganzen Strecke nur mehr ganz vereinzelt Großwild vorkam und das wenige, das wir antrafen, durch die stete Verfolgung gewißigt, kaum mehr zu überlisten war. So ging es Freund Ladenburg mit Elefanten, die während der Nacht ganz nahe an unserem Zelt vorbeigezogen waren. Unentwegt von früh bis zum späten Nachmittag verfolgte er, ohne Rücksicht auf das schwierige Gelände und die

glühende Sonne, die Elefanten, bis er nicht mehr konnte und nur noch mit Ausbiefung aller Kräfte imstande war, zum Lager zurückzukehren. Einmal hatte er sich schon am Ziel geglaubt, da verdarb ihm der Wind im letzten Augenblick alles. Ein Windhauch hatte genügt, den Elefanten ihren gefährlichsten Feind, den Menschen, zu verraten, und sie stürmten, alles niederbrechend, dahin durch den Busch. Es war unmöglich gewesen einen Schuß anzubringen. —

Auch mir war es ähnlich ergangen, als ich auf Büffel jagte, die weit ab von unserem Lager am Hauaschflusse frisch gefährtet worden waren. Ohne Zelt, nur mit Moskitoneß und Decke ausgerüstet, nächtigte ich mit wenigen Begleitern dort in der Nähe. Vom ersten Morgengrauen bis zur sinkenden Nacht war ich fast unablässig hinter den Büffeln her, bei glühender Hitze mühte und plagte ich mich, wie kaum jemals vorher in meinem Jägerleben, und doch war alles umsonst. Am zweiten Tage war ich zu guter Letzt im dichtesten Busch so nahe an die Büffel herangekommen, daß ich glaubte ihr Schnaufen zu hören. Nur einen Schritt noch und es mußte glücken. Kriechend versuchte ich Ausblick zu bekommen, um einen Schuß anzubringen. Da aber wurden die Büffel roglisch und krachend brachen sie durch die Büsche. Sie waren dahin auf Nimmerwiedersehen.

Ein Glück für mich. Wäre ich zu Schuß gekommen und lag der Büffel nicht im Feuer, so wäre ich im nächsten Augenblick wohl durchspießt und zerstampft worden. Die Jagdleidenschaft aber hatte mir jeden Verstand genommen, ich war mir damals gar nicht bewußt, welch' sträflichen Leichtsinns ich zu begehen im Begriffe war, und jammerte nur, daß mir die Büffel abgesprungen waren. Bis zum Letzten erschöpft vor Anstrengung und Hitze, die Kleider zerfetzt, die Hände von Dornen zerrissen, so kam ich abends zum Hauptlager zurück und verfluchte Afrika und unsere Reise. Am anderen Morgen aber bei Tagesgrauen ging's mit dem Freunde schon wieder hinaus in die Steppe zu neuen Laten.

Waren auch Antilopen und Gazellen, die früher in großen Herden die weiten Steppen des Danakillandes bevölkerten, schon viel weniger geworden, so gab es immer noch genügend, um manche erfolgreiche Pürsche darauf zu machen. Die interessantesten waren vielleicht die Giraffengazellen (*Lithocranius Walleri*), die nach Art der Giraffen Laub und Nadeln von den Bäumen äßen. Um zu diesen gelangen zu können, richteten sich die schlanken Tiere auf den Hinter-

läufen empor, so daß der lange dünne Hals mit dem schmalen Körper nur eine senkrechte Linie darstellt. Man mußte sehr genau hinhalten, um auf größere Entfernung dieses strichartige Ziel zu treffen. Am häufigsten waren die Sömmeringgazellen (*Gazella Soemmeringi*). Aber auch sie waren schon recht vorsichtig geworden, so daß man kaum näher als 200 m herankam. Zu den größten Antilopen, die wir sahen, gehörten die Dryx (*Oryx beisa*). Sie sind mit ihren mächtigen Spießeln ein charakteristisches Bild der afrikanischen Steppen. Wir trafen sie in der Gegend von Bilen, und jeder von uns brachte einige gute Gehörne mit. In den sumpfigen Wäldungen am Zusammenfluß von Hauasch und Kassam kamen ein paar gute Wasserböcke zur Strecke, dazu einige Kudus in der Steppe. Leider war es nur das Kleine Kudu (*Strepsiceros imberbis*), das weit stärkere Große Kudu (*Strepsiceros strepsiceros*), das Hochwild Afrikas, fehlte ganz.

Wenn ich von den verschiedenen weiter erbeuteten Antilopen noch die Zwergantilope (*Madoqua saltiana*) nenne, die oft weit vom Wasser auf trockenen mit Aloe bewachsenen Böden besonders gerne vorkommt, so tue ich es, weil uns dieses ungemein zierliche, lebhaftes Bild durch seinen netten Anblick und sein spitzmausähnliches Pfeifen oft Freude gemacht hat. Man glaubt mehr ein tierisches Spielzeug vor sich zu haben als eine wirkliche Antilope. Mißt doch ein guter mit nadelspitzem Miniaturgehörn bewehrter Bock von der Nasen- bis zur Schwanzspitze nur 60 cm. Mit leichten Schrotten schießt man sie wie die Kaninchen.

Daß wir beide darauf brannten, einen Löwen zu erlegen, ist selbstverständlich. Damals war man in weiten Kreisen noch der Anschauung, daß der Löwe ein sehr gefährlicher Gegner und schwer zu erlegen sei. Ein erfolgreicher Löwenjäger galt daher als ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. Das war für die Eingeborenen, die das wehrhafte Raubtier mit Pfeil und Bogen oder mit der blanken Waffe fällten, sicher richtig, für den mit modernen Waffen ausgerüsteten Jäger aber ist heutzutage die Löwenjagd keine Gefahr mehr. Elefant, Büffel, Nashorn sind viel gefährlicher und weit schwerer mit der Kugel niederzuwerfen; sie greifen auch oft unvermutet an, was der Löwe höchst selten tut. Trotzdem bleibt seine Erlegung immer ganz hohe Jagd, ist doch die große Katze in ihrer Stärke, Schönheit und Wildheit auch heute noch der „König der Tiere“.

Wochenlang hatten wir umsonst nach Löwen gesucht. Nur ein paar alte Fährten fanden wir, sonst nichts. Da meldeten eines Tages Hirten, daß Löwen in ihre Herden eingebrochen seien, und nunmehr in dem Dschungel an einer heißen Quelle steckten. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Eine Stunde darauf breche ich schon mit drei Begleitern und zwei Maultieren zur heißen Quelle auf. Der Moskitos halber schlagen wir oben auf einem kleinen Hügel Lager, dann geht es mit einem Gewehrträger zum Wasser. Wir fanden auch bald frische Fährten, und eine Schlep Spur führte zu den Resten eines vom Löwen frisch geschlagenen Kudu. Ein Duzend großer Geier sind um den Kadaver beschäftigt und lassen sich nur ungern vertreiben. Schade, daß der Mond im letzten Viertel ist, der nächtliche Anstich hätte sonst vielleicht Erfolg gebracht. So wollen wir wenigstens sitzen bleiben bis es dunkel wird. Doch mit dem Sinken der Sonne werden die Moskitos im Sumpfe lebendig und ihre Plage steigert sich derart, daß es bald nicht mehr zum Aushalten ist. Wir flüchten aus unserem Versteck, als plötzlich vor uns ein mächtiges, fahles Tier im Duster sichtbar wird. „Ambassa“, flüstert der hinter mir stehende Schwarze. Auf den Schuß hin ein kurzes Brüllen, dann ist der Löwe auch schon verschwunden. Hab ich ihn, oder hab ich ihn nicht? — Voll Zweifel geht es zurück zum Lagerplatz, voll Zweifel verbringe ich die Nacht. Es war schon zu dunkel gewesen, als daß ich ein sicheres Zeichen gesehen hätte. Ein so starkes Tier braucht einen sehr guten Schuß. Die Nachsuche am nächsten Morgen ergab eine schlechte Schweißfährte; der Löwe war nur leicht angeschossen und entkommen, sonst würden die Geier ihn uns zeigen. Mit tödlicher Sicherheit finden diese Vögel jedes gefallene Stück und verraten es durch ihre Anwesenheit. Sieht man aber keine Geier, so darf man jede Hoffnung aufgeben. So auch hier. Der erste Löwe war „verpaßt“, das war kein guter Anfang auf dieses königliche Wild.

Auch Ladenburg schoß einige Tage später bei nächtlichem Anstich vom Hochsitz herab einen Löwen an. Stundenlang klagte und stöhnte der Angeschossene in der nahen Dichtung. Als aber der Morgen anbrach und Ladenburg mit gespannter Büchse vorsichtig in den Busch drang, fand er nur mehr das Schweißbett. Der Löwe hatte sich längst empfohlen. —

Dafür war uns beiden wenigstens je ein Leopard beschert! An

diesen meinen ersten Leoparden werde ich mich stets mit großer Freude erinnern. Es war am 26. Februar 1907, als ich mit einem eingeborenen Hirten und meinem ständigen Gewehrträger zur Leopardenjagd aufbrach. Save, der junge schlanke Dana'il, nackt bis auf ein schmales Lendentuch, die schwere Lanze geschultert, schreitet elastischen Schrittes voraus. In einem Baststrick führt er ein junges Zicklein, das uns helfen soll, den „Nebbr“ anzulocken. Das Blöken des Zickleins ist für den blutdürstigen Räuber Sirenenmusik. Ihm kann er nicht widerstehen.

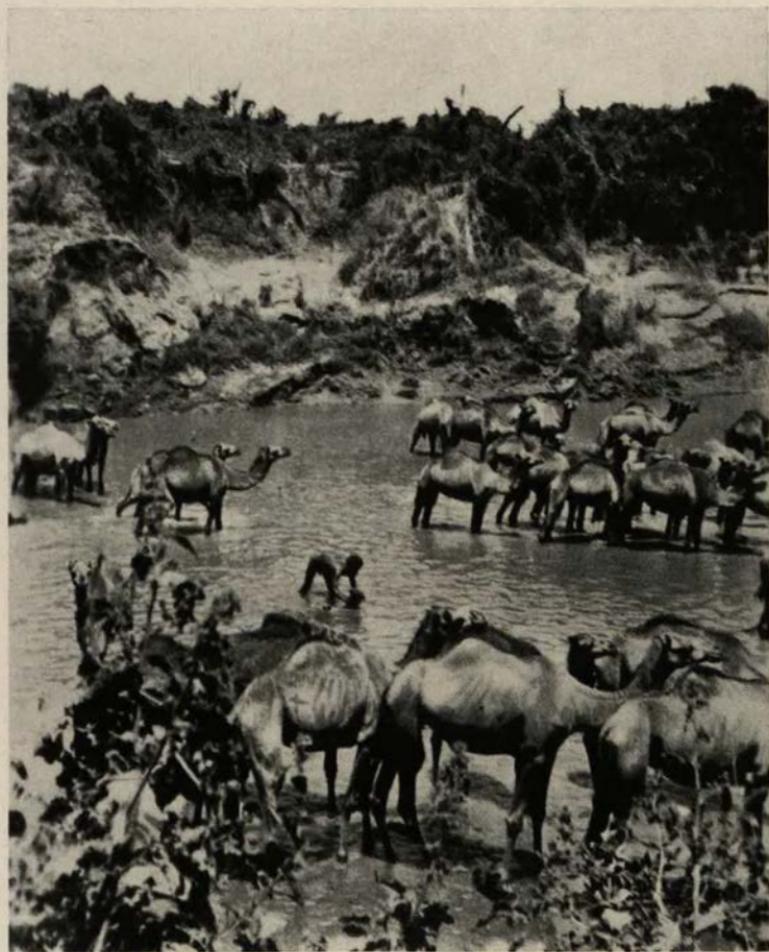
In dem dichten Buschwald am Flusse hat sich der verruchte Räuber versteckt. Seit einer Woche schon macht er die Gegend unsicher und ist erst gestern wieder in die Herden der Dana'il eingebrochen. Alles hat Angst vor ihm. Dicht zusammengepfercht sind während der Nacht Mensch und Vieh in dem nahen dornenumgürteten Hirtenkraal und sorgfältig wird abends nach Einpassieren des letzten Stückes der enge Zugang mit großen Dornenbüschen geschlossen. Der Leopard ist verwegen und voll Mordlust. Dabei aber auch so vorsichtig, daß er selten zu Gesicht kommt. Nun hofft man auf den Fremden, vielleicht hat er das Glück, die gefährliche Bestie zu erlegen. Save weiß ziemlich genau wo er den „Nebbr“ suchen muß. Er führt mich hinunter zum Fluß, den dichter Buschwald umsäumt. Als wir in die Nähe kommen, verrät uns auch schon das Geschrei und das aufgeregte Benehmen der Affen und Vögel in den Baumkronen, daß der Räuber nicht weit ist. Saves geschultes scharfes Auge entdeckt die schleichende Raqe zwischen dichten Schlinggewächsen. Ich aber sah nichts, so sehr ich auch das Auge anstrengte. Die Mimikry des schwarzgetupften Felles ist unglaublich! Erst einige Minuten später an einem anderen Platze mit besserem Ausblick sollte es gelingen. Save beißt das Zicklein in die Ohren, daß es laut klagt und läßt es an dem langen Baststrick wieder laufen. Und schon kommt lautlos aber doch von den Warnern in den Bäumen verraten, die räuberische Raqe angeschlichen. Einen Augenblick sehe ich den dicken, runden Schädel nur wenig Schritte vor uns. Im Schall bricht der Leopard zusammen. Unbeschreiblich war meine Freude über die prächtige Beute, nicht minder die der Dana'il über den gestreckten Viehräuber. — Ein starker Rüde war es, fast 2 m lang von der Nase bis zur Schweifspitze!

Gar oft habe ich in mond hellen Nächten in enger dumpfer Dornenhütte mein Glück auf den Leopard versucht, der im ganzen

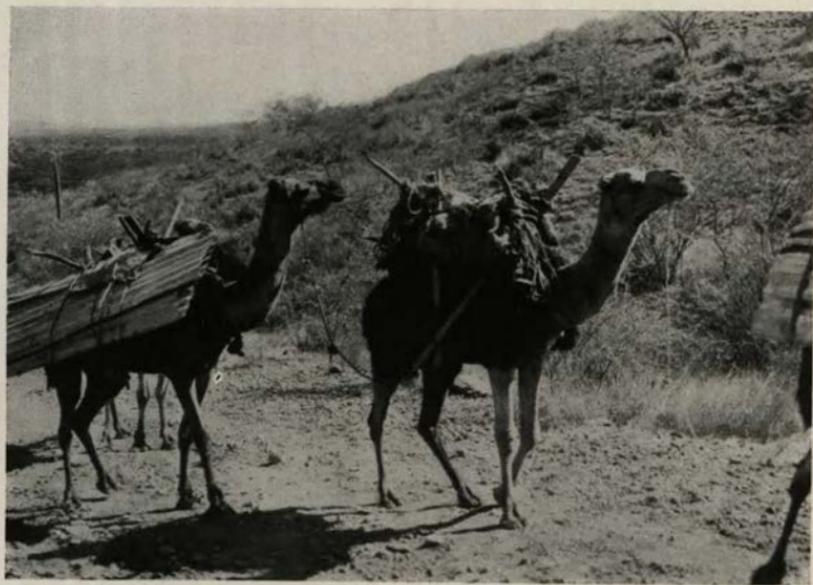
Danakillande häufig, aber, wie C. G. Schillings sagte, „überall und nirgends“ ist. Ein vor einer Dornenhütte angepflocktes Zicklein sollte durch sein ängstliches Klagen den Leoparden anlocken. Leider verstand ich damals die Jagd zu wenig und machte Fehler über Fehler. Entweder war die Hütte nicht dicht genug, oder der Wind stand schlecht, oder es war der Platz ungünstig ausgewählt. Hyäne und Schakal kamen zwar des öfteren und mußten verschucht werden, damit sie mir die Ziege nicht raubten, der Leopard aber ließ sich nicht betören. Nur einmal noch hätte es glücken können, wenn ich nicht die Ziege zu weit vom Schußloch entfernt angepflockt hätte. 20 Schritt waren bei dem schlechten Lichte viel zu weit, zumal die wohl längst lau-ernde Raße den Augenblick benützt hatte, als der Mond durch eine Wolke verdeckt war. Blichschnell erfolgte der Angriff, blichschnell verschwand der Räuber mit der losgerissenen Beute. Der Schuß war gefehlt, das Ziel im Staube zu wenig sichtbar gewesen. Viele Nächte bin ich, wenn der Mond gut war, damals auf Leopard und Löwe in der Gegend von Bilen angefahren, immer umsonst. Von Moskitos zerstoßen, von der dumpfen Schwüle halb aufgelöst, kam ich oft erst gegen Morgen schwer enttäuscht und tod-müde zum Lager zurück. Nach ein bis zwei Stunden tiefen Schlafes aber sah mich die Morgensonne schon wieder in der Steppe. Das war die unverwüßliche Jugendkraft!

Mehr als sechs Wochen hatten Ladenburg und ich auf dem Bilenweg und den benachbarten Steppen, sowie in den Galeriewaldungen des Hauasch- und Kassamflusses gejagt. Wir haben dabei viel Lehrgeld gezahlt und viel Mißerfolge gehabt. Und doch ist mir diese erste Karawanenreise in unvergeßlicher und guter Erinnerung geblieben, war doch in Afrika für mich alles neu und interessant.

In dem äußerst wasserarmen Lande waren wir auf den meisten Märschen an die wenigen Wasserstellen gebunden, die oft kaum ausreichten, Mensch und Tier zu laben. Wir waren ja nicht allein die Nutznießer, sondern mußten das spärliche Wasser mit den Eingeborenen und ihren Herden teilen, die oft von weither zur Tränke kamen. An diese Wasserstellen in der Danakillsteppe habe ich die schlechteste Erinnerung. Durch den steten Gebrauch von Mensch und Tier war das Wasser meist verunreinigt und schmutzig, so daß es selbst bei größtem Durste eine gewisse Überwindung kostete, die warme, schmutzige, oft stinkende Brühe zu trinken. Was blieb uns aber übrig? Die paar Flaschen Mineralwasser, die wir mit-



Kamele zur Tränke am Hauasch



Wellblech auf dem Wege von Dire Dawa nach Addis
Abeba

führten, mußten wir für den Fall der Erkrankung aufheben. So hieß es sich überwinden und manchen ekelhaften Trunk tun. Das schlechte, faulende Wasser und die Moskitos blieben nicht ohne Wirkung auf unsere schwarzen Begleiter. Die meisten von ihnen hatten Fieber oder Dysenterie bekommen und litten schwer in diesem mörderischen Klima. Wir selbst sind gottlob fieberfrei geblieben, sicher nur dank der regelmäßigen Chinin-Prophylaxe. Ohne diese wären auch wir bestimmt dem Fieber verfallen. Leider reichte unser Chininvorrat nicht aus, auch unsere Begleitmannschaft regelmäßig damit zu versorgen. Wir mußten froh sein, daß wir für die schlimmsten Fälle noch einige Tabletten zur Verfügung hatten.

Alles auf der Welt hat zwei Seiten, so auch die Wasserarmut und das schlimme Klima des Wüstengürtels, der im Osten und Süden das abessinische Hochland umgibt. Es ist der beste Schutzwall gegen feindliche Einbrüche in das Herz des Reiches. Militärische Aufmärsche und Kampfhandlungen größeren Stils sind bei fortgeschrittener Trockenzeit in dieser Gegend kaum möglich. Erst wenn sich durch die Regenzeit in den ausgetrockneten Flußbetten und den zahlreichen Wasserlöchern und Lämpeln wieder genügend Wasser gesammelt hat, mag es auch für größere Truppenmassen möglich sein, Kampfhandlungen vorzunehmen. Aber auch dann bietet das wilde Land noch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und erschwert den Zugang zum Hochland.

Wie sah unser prächtiges Menschenmaterial, das wir in Djibouti und Dire Dawa angeworben hatten, schon nach wenig Wochen aus? Zum größten Teil von Fieber und Dysenterie geschwächt und durch die Strapazen der schweren Wüstenmärsche stark mitgenommen, waren die meisten von ihnen recht kleinlaut geworden, und nur wenige Unverwundliche waren noch mit Eifer bei der Sache. Auch unseren braven Maultieren, die die meiste Arbeit zu leisten hatten, war es nicht viel besser gegangen. 6—8 Stunden am Tag bei glühender Hitze die schweren Lasten zu tragen, ist an und für sich schon eine gewaltige Leistung, zumal die ermüdeten Tiere auf der Weide kaum etwas anderes fanden als ausgedörrtes, dürftiges Steppengras; Körnerfutter aber war nur ab und zu in ausreichender Menge zu erhalten. Mehr aber noch als unter Anstrengung und Hunger litten die Muli unter den landesüblichen Packsätteln, diesen verfluchten Marterinstrumenten, die bei längeren Märschen fast unweigerlich

zu Druckschäden am Widerrist führen. Die armen Tiere wurden damit grausam gequält, bis der Schaden endlich so weit gediehen war, daß die eiternde Stelle mit einem glühenden Eisen ausgebrannt werden konnte. Die Abyssinier sind Meister in der Behandlung dieser Druckschäden, die dort allerdings etwas alltägliches sind. Ein krummer Eisenstab, an einem kurzen Holzgriff befestigt und am Feuer glühend gemacht, ist das Seziermesser. Das Eisen ist freilich nicht leicht rotglühend zu bekommen. Bei Mangel an richtigem Brennstoff muß das Feuer oft nur mit getrocknetem Kamelmist, Maisstengeln und Schilfrohr unterhalten werden. Es gehören gute Lungen dazu, bei diesem minderwertigen Brand mittels des menschlichen Blasbalgs die nötige Gluthitze zu erzeugen. Inzwischen wird das gedrückte Maultier gefesselt, geworfen und von ein paar kräftigen Eingeborenen gehalten. Dann tritt das glühende Eisen in Tätigkeit und brennt tiefe Schnitte in die eiternden Stellen. Armes Tier, das für seine Pflichttreue so viel leiden muß! Doch scheint es sich aus der grausamen Prozedur nicht allzuviel zu machen. Kaum ist diese vorbei und sind die Fesseln gelöst, so springt es wie frisch auf, schüttelt sich und trollt auf die Weide als ob nichts geschehen wäre. Anderntags aber marschirt der brave Mulo schon wieder in der Karawane mit und der furchtbare Packsattel hat seine Schrecken verloren. Das einmal gebrannte Tier bleibt meist von weiteren Druckschäden verschont.

Ein Nachtmarsch ist mir seiner Romantik halber besonders in Erinnerung geblieben. Von unserem letzten Wasserplatz Mulu bis zum nächsten an der heißen Quelle von Bilen sind es volle zwölf Marschstunden. Diese Strecke in einem ununterbrochenen Marsche während der Tageshitze zurückzulegen, ist für unsere schon stark erschöpfte Karawane ausgeschlossen. Es muß die kühlere Nacht zu Hilfe genommen werden. Ganz spät am Nachmittag, nachdem die Tiere nochmals getränkt sind, wird aufgebrochen. Zunächst geht es ziemlich steil aufwärts auf ein baumloses, unendlich weites Hochplateau. Dürres Steppengras, so weit das Auge reicht. Schweigend zieht die Karawane auf dem breiten ausgetretenen Weg dahin. Die nächtliche Stille wird nur ab und zu durch Zurufe der Schwarzen unterbrochen. Ein einziges Mal gibt es eine Abwechslung, als eine Kamelkarawane, die mit Häuten beladen zur Küste zieht, uns begegnet. Voraus schreiten zwei hochgewachsene Danakil, mit der schweren Lanze und dem runden Schild bewaffnet. Dann folgen die

Kamele in langer Reihe, wohl hundert an der Zahl, daneben ihre speerbewaffneten Hüter. Die riesigen Liere ziehen, durch ein Leitseil verbunden, eines hinter dem anderen her. Sie marschieren mit der Gleichmäßigkeit eines Uhrwerks ruhig und in gleichem Tempo dahin, stunden- und stundenlang. Merkwürdig, wie sich unsere Muli vor den harmlosen Wüstentieren fürchten! In weitem Bogen weichen sie mit allen Zeichen der Angst aus. Unsere Begleiter haben Mühe und Not, die aufgeregten Liere wieder zu beruhigen. Woher nur diese Angst stammt? Sie muß noch auf die ursprüngliche Zeit des Wildlebens zurückzuführen sein. — Inzwischen ist es Mitternacht geworden, und mehrere unserer Liere können kaum mehr weiter. Wir müssen rasten und machen Halt, wo wir sind. Rasch wird im Lichte der im Süden so intensiv glänzenden Sterne abgefesselt, und jeder legt sich hin, wo er gerade steht. Der Sattel ist unser Kopfkissen, die Erde die Liegestatt. Tiefer Schlaf umfängt Mensch und Tier. Nach drei Stunden weckt uns der Wachtposten. Wieder müssen uns die Sterne leuchten zum Satteln und Packen, und weiter geht es im nächtlichen Dunkel. Wir wollen die heiße Quelle bei Bilen noch erreichen, bevor die Sonne mit ihren sengenden Strahlen lästig wird.

Viele Hunderte von Karawanen machen alljährlich diesen Weg, müssen doch alle Lasten, die für den Rücken der Maultiere zu schwer sind, ausnahmslos auf dem Bilenweg transportiert werden. Er bietet, wie gesagt, die einzige Möglichkeit, außer mit Kamelen auch mit schweren zwei- und vierrädigen Gefährten durchzukommen. Mühsam und langsam genug geht es freilich mit diesen meist aus Eisen gebauten Wagen, und viele Paare von Zugochsen müssen vorgespannt werden. Zwei bis drei und oft noch mehr Monate brauchen diese schweren Karren von Dire Daua nach Uddis Ubeba und niemand kann garantieren, wann und ob sie überhaupt ankommen. Welch ungeheuerere Anstrengungen der Lastentransport auf diesem beschwerlichen Wege von den Trag- und Zugtieren verlangt, zeigen die vielen Opfer, die er alljährlich unter dem besten Tiermaterial fordert. Ungezählte gebleichte Gerippe von Kamelen, Zugochsen und Muli, soweit sie von den Raubtieren noch nicht verschleppt worden sind, geben ein beredtes Zeugnis von den Gefahren und Schwierigkeiten des Wüstenmarsches. Umsonst versuchte man die armen erschöpften Liere zu entlasten, wie die vielen am Wege liegenden Stücke von Wellblech, Eisenträgern und anderen schweren Teilen, die man einfach weggeworfen hatte,

zeigen. Auch dieses radikale Mittel hatte oft nicht mehr geholfen, die durch Überanstrengung und schlechte Ernährung gänzlich herabgekommenen Tiere zu retten. So sah damals die Wirklichkeit aus, und ich mußte mich nur wundern, wenn ich zu Hause von den goldenen Bergen las, die unseren Kaufleuten bei Handelsbeziehungen mit Addis Abeba versprochen wurden. Man hätte die Herren Berichterstatter nur einmal über den Bilenweg schicken müssen, dann hätten sie wohl anders geschrieben.

Die Zeit des Jagens ist für mich vorüber, ich habe Eile, nach Addis Abeba zu kommen, wenn ich meinen Urlaub nicht allzusehr überschreiten will. Gegen 200 km sind es noch bis dort, und der Weg ist steil und schlecht. Auch bei Eil- und Gewaltmärschen mußte ich mit mindestens vier Reisetagen rechnen. Mit den fünf besten Maultieren, die in kleinen Lasten mein nötigstes Gepäck tragen, und fünf jungen, kräftigen Abyssiniern, die gesund geblieben und dem Fieber entgangen waren, brach ich am 23. März beizeiten auf. Herzlich hatte ich vom Freunde Abschied genommen. Er wollte noch einige Tage am Hauasch jagen, aber dann zur Küste zurückkehren. Sollten wir uns in Dire Dawa oder Djibouti nicht mehr treffen, dann auf Wiedersehen in der Heimat!

Von Früh bis Abend wurde marschiert, was Mensch und Tier hergeben konnten. Die Steppe war zu Ende, der Anstieg auf das Hochland von Schoa ist steil; dazu waren die Wege fast noch schlechter als bisher. Es ist unbegreiflich, daß auf diesem so viel begangenen Weg auch nicht das Geringste geschehen war. Stellenweise war der Saumpfad geradezu halbsbrecherisch. Und doch meisterten unsere Tiere alles. Immer wieder konnte ich mich von der großen Zähigkeit der abyssinischen Muli überzeugen. Reit- wie Tragtiere leisteten Gewaltiges, zumal wir meist mit nur kurzer Mittagsrast von früh bis abends marschierten und das Futter bei dem kurzen Weidegang äußerst knapp war. Das nährstoffarme armselige Futterstroh und einige Handvoll Durrahgetreide, das wir an den Lagerplätzen von Eingeborenen erstehen konnten, war bei diesen Anstrengungen viel zu wenig.

Wie rasch man die Höhenunterschiede merkte! Im Danatillande war auch in der Nacht die Hitze oft unerträglich gewesen, hier oben im Hochlande fror ich, sobald die Sonne untergegangen war. Fröstelnd saß ich abends im Lodenmantel an dem armseligen Feuer. Raun, daß die wenigen dürren Äste, die wir um fast ebensoviel

Graspatronen von den Eingeborenen eintauschten, genügten, Konserven zu wärmen und Kaffee zu kochen. Dieser große Holzangel ist für weite Strecken Abessinien's charakteristisch.

In Ischoba, dem Grenzdorfe gegen Schoa, hatte der Anstieg erst richtig begonnen. Aus ein paar elenden, von den Zollwächtern bewohnten Hütten bestand so ziemlich der ganze Ort. Meine Begleiter hatten so oft von Ischoba gesprochen, daß ich mir etwas ganz anderes vorgestellt hatte. Dafür aber war in einer der armseligen Hütten eine Telephonstation mit modernem Apparat untergebracht, so daß wir mit Addis Abeba sprechen und unsere bevorstehende Ankunft mitteilen konnten. „Das Land der Gegensätze“ habe ich mir damals in meinem Tagebuch notiert und dieses wohl von allen Reisenden gebrauchte Wort immer wieder bestätigt gefunden. Auf der einen Seite ein Land beinahe noch im Urzustande, auf der anderen Seite Anläufe modernster Art.

Die Vegetation hat sich mit zunehmender Höhe rasch geändert. Der Wüstencharakter ist verschwunden, und wir sehen wieder Spuren von Ackerbau. Auch die Vogelwelt ist teilweise eine andere geworden. Manche der bisher täglich festgestellten Arten ist verschwunden, manche neue erscheint. So der dünnschnabelige Rabe mit auffallend kurzem Stoß und dem zittrigen Flug, der weißbrüstige Rabe, der Hornrabe und andere. Immer wieder zeigten sich neue Arten. Zur Jagd war freilich keine Zeit gegeben, es hieß marschieren und wieder marschieren, und nur ab und zu gelang vom Lager aus ein Schuß. —

Von Ischefa-Densa aus, dem letzten Lager vor Addis Abeba, sind es noch über 40 km zur Hauptstadt. In der Nacht haben wir in 2500 m Höhe wieder einmal richtig gefroren, so daß wir froh sind, möglichst früh fort zu müssen. Wir wollen unter allen Umständen heute noch die „Neue Blume“ — so hatte Menelik seine neugegründete Residenzstadt getauft — erreichen. Gegen 9 Uhr vormittags werden in weiter Ferne die im europäischen Stil gebauten weißen Häuser des Gibi, der Residenz des Negus, gesichtet, aber wir hatten fast noch sechs Stunden anstrengenden Marsches, bis der Rand der Stadt, wenn man die ungeheuer weitläufige Siedlung überhaupt so nennen will, erreicht ist. Zum ersten Male kurze Strecken festgebauter Straßen und einzelne Brücken. Letztere waren für uns freilich nur zum Ansehen da, denn sie waren während der Trockenzeit mit hohen Steinwällen gesperrt. Nur in der Regen-

zeit, wenn das jetzt harmlose Wässerlein zum mächtigen Gießbach angeschwollen ist, werden sie geöffnet.

Also geht es die steilen Schluchten der tief eingeschnittenen Wasserläufe auf halbsbrecherischem Pfade hinab und auf der anderen Seite wieder hinauf. Geschenkt wird uns auf diesem Marsche wirklich nichts. Wenn ich geglaubt hatte, mit Erreichung der ersten Siedlungen der Hauptstadt auch schon im Hotel zu sein — damals gab es nur den „Cercle de l'Union“, unter welcher klingendem Namen sich ein denkbar einfaches Unterkunfts- haus versteckte —, so irrte ich mich. Noch fast eine Stunde hatte ich zu reiten, immer wieder durch Gräben oder über Hügel hinweg auf meist sehr schlechten Saumpfadern, bis wir vor einem halb aus Stein, halb aus Lehm gebauten und mit Stroh eingedeckten Erdgeschoß standen. Das war das einzige Hotel in Äthiopiens Hauptstadt. Ganze drei, mit gestampftem Lehm Boden versehene Räume im Erdgeschoß waren Hotel- und Klubräume zugleich, während im Nebengebäude sich zwei oder drei elende Gastzimmer befanden, von denen ich das beste in Beschlag nahm. Wenn es auch recht bescheiden war, so hatte ich doch wieder ein Dach über dem Kopf, ein wirkliches Bett, dazu Tisch und Stuhl, so daß ich mir wie ein Glücksgewinner vorkam. Dazu eine Einladung für morgen zum Frühstück bei Minister Coates und einige, zwar schon über vier Wochen alte, für Addis Abeba aber ganz neue Zeitungen, die mir Herr von Mutius, der deutsche Konsul, freundlicherweise zugesandt hatte. Nur ein Wermutstropfen fiel in mein Glück: die beiden großen Kisten, von denen die eine Uniform und Frack, die andere das Gastgeschenk für Menelik enthielt, waren immer noch nicht da, und es war kaum zu erwarten, daß sie in den nächsten Tagen noch eintreffen würden. Vor zwei Monaten hatte ich sie in Dire Dawa Herrn Bogt mit der Bitte übergeben, sie mit der nächsten Kamelkarawane nach Addis Abeba zu schicken und jetzt waren sie nicht da. Wie sollte ich da zum Negus kommen, im geflickten Khaki und noch dazu mit leeren Händen? Letzteres wäre wohl nicht so schlimm gewesen, da Menelik das Gastgeschenk auch noch nachträglich annehmen würde, aber ganz unmöglich war es bei dem vorgeschriebenen Zeremoniell ohne Besuchsanzug zur Audienz zu erscheinen. Doch Herr von Mutius wußte Rat. Er stellte mir aus seinen Beständen Gehrock und was sonst noch dazu gehörte, lebenswürdigerweise zur Verfügung. Wer war glücklicher als ich! Nun war ich doch

nicht umsonst nach Addis Abeba gekommen. Ostersonntag, den 31. März, früh 8 Uhr, sollte ich vom Negus empfangen werden. Herr Coates wollte mich selbst begleiten.

Die wenigen Tage, die bis zur Audienz noch zur Verfügung standen, benützte ich, um mich in Addis Abeba umzusehen. Mit Ausnahme des schon genannten Gibi, das die kaiserlichen Gebäude umfaßt und die größte geschlossene Siedlung am Platze ist, stellt Addis Abeba eher alles andere dar als das, was man eine Hauptstadt nennt. Auf mehreren, weit auseinander liegenden Hügeln stehen oft kilometerweit voneinander entfernt vereinzelt Häuser und Hütten oder kleinere Gruppen von solchen, ohne inneren Zusammenhang und ohne verbindende Wege. Dazwischen tiefeingeschnittene Schluchten mit Wasserläufen oder ausgetrockneten Flußbetten, die in der Regenzeit große Wassermengen führen. Dann wieder Felder und ausgedehnte Viehweiden mit Herden von Buckelrindern, Schafen und Ziegen. Kein Stück Wald, kaum ein größerer Baum von ehemals, dafür aber einzelne, neugepflanzte Gruppen des Eukalyptus, der seit einigen Jahren hier Einzug gehalten hat und zum Modebaum zu werden scheint. Der Verkehr vollzieht sich, da damals erst der Anfang zum Straßenbau gemacht war, fast durchweg auf elenden Saumpfadern, wenn man nicht vorzieht, ohne Weg und Steg querfeldein zu reiten. Für einen Europäer war es überhaupt kaum möglich, seine Geschäfte in Addis Abeba zu Fuß zu erledigen, nicht bloß wegen der gewaltigen Entfernungen, sondern auch des Morastes halber, den jeder der vielen Niederschläge dieses Höhenklimas unweigerlich zur Folge hat.

Das öffentliche Leben der Hauptstadt spielt sich vorwiegend auf zwei Plätzen ab: im Gibi und auf dem Markte. Die Gebäude des Gibi bedecken einen ganzen Hügel. Sie enthalten nicht nur die verschiedenen Wohnhäuser des Kaisers und seiner Familie, sondern auch die Empfangs- und Speisehallen, in denen regelmäßig an Festtagen große Volkspeisungen in Anwesenheit des Negus stattfinden. In regellosem Durcheinander finden wir im Gibi noch die kaiserlichen Stallungen und Werkstätten, Magazine und das große Geschenkhaus, in dem alle möglichen und unmöglichen Gastgeschenke aus aller Welt friedlich nebeneinander lagern, bis das eine oder andere doch einmal Verwendung findet, dann Zollschuppen, Gerichtsgebäude und andere amtliche Gebäude, darunter die Post- und Telegraphenstation, die gerade neu gebaut wurde. Je nach den

Baumeistern, denen die Arbeiten übertragen waren, sind die einzelnen Gebäude in irgend einem europäischen oder orientalischen Stile aus Stein oder Holz ausgeführt. Dazwischen sind wieder abessinische Rundhütten und sonstige Lehmbauten für Dienerschaft und Soldaten. Vor den Wohnhäusern des Negus und seiner Familie liegen hintereinander mehrere, mit hohen Stein- oder Lehm-mauern umgebene Höfe, die den landesüblichen Schutz gegen feindliche Angriffe darstellen. Viele Eukalyptusbäume und einige Zypressen sorgen für Abwechslung und geben der Kaiserstadt ein freundliches Aussehen. Das ganze Gibi ist mit einer Ringmauer umgeben, deren feste Tore mit Einbruch der Dunkelheit geschlossen und erst am Morgen wieder geöffnet werden. Vom frühen Morgen bis zum Abend ist ein fortwährendes Kommen und Gehen. Schon bald nach Tagesanbruch erscheinen Minister und Würdenträger mit Gefolge zur Berichterstattung beim Negus. Er ist ein Frühaufsteher und liebt die Morgenstunden zur Arbeit. Fast ununterbrochen treffen Sklaven oder Lasttiere vom Lande ein, die den Tribut der Bevölkerung an Lebensmitteln aller Art, aber auch an Holz und Stroh abliefern, dann kommt ein Großer des Landes mit Hunderten von Gefolgsleuten gezogen, um Rechenschaft abzulegen über das Land, das er verwaltet. Dann wieder sind es Armenier und Griechen vom Plaze, die mit den kaiserlichen Beamten irgendwelche Geschäfte abschließen wollen; dazu die vielen Menschen, die zum Richter wollen oder vorgeladen sind, die Kaufleute, die am Zoll oder auf der Post zu tun haben und Hunderte, die herumlungern. Ab und zu sieht man auch Europäer, die im Gibi zu tun haben oder die sich aus Neugierde dort herumtreiben. Auch ich gehöre zu diesen und sehe mit das Leben und Treiben in und vor dem Gibi an, das immer wieder neue Bilder zeigt.

Von den öffentlichen Einrichtungen interessierten mich besonders Post und Telegraph, die sich damals noch in den ersten Anfängen befanden. In einem so wilden Lande, das weder einen Schienenstrang noch richtig fahrbare Wege hatte, konnte natürlich von einem regelrechten Postverkehr nicht die Rede sein. Man war zur Beförderung von Briefen in der Hauptsache auf den Kurierdienst des diplomatischen Korps angewiesen, der von der englischen und französischen Legation im Turnus übernommen wurde. Die Postreiter, die zum Zeichen ihrer amtlichen Eigenschaft einen Brief an einem Stabe eingeklemmt trugen und unter kaiserlichem Schutz standen,



Eingangstor zum Palast des Ras Makonen in Harar



Ausfällige werden in der Lepra-Station Harar von
Patres behandelt

brauchten von Addis Abeba nach Dire Daua 8—10 Tage. Bei besonders eiligen Aufträgen vielleicht um 1—2 Tage weniger. Besser funktionierten Telegraph und Telephon, nachdem unter großen Schwierigkeiten das Gestänge besorgt, die Leitungen gelegt und durch drakonische Strafen gesichert waren. Telephonleitungen nach Harar und Dire Daua, nach Kassa, Sidamo, zur italienischen und anderen Grenzen ermöglichten dem Negus, an den wichtigsten Plätzen persönlich Erkundigungen anzustellen, Befehle auszugeben und Rechenschaft über ihre Durchführung zu fordern. Menelik hatte den großen Vorteil, den ihm als autokratischen Herrscher das Telephon bot, sehr rasch erfaßt, und er nutzte es nach Kräften. Vor allem in den Morgenstunden nach dem Vortrag der Minister saß er oft stundenlang am Apparat und erledigte auf diese Weise so manch wichtiges Regierungsgeschäft auf rascheste und einfachste Weise.

Außer im Gibi konnte man eigentlich nur noch auf dem Markte pulsierendes Leben sehen. Vor allem an den Sonnabenden, an denen der Wochenmarkt stattfindet. An solchen Tagen ist der große, von Geschäftshäusern umsäumte Platz dicht bedeckt mit Menschen und Tieren, so daß man oft nur mit Mühe durch die Massen der nach ränziger Butter duftenden Marktbesucher durchzukommen vermag. Alles ist dort Leben und Bewegung, es kribbelt wie in einem Ameisenhaufen. Von weit her, oft 2—3 Tagemärsche, sind die Gallas mit ihren Erzeugnissen zum Markte gekommen. In der Hauptsache werden Lebensmittel zum Verkauf angeboten, dann aber auch Holz, das mich begreiflicherweise besonders interessierte. Bei der großen Waldarmut des Landes bildet das Holz eine sehr begehrte Marktware, die unverhältnismäßig hoch im Preise steht. So kann man für eine Trägerlast Nußholz mitunter einen Esel kaufen. Wenn es wenigstens Nußholz in unserem Sinne gewesen wäre! Es waren aber nur etwa 3—4 m lange, meist krumme gespaltene Stangen, die beim Hausbau vor allem als Dachsparren Verwendung fanden. Was ich an richtigen Balken und Brettern gesehen habe, war meist europäischer Herkunft. Es gab in Abessinien zwar noch ausgedehnte, geschlossene Waldungen, die große Mengen stärksten Nußholzes wie Wacholderbäume (*Juniperus procera*), *Podocarpus* und andere Arten bargen, die nächstgelegenen aber waren mehr als 40 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Dabei waren die Transportschwierigkeiten so groß, daß schweres Holz, trotz der Anfänge eines Straßenbaues, überhaupt nicht zur

Hauptstadt gebracht werden konnte. So blieb also für den täglichen Bedarf an Bauholz fast nur das oben erwähnte schwache Spaltholz, das gerade noch auf dem Kopfe der Träger oder dem Rücken der Tiere transportiert werden konnte. Nicht minder schlecht stand es mit dem Brennholz. Auch dieses mußte weit hergeholt werden und wurde in kleinen Bündeln am Markte gehandelt. Kein Wunder, daß sich unter diesen Verhältnissen nur wenige Vermögende den Luxus eines Holzfeuers leisten konnten, während die große Masse des Volkes sich mit getrocknetem, gepreßtem Kamel- und Kuhmist oder dürrtem Gras und Schilf behelfen mußte.

Und doch waren auch auf den Hügeln von Addis Abeba und in der allernächsten Umgebung einmal große Waldbestände gewesen, deren Holzreichtum für die Holzversorgung der Stadt vollauf genügt hätte. Sie waren aber sinnlos durch Asche und Feuer vernichtet worden und nur wenige von den sengenden Flammen verschonte Wacholderbäume und andere übrig gebliebene Baumriesen zeugen von dem, was ehemals war. Wo aber vor nicht langer Zeit noch Wald war, kann, wenn nicht wesentliche Veränderungen am Boden oder Grundwasserspiegel eingetreten sind, auch wieder Wald werden. Wiederaufforstung weiter Flächen in der Nähe der Hauptstadt war eine dringende Forderung für die Zukunft der Stadt. Sie war voraussichtlich auch eine dankbare Aufgabe, wenn sie richtig aufgefaßt wurde. Mit den Eukalyptuspflanzungen, die seit einigen Jahren von Engländern in Addis Abeba angelegt worden waren, war meiner Ansicht nach freilich nicht das Richtige getroffen. Der Eukalyptus wächst dort zwar sehr rasch und ist auch leicht zu pflanzen, doch ist sein Holz infolge des großen Wassergehaltes als Bauholz durchaus ungeeignet. Es „arbeitet“ viel zu stark, als daß es stabile Balken und Bretter geben könnte. So ist es eigentlich nur als Brennholz zu verwenden und hat gegenüber den glänzenden Anpreisungen stark enttäuscht. Die Nutzholzfrage mußte und konnte hier anders angepackt werden. Bei den gegebenen klimatischen Verhältnissen und dem tiefgründigen, lehmigen Boden wuchsen ja, wie die Überreste früherer Waldungen bewiesen, hier wertvolle Koniferen und nutzholztüchtige Laubbölzer sehr gut. Man brauchte nur auf sie oder ähnliche Holzarten zurückzugreifen und die Nutzholzfrage war in absehbarer Zeit zu lösen. Freilich sind gerade die guten Nutzholzarten verhältnismäßig langsamwüchsig und brauchen, um die gleiche Stärke zu erlangen, weit länger als die Eukalypten. Man muß auch bei den

hier gegebenen hervorragend günstigen Wachstumsverhältnissen mit mehreren Jahrzehnten rechnen, bis aus den Nußholzpflänzlingen Stämme von einem Ausmaß herangewachsen sind, wie man sie zu Bauzwecken benötigt. Ein solches auf weite Sicht gestelltes Geschäft aber kann sich nur der Staat, d. i. in diesem Falle der Negus leisten. Privatkapital wird sich bei einer erst nach Jahrzehnten eintretenden Verzinsung und den unsicheren Verhältnissen des Landes wohl kaum finden lassen. Dagegen ist der Negus als Eigentümer des Bodens und Herr über ungezählte billigste Arbeitskräfte ohne weiteres in der Lage, große Flächen wieder aufzuforsten, vorausgesetzt daß es gelingt, das nötige Pflanzmaterial selbst zu ziehen. Dies dürfte bei richtiger Anleitung nicht schwierig sein. Neben dem Ausbau der Straßen und Eisenbahnen gehörte die Wiederaufforstung entwaldeter Gebiete unzweifelhaft zu den wichtigsten Aufgaben des Kaiserreiches. Menelik, der weitsichtige Herrscher, würde, richtig beraten, sicher auch hier nicht versagen. Bis jetzt hatte er der Waldfrage freilich nur sehr einseitiges Interesse entgegengebracht, indem er die Waldungen als Krongut erklärte und das Fällen von Bäumen in der Nähe der Hauptstadt strengstens verbot. Mißachtung dieses Verbots wurde mit Handabhacken bestraft. Er hatte sich damit das alleinige Recht gesichert, Bauholz zu schlagen und zu verkaufen. Das war vielleicht der tiefere Sinn seiner Waldverordnung. Jedenfalls aber zeigte diese ursprünglichste Art des Forstschutzes in Verbindung mit der Monopolisierung des Holzhandels, daß Menelik geschäftstüchtig war und den Wert des Holzes sehr wohl erkannt hatte.

Am Ostersonntag ritt ich schon frühzeitig mit zwei meiner Begleiter, die sich so gut als möglich für den Besuch im Sibi ausstaffiert und mit meinen Gewehren behangen hatten, zur Gesandtschaft. Herr von Mutius hatte bereits den schwarzen Besuchsanzug, den ich zur Audienz anziehen sollte, gerichtet. Kaum war ich mit dem Umziehen fertig, als auch schon der Minister im Gehrock und Tropenhelm aus dem Hause trat. Sein prächtiger, reich gezäumter Rappe sticht vorteilhaft gegen meinen, erst gestern gekauften Schimmel ab, den ich mit einem von Postdirektor Michel freundlichertweise geliehenen Kopfgestell einigermaßen aufgepußt hatte. Während wir aufsitzen, steigt auch Kantiba Gebron, der beamtete Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft, auf sein reichgeschirttes Maulthier und zwar nach abessinischer Sitte von der rech-

ten Seite. Er reitet barfüßig und hält mit den großen Zehen die kleinen runden Steigbügel. Hinterdrein in bemessenem Abstände die Eskorte des Gesandten: Vier junge, schlanke Abyssinier in Khaki mit rotweißem Turban auf dem Kopfe und dem Karabiner auf dem Rücken. Es ist ein weiter Ritt zum Gibi, wir müssen bergauf, bergab durch Rimsale und Regenstrombetten, bis wir endlich am Hauptportale anlangen. Mit tiefen Bücklingen begrüßen die Torhüter den Minister und setzen sich an die Spitze des Zuges. Nun geht es noch durch zwei hochummauerte Höfe hindurch, bis an die steile Schwelle zum dritten und engsten Hofe. Ein auch für unsere Klettergewandten Tiere unüberwindliches Hindernis. Wir steigen ab und legen den Rest des Weges zu Fuß zurück. In einer äußerst einfachen Empfangshalle erwarten uns schon die Würdenträger des Negus und teilen mit, daß Menelik heute im Zelt empfängt. Gleich darauf kommt auch schon ein Abgesandter uns zu holen.

Das innen mit reichen Stoffen ausgestattete Zelt steht auf einem grünen Hügel. Die offene Seite ist gegen das Tal gerichtet. Auf niederem, mit seidenen Kissen bedecktem Divan sitzt nach orientalischer Weise mit untergeschlagenen Beinen der mächtige Herrscher Aethiopiens, Negus Negesti Menelik II. Der Kaiser ist mit schwarzseidenem Umhang angetan und in kostbare helle Seide gekleidet. Die hohe Stirn hat er mit weißem Seidenstoff umwickelt. Große Brillanten in den Ohren, ein schwerer Diamant am Finger und eine kostbare Agraffe am Umhang blitzen im Morgenlichte. Weiß leuchten die schönen Zähne in dem tiefbraunen, von schütterem Bart umrahmten Gesichte. Ein unvergeßlicher Anblick, vor allem die tiefen dunklen Augen, die hohe Intelligenz verraten. Man hat vom ersten Augenblick an das Gefühl, einem hochbedeutenden Manne gegenüber zu sein, und dieses Gefühl würde man wohl auch haben, wenn man nicht wüßte, daß es der mächtigste schwarze Monarch der Erde ist, der vor uns sitzt.

Mit den vorgeschriebenen Verbeugungen treten wir ins Zelt. Menelik begrüßt uns mit einem huldvollen Nicken des Kopfes und reicht zuerst dem Gesandten und dann mir die Hand. Er lädt uns ein auf eisernen Gartenstühlen Platz zu nehmen, der Dolmetscher tritt in Thätigkeit. Nach den üblichen Höflichkeitsphrasen erkundigt sich der Negus über den Verlauf der Reise und über mein weiteres Vorhaben. Minister Coates greift in das Gespräch ein und bemerkt, daß ich deutscher Forstmann sei und mich für die forstlichen

Fragen des Landes interessiere. Nun wird Menelik lebhaft und beginnt über die große Waldarmut seines Landes zu klagen. Er fragt, wie es mit dem Walde in Deutschland stünde, ob es dort auch so wenig Holz wie in Abessinien gäbe. Ich antworte in kurzen Sätzen und singe ein Loblied auf den deutschen Wald. Menelik kann sich über die erteilten Auskünfte nicht genug wundern und will wissen, wie man auch seinem Lande wieder die verlorenen Wälder geben könnte. Dabei erzählt er von den großen Waldungen, die seinerzeit gerade hier bei Addis Abeba gewesen wären. Damals habe man noch keine Holznot gekannt, auch seien die Wasser in der Regenzeit nicht so wild gewesen wie jetzt und hätten nicht so viel gute Erde weggeschwemmt, und endlich sei auch das Fieber weniger gewesen, solange der Wald gestanden habe. Dann sprach er von Engländern, die vor einigen Jahren den Eukalyptus gebracht und angepflanzt hätten, darauf setzte er große Hoffnungen. Dabei zeigte er auf eine ausgedehnte Eukalyptuspflanzung, die man vom Zelt aus sehen konnte. Sie sei erst fünf Jahre alt und doch schon haushoch geworden. In einigen Jahren würde er wieder Bauholz genug haben.

Es war ihm sichtlich unangenehm, von mir zu hören, daß mit Pflanzungen dieser Art die Holzfrage, wenigstens für Bauzwecke, nicht zu lösen sei. Er fragte mich nach den Gründen meiner schlechten Beurteilung. Es war nicht schwer einem so hochintelligenten Manne, selbst wenn er keinerlei forstliche Vorkenntnisse hatte, die Zusammenhänge zwischen raschem Wachstum und Holzqualität einigermaßen klar zu machen, so daß Menelik doch Bedenken hinsichtlich der Fortsetzung von Eukalyptuskulturen zu kommen schienen. Auf seine Frage ob ich wohl imstande sei, einen anderen besseren Wald zu schaffen, und wie lange dies dauern würde, gab ich dahin Bescheid, daß ich ohne genauere Kenntnis des Landes und der mit noch neuen Tropenforstwirtschaft die Frage nicht ohne weiteres bejahen könne. Doch so viel könne ich jetzt schon sagen, daß die Heranzucht von Holzpflanzen, die brauchbares Nutz- und Bauholz liefern würden, unter allen Umständen mehrere Jahrzehnte erfordern würde. Außerdem müßten die Aufforstungsflächen strengstens vor menschlichen Eingriffen, aber auch vor jeder Weide, vor allem der Schaf- und Ziegenweide, geschützt werden. Sei dies nicht möglich, so sei jeder Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt. Satz für Satz hatte der Dolmetscher übersezt. Aufmerksam hörte der Regus zu



und wechselte ab und zu ein paar Worte oder einen Blick mit dem Ersten seiner Würdenträger. Als ich geendet, hatte ich das Gefühl, daß Menelik mit meinen Ausführungen nicht zufrieden war. Ihn, den Allgewaltigen, der gewohnt war, seinen Willen fast überall rasch und sicher durchzusetzen, mochte diese Bertröstung auf weite Sicht nicht befriedigen. So verließ er auch bald das Thema und nach einigen Höflichkeitsformeln wurde die Audienz beendet. Unter tiefen Verbeugungen verabschiedeten wir uns und wurden mit einem Händedruck entlassen.

Mit dem Besuche bei Menelik war das letzte Ziel meiner Reise erreicht. Ich habe nicht nur einen mächtigen Herrscher kennengelernt, sondern eine ganz große Persönlichkeit, und das war für einen jungen Mann wertvoller als die Kaiserkrone, die sie trug. Nur von Persönlichkeiten können wir wirklich lernen und nur von ihnen geht ein Fluidum aus, das nach der einen oder anderen Seite hin befruchtend wirkt, ohne daß wir uns dessen vielleicht bewußt sind. Noch lange stand ich im Banne dieses bedeutenden Mannes und immer wieder rief ich die Stunde ins Gedächtnis zurück, die mich mit einem der Großen der damaligen Zeit zusammengebracht hatte.

Was sollte ich nun noch länger in Addis Abeba, das mir weiter nichts Interessantes mehr bieten konnte? Ich trat daher schon am nächsten Tage die Rückreise an. Mit meiner kleinen Karawane konnte ich, selbst wenn noch ein paar Tage für die Jagd verwendet wurden, sehr rasch marschieren und etwa Mitte April in Dire Daua sein. — Die Hoffnung, vielleicht doch noch auf Großwild zu Schuß zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Dafür aber hatte ich wiederholt Gelegenheit, neue jagdliche Beobachtungen zu machen. Die Trockenzeit ging zu Ende und damit kam die Zeit der Steppenbrände. Eine in ihren letzten Auswirkungen verhängnisvolle Gewohnheit der Eingeborenen ist es, kurz vor der Regenzeit das auf dem Halme vertrocknete Gras anzuzünden, um bei den einsetzenden Niederschlägen den frischen Graswuchs durch Abschwendung zu fördern. Ungeheuer sind die Schäden, die dabei am Holzwuchs angerichtet werden. So mancher Wald, der durch die Flammen immer wieder erfaßt wurde, ist allmählich verelendet und zur Baumsteppe geworden, und so manche Baumsteppe zur Grassteppe oder Wüste. Und so geht es abwärts von Jahr zu Jahr und trotzdem wird immer weiter gebrannt. Auch meine Leute zün-

deten, ohne daß ich es verhindern konnte, eines Abends dicht beim Lager das vertrocknete Gras und Schilf an. Als ich über diese Unbotmäßigkeit wütend wurde, grinsten sie und meinten, sie hätten es ja nur für mich getan, damit ich morgen gute Jagd hätte. Alles Wild würde, wenn das Feuer erloschen sei, auf die abgebrannte Fläche kommen. Ungläubig schüttelte ich den Kopf; oder hatten die Schwarzen vielleicht doch recht?

Rasch griff das Feuer um sich, der Wind trug es fort vom Lager. Es knistert, knastert und knallt, wenn das Buschwerk erfaßt wird, und hoch lodern die Flammen brennender Schirmakazien zum Himmel. Schwarze Rauchwolken zeigen die Stellen an, wo das Feuer Busch und Baum erfaßt. Stundenlang lodern die Flammen und röten den Himmel, immer weiter dringen sie hinaus in die Steppe, bis sie infolge Nahrungsmangel an den kahlen Stellen allmählich erlöschen. — Jahr für Jahr die gleichen Brände, und Jahr für Jahr das gleiche Versengen von Baum und Busch. Kein Wunder, daß auf diese barbarische Art die Holzvernichtung in Abessinien immer weitere und immer gefährlichere Ausmaße annimmt, so daß nur strenge Verbote und rücksichtslose Ahndung jeder Überschreitung das Schlimmste verhüten können.

Der frühe Morgen schon sah mich auf dem weiten Aschenfelde. Alles war schwarz, so weit das Auge reichte. Da und dort, wo ein größerer Busch verbrannt oder das Feuer einen Baum erfaßt hatte, glimmte und rauchte es noch. Und da sollte das Wild sein? Wie konnten nur die Schwarzen einen solchen Unsinn behaupten? Aber siehe da, schon kreuzen wir eine starke Fährte. Ein Büffel war es, der vorübergezogen war, dann Fährten von Wasserböcken und Antilopen. Unglaublich! Der Boden muß noch warm gewesen sein, als sie darüber wechselten. Was war nur der Grund, daß das Wild ausgerechnet die Brandfläche aufsuchte? Vielleicht waren es die in der Asche befindlichen Salze, die solche Anziehungskraft hatten, vielleicht auch andere Gründe. Jedenfalls war die Tatsache gegeben, daß das Feuer das Wild nach sich gezogen hatte. Die Fährten lügen nicht, wenn auch das Wild schon wieder fort war. Dafür hatten wir einen anderen interessanten Anblick. Duzende von Falken, Weihen und anderen Raubvögeln bevölkerten die Brandfläche und immer neuer Zuzug kam. Die Millionen der versengten Heuschrecken, Kerbtiere, Reptilien und anderer kleiner Steppenbewohner, die dem Feuer nicht mehr enttrinnen konnten, gaben will-

kommene Nahrung. Überall sah man die Räuber der Luft die leicht gewonnene Beute kröpfen. Auch einige Reisher waren darunter, die gravitatischen Schrittes die Brandfläche absuchten. Auch für sie war der Lisch reich gedeckt.

Die Steppenbrände zeigen das Ende der Trockenzeit, die ersten Gewitter das Nahen der Regenzeit an. Auffallend früh hatte sich in diesem Jahre die Regenzeit gemeldet. Schwere Gewitter leiteten sie ein und brachten gleich solche Wassermengen, daß harmlose Wässerlein zu reißenden Strömen wurden. Stundenlang mußte man warten, bis sich die Wasser wieder so weit verlaufen hatten, daß sie ohne Lebensgefahr passiert werden konnten. Wie schlimm mußte es erst in der vollen Regenzeit um die Übergänge bestellt sein, wenn jetzt nach den ersten Gewittern schon kaum mehr durchzukommen war! Dazu die an und für sich schlechten Wege, die nun anfangen auch noch glitschig und grundlos zu werden. Nie werde ich die schweren nächtlichen Gewitter vergessen. Es war ein Blitzen und Krachen, daß man glauben mochte, das Ende der Welt sei gekommen. Dazu Wassermassen, daß in Kürze mein kleines Patrouillenzelt zusammenbrach und ich buchstäblich im Wasser lag. Die grellen Blitze blendeten das Auge, die schweren Schläge erschütterten den Boden, die armen Maultiere rissen sich in Todesangst los; alles schrie und brüllte durcheinander, bis im Schein der Blitze die vor Angst zitternden Tiere wieder eingefangen waren. Aber auch diese schlimmen Nächte gingen vorüber und als am Morgen die Sonne kam und man wieder trocken wurde, war alle Unbill vergessen. — Das Reisen in der Regenzeit ist fürwahr keine angenehme Sache. Aber ein Gutes hat es in diesen wasserlosen Steppen doch: Es gibt keine Durststrecke und keine Wasserstellen mehr. Überall findet man genügend Wasser und kann marschieren, so lange es Mensch und Tier aushalten.

Der 16. April ist der letzte Marschtag. Gegen 50 km haben wir zwar noch bis Dire Daua, aber wenn wir unser Bestes hergaben, dann mochten wir es wohl schaffen. Was nicht mehr mitkann, bleibt zurück und soll morgen früh nachfolgen. Ich selbst aber, von nur einem Begleiter gefolgt, reite von früh 6 Uhr mit kurzer Mittagsrast ununterbrochen bis zum späten Abend. Ein Glück, daß Mondschein war. Er leuchtete mir das letzte Stück Weg und brachte mich sicher nach Dire Daua.



Negus Negesti Menelik II

Die zweite Reise 1909

Menelik ruft mich

Anfang Mai 1907 war ich von meiner ersten abessinischen Reise wieder in Hofolding eingetroffen. Am Forsthaufe prangte ein Willkommengruß, und herzlichst wurde ich von der Mutter empfangen, die zu meinem Einstand gekommen war. Die Forstkulturen waren in der Hauptsache vorüber, die Pflanzgartenarbeiten noch im Gang, dazu balzte der Spielhahn auf den Kahlflächen. Wie schön war damals doch das Leben eines bayerischen Forstmannes! Der Dienst im Walde war Vergnügen und der in der Kanzlei nicht so überwältigend, daß ich nicht nebenher noch Zeit für meine Liebhabereien gefunden hätte. So ging ich möglichst bald daran, die Ergebnisse meiner Reise wissenschaftlich auszuwerten.

Zunächst galt es, die mitgebrachten Vogelbälge, Felle und Gehörne zu bestimmen, wobei ich weitestgehende Unterstützung des kgl. Zoologischen Museums in Berlin erfuhr. Der hervorragende Ornithologe Professor Reichenow bestimmte die Vogelbälge, Professor Paul Matschie bearbeitete die Säugetiere. Es freute mich, daß einige seltene Arten darunter waren, und ich dem Museum als Dank für seine Unterstützung weitere Belegstücke über die mittelafrikanische Fauna überlassen konnte.

Mehr und mehr vertiefte ich mich auch theoretisch in die forstlichen Probleme Abessiniens und bedauerte nur, daß ich damals bei meinem Besuche bei Menelik viel zu wenig vorbereitet und nicht in der Lage gewesen war, dem Negus gleich brauchbare Vorschläge zu machen. Ich hätte dann vielleicht erreichen können, daß er mich aufgefordert hätte, zu ihrer Durchführung wieder zu kommen. Nichts dergleichen aber war geschehen, und es war anzunehmen, daß Meneliks Interesse an der Waldfrage wohl nach wie vor von anderer Seite geschäftsmäßig ausgenützt und viel Geld für weitere Eukalyptuspflanzungen ausgegeben würde. Der Negus würde mit dem überaus schnellwachsenden Fieberbaum seiner Hauptstadt wohl ein schönes und nützlichcs Geschenk machen, die besonders dringliche Nutzholzerzeugung aber nicht fördern. Die modernen Bauten verlangen ganz andere Holzsortimente, als sie der Eukalyptus zu liefern vermag. Um den großen Bedarf daran künftig wenigstens einigermaßen selbst decken zu können, mußten in Nähe der Hauptstadt oder an sonst leicht erreichbaren Plätzen umfangreiche

Aufforstungen mit subtropischen Nadelhölzern und nutzholztüchtigen Laubhölzern erfolgen. Nur auf diese Weise war, wenn auch erst nach einer Reihe von Jahrzehnten, die Nutzholzfrage zu lösen, es sei denn, daß eine grundlegende Verbesserung der Verkehrsverhältnisse im Lande die Einbeziehung weitentfernter Waldungen gestattete. Daß dies in absehbarer Zeit der Fall sein würde, wagte wohl kein Kenner des Landes ernstlich zu glauben. —

Wie konnte ich es nur anstellen, daß ich nochmals nach Addis Abeba käme? Je mehr ich mich mit der Literatur über Abeßinien befaßte, um so mehr wurde mir klar, was ich alles versäumt hatte. Die Hoffnung, daß Menelik doch noch auf meine Person zurückkommen würde, war recht gering. Eine neue Expedition aber über Addis Abeba nach dem Süden aus eigenen Mitteln durchzuführen, wäre mir zu teuer gekommen, abgesehen davon, daß ich zu Privat Zwecken wohl kaum den benötigten langen Urlaub bekommen hätte. Und doch wäre es schade gewesen, die nun einmal gemachten Erfahrungen nicht weiter zu nützen, zumal ich verschiedene Beziehungen angeknüpft hatte, die für eine auch jagdlich erfolgreiche Durchführung einer zweiten Reise von Nutzen gewesen wären. So hatte ich u. a. auf der Rückfahrt von Djibouti nach Marseille den italienischen Herzog Livio Gaetani kennen gelernt, der eben erst vom Rudolfsee zurückgekehrt war. Der Herzog wußte von großen Wildbeständen am Margaritsee und vor allem an den Ufern des Rudolfsees zu erzählen. Er hatte die Reise wärmstens empfohlen und aus seinen Erfahrungen praktische Vorschläge gemacht, die mir manche Enttäuschung ersparen konnten.

Immer mehr verfolgte mich der Gedanke einer Reise zum Rudolfsee. Mit Eifer las ich das Werk des österreichischen Kapitäns Höhnel über die Entdeckung des Sees durch Graf Teleki im Jahre 1888. Was wußte Höhnel nicht alles zu berichten von den ungeheuren Wildbeständen an den Ufern dieser riesigen Wasserfläche! Von Elefanten- und Büffelherden, von Nashörnern und Löwen; ein jagdliches Dorado sondergleichen. Da mußte auch ich hin, das stand bei mir fest! Nur das „wie und wann“ kam noch in Frage. Auch hierfür würde sich eine Lösung finden, daran hatte ich bald keinen Zweifel mehr. Und sie kam rascher als ich erwarten konnte. Was ich nicht mehr zu hoffen wagte, trat ein. Menelik hatte

mich doch nicht vergessen, meine Berufung nach Abessinien war unterwegs.

Es war Anfang Oktober, als der Gastwirt von Hofolding, bei dem die öffentliche Telephonstelle war, ins Forsthaus schickte: „Der Herr Assessor soll gleich ans Telephon kommen, der Oberforsttrat vom Finanzministerium will ihn sprechen.“ Da mußte etwas besonderes los sein. Denn auch die Herren in der Ministerialforstabs- teilung hatten damals noch kein Telephon im Zimmer. Auch sie mußten sich zur gemeinsamen Sprechstelle im Botenzimmer bemühen und das taten sie nur in wichtigen Fällen. — Das, was mir der Personalreferent Herr von Braza persönlich mitteilen wollte, war allerdings für die kgl. bayerische Staatsforstverwaltung nichts Alltägliches: Das Auswärtige Amt in Berlin hatte geschrieben, daß ich nach Abessinien berufen sei.

Nachmittags war ich schon in München auf dem Ministerium. In einem Schreiben an Kaiser Wilhelm II. hatte Menelik um meine Entsendung nach Abessinien gebeten. Die betreffende Stelle lautete in Übersetzung etwa wie folgt: „Schicke mir Deinen Forstamts- assessor Dr. Escherich. Er soll kommen in mein Land und Bäume pflanzen.“ Ich war überglücklich und begreiflicherweise auch stolz darauf, daß der deutsche Kaiser höchstselbst für meine Berufung interessiert wurde.

Bald traf auch auf dem Dienstwege die Mitteilung von der mir vorgesehnten Regierung von Oberbayern über meine Berufung nach Abessinien ein mit dem Auftrag, mich dazu zu äußern und um Be- willigung des erforderlichen Urlaubs einzugeben. Das erste Ziel war erreicht, die Urlaubsfrage machte keine Sorgen mehr. Gleich- zeitig aber war mir diese Art der Sachbehandlung von Amts wegen ein Weiser, die neue Reise gründlich vorzubereiten, handelte es sich diesmal doch nicht, wie das erstemal, um ein reines Privatunter- nehmen, sondern um eine von höchster Stelle befürwortete An- gelegenheit. Also mußte die Reise auch die erwarteten Ergebnisse zeitigen. Vor allem hinsichtlich der forstlichen Arbeiten, die jeder Kritik standhalten mußten, um dem deutschen Namen im Auslande Ehre zu machen. Fehlschläge in dieser Beziehung würden den eng- lischen und französischen Vertretern am Hofe Meneliks willkommene Angriffspunkte gegen den deutschen Konkurrenten geben. Diesmal galt's zu zeigen, ob man was konnte, oder nicht.

In Addis Abeba hatte ich bei meinem letzten Aufenthalte in-

sofern schon etwas vorgearbeitet, als ich einen von einer abessinischen Mutter stammenden Halblutdeutschen, namens Jakob Hall, der damals in der Gunst Meneliks stand und sich sehr für die Waldfragen interessierte, im allgemeinen über die forstlichen Aufgaben Abyssiniens orientierte. Er sollte Samen des im Eschertscher häufig vorkommenden Wacholderbaumes (*Juniperus procera*) sammeln und zu Beginn der Regenzeit an einem geschützten Orte aussäen. Als nun feststand, daß ich selbst wieder nach Addis Abeba kommen würde, erinnerte ich mich Halls, und seines Auftrages. Er schien mir als forstlicher Gehilfe brauchbar und ich ließ ihm im Frühjahr 1908 durch die bekannte Firma für Auslandsfämereien, Johannes Rasn in Kopenhagen, *Cedrus atlantica* schicken und gab die Gebrauchsanweisung für die Aussaat mit. Herr Hall sollte mit dem selbst gesammelten *Juniperus*- auch den *Cedrus*-Samen zu Beginn der Regenzeit in einem Gartenbeet im Gibi möglichst dünn aussäen, und sobald die Sämlinge groß genug wären, sie verschulen. Auf diese Weise hoffte ich im Frühjahr 1909 schon versetzungsreife Pflanzen vorzufinden. Früher zu reisen hatte keinen Sinn, zumal ich mindestens ein Jahr brauchte, um neben meinem Dienste die neue Expedition wissenschaftlich gründlich vorzubereiten, sowohl nach der forstlichen und botanischen, wie auch nach der faunistischen Seite hin. Ich setzte mich mit Autoritäten auf dem Gebiete der Pflanzengeographie in Verbindung, arbeitete einen genauen forstlichen Arbeitsplan aus und legte ihn dem auswärtigen Amte zur vorläufigen Information vor. Dann studierte ich bei einem längeren Urlaub in Berlin unter der Anleitung Reichenows und Matschies die Vogel- und Säugetierfauna Mittelafrikas und machte schließlich auch noch bei Oberpräparator Lemm im kgl. zoologischen Museum einen Kurs im Präparieren und Konservieren von Vögeln und Säugetieren mit. Zu Hause arbeitete ich alle einschlägigen Reisewerke und Karten, soweit ich sie erhalten konnte, durch, verbesserte meine photographischen Kenntnisse und bereitete mich so gut als möglich auf die neue Aufgabe vor. Nur mit der Frage der Finanzierung kam ich nicht weiter. Ich hoffte, dazu einen Reichszuschuß zu erhalten, da meine Arbeiten nur dann den deutschen Interessen in Addis Abeba förderlich sein konnten, wenn sie unentgeltlich geschahen. Meine Entlohnung würde voraussichtlich doch nur aus einer Land- oder Montankonzession, mit der ich als bayerischer Beamter nichts anfangen konnte, bestehen. Der

Negus aber sollte das Gefühl haben, daß die Deutschen nicht bloß in sein Land kamen, um sich zu bereichern, sondern daß sie ihm auch in selbstloser Weise gefällig waren. Nur die Bestellung der Maultierkarawane von Dire Daua nach Addis Abeba und zurück wollte ich verlangen, schon um meiner Reise einen gewissen offiziellen Charakter zu geben. Außerdem belastete dieser Wunsch bestimmt nicht die Kasse des geizigen Herrschers; Menelik wußte sich in solchen Fällen stets schadlos zu halten. Andere hatten die Maultiere, die er brauchte, kostenlos zu stellen, so daß ich mir wegen dieser einen selbstverständlichen Forderung keine Skrupel zu machen brauchte. —

In Berlin hatte sich das Auswärtige Amt bemüht, den von mir erbetenen Reisekostenzuschuß in der Höhe von etwa 10 000 Mark flüssig zu machen. Der mir stets freundlich gesinnte Orientreferent, Geheimrat Zimmermann, nahm sich der Sache persönlich an und bemühte sich nach Kräften, wenigstens einen Teil der Kosten für mich aufzubringen. Da mit dem Reichstag nichts zu wollen war, wandte sich der Geheimrat an die Dispositionsfonds des Reichskanzlers und verschiedener preussischer Ressorts. Leider ohne Erfolg, wie mir das Auswärtige Amt unterm 22. August 1908 mitteilte. Nun wollte ich selbst noch versuchen, Geld aufzutreiben und vielleicht mit einer Zeitung auf Lieferung von zehn bis zwölf Reisebriefen abzuschließen. Es gelang mir dies schon im ersten Anlauf. Die „Tägliche Rundschau“ in Berlin, die unter der Leitung ihres trefflichen Herausgebers Heinrich Rippler damals eines der angesehensten Blätter Norddeutschlands war, interessierte sich für meine Reise und gewährte sofort einen größeren Vorschuß. Auch das kgl. zoologische Museum in Berlin bewilligte zu Sammlungszwecken einen Zuschuß und stellte mir außerdem die gesamte zoologische Ausrüstung, die einschließlich Alaun und Salz zwei Maultierlasten ausmachte, zur Verfügung. Machte die so gewonnene Unterstützung auch nur einen Bruchteil der voraussichtlich erwachsenden Ausgaben aus, so war ich doch fest entschlossen, die Reise, mit der ich mich in Gedanken schon fest verwachsen fühlte, aus geldlichen Gründen keinesfalls mehr scheitern zu lassen und fand mich damit ab, die Kosten zum weitaus größten Teil auf eigene Rechnung zu nehmen. Gottlob, daß ich es tat, denn sonst wäre auch dieses schöne Geld in der Inflation nutzlos zertrümmert.

Mein Reiseplan sah vor, daß ich etwa Mitte März in Addis

Abeba ankam, um dort vor Eintritt der Regenzeit noch einen Pflanzgarten anlegen und die mitgebrachten Sämereien in den Boden bringen zu können. Dann war für mich vorläufig nichts mehr zu tun, bis die Samen angekeimt und so weit gediehen waren, daß man sich über ihre Keimkraft und Brauchbarkeit ein Bild machen und die Sämlinge verschulen konnte. Es blieben mir also mindestens 2—3 Monate, die ich anderweitig nutzen konnte. Diese Zeit reichte, wenn ich gut marschierte, zum Rudolfsee und zurück zu kommen. War ich dann im Juli oder August wieder in Addis Abeba, so konnte ich die Verschulungen vornehmen, einen Leitfaden für ihre spätere Auspflanzung ausarbeiten und einen oder mehrere Abyssinier forstlich anlernen, soweit dies in der Kürze der Zeit möglich war. Es wurde als selbstverständlich angenommen, daß Menelik, auf dessen Wunsch ich die Reise unternahm, meine Arbeiten weitgehend fördern und dazu geeignete Persönlichkeiten stellen würde, die später selbständig weiterarbeiten sollten.

Sehr wichtig für den Erfolg war die Samenbeschaffung. Zwar hoffte ich, daß Hall genügend *Juniperus procera* hatte sammeln lassen, wollte aber trotzdem noch eine größere Menge Saatgut der *Cedrus atlantica*, die Rasn für das Hochland besonders empfahl, sowie Samenproben von *Cupressineen* und Laubhölzern des Laurentum-Klimas sowie von verschiedenen *Pinus*- und *Larix*-Arten mitbringen. Ich hätte auch noch gerne einige Kilogramm *Juniperus procera* aus Europa gehabt, doch erstattete Rasn Fehlanzeige. So mangelte später gerade dieser wichtigste Samen. Ich hatte nicht erfahren, daß Hall schon seit Monaten bei Menelik in Ungnade gefallen, vielleicht eingekerkert oder sonstwie verschwunden war. Damit wurden alle auf ihn gesetzten Hoffnungen zu Wasser. Das war schon die erste große Enttäuschung auf meiner neuen Reise. Sie war insofern besonders unangenehm, weil ich gehofft hatte, durch Halls Vorarbeiten, die er nach meinen Anweisungen im Frühjahr 1908 hätte ausführen sollen, die Erfahrungen eines Jahres zu gewinnen. Ich mußte nun, als ich 1909 in Addis Abeba ankam, mit meinen forstlichen Versuchen von vorne anfangen und mich dabei auf die Güte der Samen von Rasn, auf ihre Keimkraft nach so langem Transport, und auf mein Glück verlassen. —

Eine ganz besondere Sorgfalt wendete ich nach den schlimmen Erfahrungen, die wir auf unserer ersten Reise mit dem Gepäck und seinem Transport gemacht hatten, dieser Frage zu. Nichts durfte

fehlen, doch auch nichts Überflüssiges mitgenommen werden. Außerdem mußte alles für Karawanenreisen verpackt werden. Ich ließ ein Duzend für Maultierlasten zugeschnittene Tragkisten aus bestem ausgetrockneten Fichtenholz mit verzinkten Ecken und guten Vorhängeschlössern herstellen, dazu noch mehrere verschließbare Säcke aus starkem, wasserdichten Segeltuch für Zeltlasten und Decken und sorgte nach reiflicher Überlegung für alles, was man voraussichtlich nötig hatte. Mit großer Sorgfalt wurden die Gewehre mit Munition, angefangen von der Vogelslinte bis zur schweren doppelläufigen englischen Expressbüchse ausgewählt. Was gegen Feuchtigkeit besonders empfindlich war, wie photographische Platten, Tagebücher, Karten usw., wurde eingelötet oder in abgedichtete Blechkassetten verpackt. Kurz und gut, alles, was für eine so weite Reise ins innere Afrika notwendig war, wurde in bester Qualität beschafft und nach genau geführten Listen sorgfältig verpackt. Selbstverständlich fehlte auch eine kleine Apotheke nicht; vor allem wurde der Chininvorrat auf das Dreifache der ersten Reise ergänzt. Es wäre nach den gemachten Erfahrungen unverantwortlich gewesen, in die fiebergeschwängerten Niederungen Abessinians ohne genügend Chinin zu reisen. Die Tabletten sollten nicht nur für eine regelmäßige halbjährige Chininprophylaxe für mich reichen, sondern darüber hinaus auch meinen Leuten über die schlimmsten Zeiten hinweghelfen. Bis ins kleinste mußte alles durchdacht werden, und immer kamen wieder neue Zweifel und neue Wünsche. So vergingen die Monate wie Tage und immer näher rückte der Zeitpunkt der Ausreise heran. —

Wenn das Auswärtige Amt mir trotz aller Bemühungen keine finanzielle Hilfe hatte verschaffen können, so gewährte es mir doch sonst jede nur mögliche Unterstützung. So ging ein Schreiben nach Paris mit der Bitte, Herrn Pierre Pascal, den Gouverneur in Djibouti, von dem offiziellen Charakter meiner Reise zu verständigen, um für das Expeditionsgepäck Zollbefreiung oder doch Zollerleichterung im französischen Gebiet zu erreichen. In einem weiteren Schreiben an die deutsche Gesandtschaft in Addis Abeba wurde diese angewiesen, meine Reise nach jeder Richtung hin zu unterstützen und sie der abessinischen Regierung anzuzeigen. Ich hatte diesen amtlichen Empfehlungen viel zu verdanken; sie erleichterten meine Aufgabe wesentlich. —

Nun waren noch der Paß zu besorgen und die Zahlungsmittel zu

beschaffen, die ich auf der Reise benötigte. Beides machte damals keine Schwierigkeiten. Die zunächst benötigten Mariatheresientaler besorgte die Deutsche Bank in fehlerfreien neugeprägten Stücken, die eine kleine, feste, mauktiergerechte Geldkiste füllten. Außerdem ließ ich mir durch die Banca commerciale italiana bei der Bank of Abyssinia in Addis Abeba einen Betrag von 600 Pfund Sterling akkreditieren, so daß in dieser Hinsicht nichts mehr fehlen konnte. —

Auf bekannten Wegen

So kam, ehe ich mich's versah, der 9. Januar heran, der Tag, an dem ich mein stilles Forsthaus in Hofolding zum Antritt meiner zweiten Abyssinienreise verließ. Ich wählte, wie auf meiner ersten Ausfahrt, wieder den Weg über Djibouti, die damals schnellste und einfachste Verbindung nach Addis Abeba. Die beiden anderen sind umständlicher und zeitraubender. Die eine führt durch die italienische Kolonie Eritrea, dann auf etwa sechswöchigem beschwerlichem Marsche zur äthiopischen Hauptstadt; die andere den blauen Nil aufwärts nach Gambela und von dort wieder in langwierigem Weg nach Addis Abeba. So gerne ich schon der Neuheit halber letzteren Anmarsch gewählt hätte, so kam er schon aus dem Grunde nicht in Betracht, weil meine Reise in die Monate des tiefsten Wasserstandes fiel, in denen der blaue Nil möglicherweise nicht schiffbar war. Eine kleine Abwechslung gegenüber 1907 bot der Seeweg. Statt über Marseille, fuhr ich diesmal von Neapel aus über Uden nach Djibouti. Die an und für sich langweilige Seefahrt auf dem deutschen Dampfer „Kronprinz“ wurde durch den glücklichen Umstand verkürzt, daß der weltbekannte Jagdreisende Paul Niedeck und sein Freund Rudolf von Goldschmidt bis Uden meine Reisegefährten waren. Niedeck interessierte sich für die Saurierfunde bei Lindi und wollte bei dieser Gelegenheit vielleicht auch einige Löwen und Rhinos schießen, Goldschmidt machte eine Jagdexpedition nach Nairobi und brannnte darauf, afrikanisches Großwild vor die Büchse zu bekommen. Das war die rechte Gesellschaft: alle drei leidenschaftliche Jäger, jung und lebensfroh. Schade, daß wir uns in Uden trennen mußten, sie fuhren weiter nach dem Süden, ich mußte in dem heißen, entsetzlich langweiligen Uden warten, bis sich Fahrgelegenheit nach Djibouti bot. Endlich am 28. Januar abends war es so weit, und am anderen Morgen traf ich nach recht unruhiger nächtlicher Fahrt auf dem kleinen nur 152 t haltenden französischen Küstendampfer



Ochsenkarren auf dem Wege von Dire Dana zur
Hauptstadt



Feierlicher Umzug in Addis Abeba

„Binger“ in dem heißen Djibouti ein. Die Hauptstadt des französischen Somalilandes hatte sich in den letzten zwei Jahren nicht unwesentlich erweitert, vor allem im Europäerviertel. So war ein neues Hotel entstanden, in dem man recht gut unterkam; neue Geschäftshäuser zeugten von wirtschaftlichem Aufschwung. Mein Besuch bei Gouverneur Pascal erwies, daß die diplomatischen Empfehlungen gut gewirkt hatten. Mein ganzes Expeditionsgepäck durfte zollfrei passieren. Freilich waren vorläufig nur die als Passagiergepäck mitgenommenen Stücke in Djibouti, das große Expeditionsgepäck, das ich über Hamburg auf einem Hapag-Frachtdampfer aufgegeben hatte, war noch nicht da. Der Dampfer hatte wieder einmal eine mehrtägige Verspätung. Man gewöhnt sich auf großen Reisen allmählich an Verspätungen. In diesem Falle traf sie mich umso weniger, als ein gefälliger, geschäftsgewandter Landsmann am Platze, Herr Leopold Hamburger, versprach, für Löschung meines Gepäcks und rascheste Verfrachtung auf der äthiopischen Eisenbahn zu sorgen. So konnte ich mit dem nächsten Zuge vorausfahren, um in Dire Dawa die Karawane zusammenzustellen. Ein Abend noch in dem unweit Djibouti gelegenen herrlichen Garten der Regierung in Ambouli und ein Abschiedessen im Hotel mit dem freundlichen Landsmann, dann ging es am 2. Februar morgens zur Bahn. —

Atu Nagatu, der Gouverneur von Dire Dawa, war von meiner Ankunft verständigt worden, und erwartete mich, von zwei Gewehrträgern begleitet, abends am Zuge. An den tiefen Bücklingen, mit denen er den Bekannten von ehemals begrüßte, konnte ich erkennen, daß er von Addis Abeba über mich schon Bescheid erhalten hatte. Er gibt Weisung, daß mein Gepäck passieren dürfe. Nur ungern hören dies die schwarzen Böllner, die sonst mit Wollust die Weißen schikanieren. Hier in Abessinien, einem von Schwarzen regierten autonomen Staat, kann man ahnen, was der weißen Rasse bevorsteht, wenn einmal, was ich für das tropische Afrika als unabänderlich halte, die Schwarzen ihre Herrschaft aufgerichtet haben werden! Wehe den Europäern, die vor schwarzem Gerichte Recht und Schutz suchen! Der Rassenhaß sitzt zu tief, keine diplomatischen Künste, keine Missionsarbeit und keine wirtschaftlichen Vorteile werden ihn auf die Dauer überbrücken. Wenigstens bei den Schwarzen nicht, die sich als Herren in ihrem Lande fühlen. Das habe ich beim Betreten des abessinischen Bodens wieder deutlich verspürt, als

ich die giftigen Blicke der schwarzen Zöllner sah. Sie wollen die Beute nicht lassen und Atu Nagatu muß seinen langen Stock gebrauchen, um einen besonders frechen Zollknecht, der mir trotz des behördlichen Schutzes meinen Gewehrkoffer entreißen will, zu verjagen. Nach diesem wenig freundlichen Empfang geleitet mich Atu Nagatu persönlich in das neue Hotel und verspricht morgen früh wiederzukommen.

Ein telegraphischer Willkommgruß vom deutschen Gesandten in Addis Abeba, mit der Mitteilung, daß mir die Karawane von Regierung wegen gestellt würde, war die einzige Freude, die ich in Dire Dawa erlebte. Was ich sonst erfuhr, und zwar gleich am ersten Abend von deutschen Bekannten, war nicht gerade ermutigend. Menelik habe vor drei Tagen einen wiederholten schweren paralytischen Anfall erlitten und sei zurzeit regierungsunfähig. Sterbe er, so käme das Chaos. Das Leben aller Weißen sei aufs Äußerste gefährdet. Der französische Konsul am Platze, der die Interessen aller Europäer vertrete, habe bereits vertraulich Weisung erlassen, sich zur Abreise bereit zu halten. So lange freilich die Eingeborenen an das Märchen einer leichten Halsentzündung glaubten, sei nichts zu befürchten. Wenn aber die Wahrheit durchsickere oder gar Meneliks Tod verkündet würde, ginge das Morden los. Unterjochte Stämme würden über die verhassten Amharen herfallen, alte Stammesfehden würden ausgetragen, und vor allem ginge es dabei den Weißen an den Kragen, gegen die sich, als unerwünschte Eindringlinge, der Haß aller Schwarzen richtete. So und ähnlich unkte man, wo immer sich Weiße trafen, und so manchen konnte man die helle Angst aus den Augen ablesen. Ein Glück, daß ich nicht allzu zart besaitet und mit gesundem Optimismus ausgestattet war, sonst wäre ich vielleicht an der Durchführung meiner Reisepläne von vornherein verzweifelt. So aber freute ich mich über die Angst der anderen und suchte der neuen Lage die beste Seite abzugewinnen.

Abyssinien ist nun einmal nicht Europa und hat als völlig unabhängiger schwarzer Staat seine eigene Auffassung über Recht und Moral. Daß bei Ausbruch innerer Wirren ein solches Land sich um die Europäer und ihre Legationen verdammt wenig kümmern würde, damit mußte jeder rechnen, der nach Abyssinien ging. Zudem ist Abyssinien erst Ende des letzten Jahrhunderts unter den gewaltigen kriegerischen Leistungen Meneliks in den Interessenkreis der Großmächte getreten und ist noch weit davon entfernt, ein Kulturstaat

zu werden. Überraschend schnell, vielleicht allzusehr schnell war die Anerkennung Äthiopiens von seiten der konkurrierenden Mächte erfolgt, nachdem der unerhörte Sieg eines kaum bekannten schwarzen Staates über ein modern ausgerüstetes europäisches Heer die ganze Welt hatte aufhorchen lassen. Das Interesse für das bisher verachtete Land war mit einem Male erwacht, und die Großmächte überboten sich in Freundschaftsbezeugungen gegenüber dem vorher wenig geschätzten Negerstaat. Kein Wunder, daß bei dieser plötzlichen Anerkennung von seiten Europas der Eigendünkel der Abessinier bis zur Überheblichkeit wuchs, nachdem in der schwarzen Welt der bisherige Glaube an die Unüberwindlichkeit der Weißen durch Adua den ersten schweren Stoß erlitten hatte. Gerade in dieser Erkenntnis, daß man auch Weiße besiegen könne, liegt bei dem gewalttätigen und rachsüchtigen Charakter der schwarzen Rasse eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Das eine Zeitlang viel gebrauchte Wort von der „Äthiopischen Gefahr“ hat meines Erachtens auch heute noch seine volle Berechtigung. Unter der Führung eines unabhängigen, starken schwarzen Herrschers kann es einmal zu einem Kampf aller Afrikaner gegen die verhassten europäischen Eindringlinge kommen, und der Ausgang dürfte bei der gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit und den kriegerischen Qualitäten der Schwarzen kaum zweifelhaft sein. —

An dieser Stelle sollen kurz einige Angaben über das Land selbst gemacht werden. Abessinien, auch Äthiopien oder Habesch genannt, umfaßt etwa 800 000 bis 900 000 qkm; es ist also sehr viel größer als das Deutsche Reich, dabei aber so dünn bevölkert, daß seine Einwohnerzahl, mit nur etwa 9—10 Millionen veranschlagt wird. Der zentralgelegene Teil des abessinischen Reiches ist ein fruchtbares Hochland von durchschnittlich 2000—2500 m Meereshöhe, das im Osten, Süden und Westen von ausgedehnten Niederungen, meist buschdurchsetzten Steppen und Wüsten umgeben ist. Das Klima in den Hochlagen ist verhältnismäßig gut, doch stellen sich bei den meisten, nicht an große Höhen gewohnten Europäern bald Anzeichen der Bergkrankheit ein. In den Niederungen ist das Klima durchweg ungesund; Malaria, Schwarzfieber oder Dysenterie fordern jährlich viele Opfer. Die Bevölkerung besteht aus den herrschenden Amharen, die sich semitischer Abkunft rühmen und aus verschiedenen unterworfenen Stämmen, von denen die nomadisierenden Somali und die ackerbautreibenden Gallas die bedeutendsten sind.

Dank der geographischen Breite ist auch in den Hochlagen noch Getreidebau möglich. Der Boden ist teilweise sehr fruchtbar und trägt bei genügenden Niederschlägen zwei bis drei Ernten im Jahre. Der Feldbau und die Viehzucht — vom Buckelrinde und Fettschwanzschafe bis zur Ziege — sind die Haupterwerbszweige des Landes. Daneben mag der Kaffeebau, der damals nur in geringem Umfange in nächster Nähe von Harar betrieben wurde, eine Zukunft haben. Auch der Anbau von Baumwolle, Kautschuk und Ölfrüchten wird in gewissen Gegenden gute Ernte geben. Abyssinien besaß damals so gut wie keine Industrie. Doch könnte meiner Meinung nach die Sägeindustrie in den vorhandenen Waldgebieten, wenn die Verkehrsverhältnisse einmal gebessert sind, Aussicht auf Entwicklung haben. Auch Abyssiniens vielgepriesene Montanschätze harren immer noch der Erschließung. Ob sie so reich und abbauwürdig sind, wie vielfach behauptet wird, möchte ich dahingestellt sein lassen. Gold ist, wie das in den Flussbetten vielfach gefundene Schwemmgold zeigt, im Lande in größeren Mengen vorhanden. Es dürfte auch als Einlagerung in kristallinischen Gesteinen vorkommen. Eisen, Kohle und Erdöl wurden ebenfalls bestätigt und werden wohl auch noch in größerem Stile ausgebeutet werden, sofern die äußerst schwierige Arbeiterfrage gelöst werden kann. Wenn früher mit abyssinischen Geschäften von Angehörigen aller europäischen Staaten viel Geld verloren worden ist, so lag dies vor allem an den unglaublichen Verkehrsverhältnissen, von denen ich schon im Bericht über meine erste abyssinische Reise gesprochen habe. Hier müßte zunächst der Hebel angefaßt werden, sonst wird ein großer Teil des Landes unproduktiv bleiben.

Das, was mir einen besonders starken Eindruck gemacht hat, war die Wehrhaftigkeit Abyssiniens. Es ist ein unbedingt wehrhaftes Land, selbst bei unzureichender Bewaffnung. Das Volk besitzt hohe soldatische Eigenschaften, die unter richtiger Führung und Ausbildung noch ganz hervorragend gesteigert werden können. Der Abyssinier ist leichtfüßig, ein sehr guter Marschierer, außerordentlich genügsam, hart gegen sich und im Kampfe von größter Todesverachtung. Menelik hat es verstanden, den Stand der Soldaten über alle anderen zu heben. Daher auch die Vorliebe des Mannes, mit dem Gewehr herumzulaufen und Soldat zu spielen. Überall sieht man den freien Abyssinier mit Gewehr und Pa-

tronengürtel angetan, in dem freilich meist die Patronen fehlen. Wie weitsichtig Menelik bei Schaffung seines Soldatenstaates vorgeht, ist schon daraus ersichtlich, daß er als Erster ein Einheitsgewehr, das Grasgewehr einführte, das zu vielen Zehntausenden in den Händen der freien Abessinier sich befand. Ebensoviele lagen wohl auch noch in den Kriegsbeständen des Negus. Genial war auch die bereits erwähnte Bestimmung der unverfehrten Graspatrone als Scheidemünze, womit die Munitionsfrage in einfachster Weise gelöst war. Für damalige Zeiten genügten einige Hunderttausende von Patronen, die im Lande kursierten, oder in den kaiserlichen Depots lagerten. Alles, was Menelik dachte und sann, ging letzten Endes auf die Wehrhaftmachung des Landes hinaus. Mit dem soldatischen Geiste stand und fiel sein Reich. Hatte er verstanden, durch militärische Erfolge das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Stämme zu wecken und damit einen einheitlichen Staat zu schaffen, so bedurfte er, um ihn zu erhalten, wieder des soldatischen Geistes und gegebenenfalls kriegerischer Erfolge. Das war der innere Grund der Bevorzugung der Kriegerkaste in jeglicher Form. —

Doch nun wieder zurück zu meiner Reise. Trotz der veränderten politischen Lage dachte ich auch nicht einen Augenblick daran, irgend einen Programmpunkt aufzugeben und betrieb bei Utu Nagatu mit Nachdruck die Zusammenstellung meiner Karawane. Sobald alles in Ordnung war, und ich auch den nötigen Reisepaß hatte, zog ich voll froher Hoffnungen los. Ich wollte meine Aufgabe erfüllen, trotz allem, und würde sie auch erfüllen. Das war meine felsenfeste Überzeugung, als ich mich am 15. Februar in Dire Dawa in den Sattel schwang.

Wieder wählte ich des Jagens halber den Bilenweg. Hatte ich gehofft, auf Grund meiner früheren Erkundungen diesmal größeren jagdlichen Erfolg zu erzielen, so wurde ich bitter enttäuscht. Die kurze Spanne Zeit von nicht einmal zwei Jahren hatte genügt, mit dem Reste des damals vorhandenen Wildes so ziemlich aufzuräumen oder es so zu versprengen, daß es sich des Jagens nicht mehr lohnte. Ein warnendes Beispiel dafür, wie rasch es mit dem Wildstande abwärts geht, wenn er der rücksichtslosen Verfolgung gewehrbewaffneter Eingeborener und anderer Schieser ausgeliefert ist.

Am 10. März stehe ich wieder vor Uddis Abeba, dessen blihende Blechdächer schon seit Stunden sichtbar waren. Da kommt ein Trupp Reiter dahergesprengt, an ihrer Spitze ein Europäer im Tropenhelm. Es ist Hauptmann Schubert vom sächsischen Generalstab, den mir der deutsche Gesandte, Dr. Schellersteinwarth, mit einem herzlichen Willkommgruß entgegengeschickt hat. Schubert ist schon seit einigen Wochen hier, um im Auftrag Meneliks die Grenzen gegen Englisch-Ost zu vermessen. Was ich zu meinem Leidwesen schon in Dire Daua erfahren hatte, erhalte ich durch Schubert bestätigt. Die Nachricht von dem schweren Zusammenbruch Meneliks war leider nur allzuwahr gewesen. Sein Zustand war völlig hoffnungslos. Nur wenige wußten es, aber man fühlte es überall. „Der Löwe von Juda“ hatte seine Schrecken verloren, er war schwach und willenlos geworden. Dafür herrschte Taitu, seine ehrgeizige Gemahlin, die im Gegensatz zu Menelik fremdenfeindlich eingestellt war, vor allem gegen die Deutschen, gegen die sie besonders stark verheßt war. Von deutscher Seite war nichts mehr zu erreichen, trotzdem der Gesandte alles tat, was in seinen Kräften stand. So hatte Schubert, obwohl seine Aufgabe doch nur im Interesse des Landes selbst lag, bis heute noch nichts für seine Mission durchsetzen können. So würde es wohl auch mir gehen, und ich würde gut tun, von vorneherein mit keiner weiteren Hilfe von seiten der Regierung zu rechnen.

Die Sonne ist im Sinken, als wir über die Brücke zu unserer Gesandtschaft reiten. Deutschland ist mit dem Bau eines Gesandtschaftsgebäudes vorausgegangen und hat auf einem vom Negus zur Verfügung gestellten Gelände im letzten Jahre einen stattlichen repräsentativen Bau aus weißem Haustein errichtet. Ein langgestrecktes Hochparterre, überragt von einem Turm, dessen Schießscharten erkennen lassen, daß man in diesem Lande mit allen Möglichkeiten rechnen muß. Es liegt weitab von der Stadt und getrennt von ihr durch ein tiefes Bachbett einsam in weiter Hochsteppe. Von der Stadt zur Gesandtschaft führt kein richtiger Weg, es ist dem Besucher selbst überlassen, querfeldein zu reiten. Nur einige hundert Meter vor dem Grundstück der deutschen Gesandtschaft hat diese selbst einen Reitweg geschaffen, der zur steinernen Brücke führt. Hier beginnt am eisernen Tor und Wachhaus das Hoheitsgebiet des Deutschen Reiches.

Die Gesandtschaftswache ist, als sie Hauptmann Schubert er-

blickt, angetreten. Es sind junge, schlanke Abessinier, die vom Adjutanten des Ministers, dem sächsischen Oberleutnant Grafen Andreas Schall ausgesucht, geschmackvoll uniformiert und militärisch eingedrillt wurden. Man sieht schon auf den ersten Blick an der strammen Ehrenbezeugung, daß hier deutsche Zucht herrscht. — Auf sanft ansteigendem Wege geht es noch eine kurze Strecke aufwärts, dann stehen wir vor der steinernen Treppe zum Hochofparterre. Nach herzlicher Begrüßung geleitet mich der Minister selbst in das für mich bestimmte Gastzimmer, in dem ich einen Luxus und eine Behaglichkeit finde, wie ich sie in Afrika nie vermutet hätte. Der erste Abend zeigte mir schon, daß ich nicht besser hätte aufgenommen werden können. Dr. Scheller war der liebenswürdigste Gastgeber, den man sich denken konnte, dabei eingestigt außerordentlich hochstehender, auf allen Gebieten beschlagener Mann, dem man einen besseren Posten gegönnt hätte, als den im großen und ganzen wenig wichtigen in Aethiopiens Hauptstadt. Er und Graf Schall, die beide im sächsischen Gardereiterregiment gedient und sich dort gefunden hatten, taten alles, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen und meine Arbeiten zu fördern. Beide waren prächtige Menschen, die sich in seltener Weise ergänzten. Auf der einen Seite der philosophierende, alles prüfende und wägende Minister, auf der anderen der frische, schneidige Gardeleutnant, für den es keine Schwierigkeiten gab. Dabei war Schall von einer seltenen Vielseitigkeit, die ihn dem Minister geradezu unentbehrlich machte. Auch mir hatte es Schall gleich angetan durch seine rücksichtslose Schneid, die er auch später im Weltkriege bewiesen hat, und nicht zuletzt durch seine hohen jagdlichen Eigenschaften. Hier in Abessinien, in diesem wilden, stets unruhigen Lande war ein so unerschrockener Mann, ein ebenso hervorragender Schütze wie Reiter, sicher ganz an seinem Platze. Ich glaube auch, daß Schall in seinem abwechslungsreichen Leben gerade die in Abessinien verbrachten Jahre niemals missen möchte.

Hatte ich es also nach der einen Seite hin besonders gut in Addis Abeba getroffen, so schien andererseits durch die Erkrankung des Kaisers der eigentliche Zweck meiner Reise gänzlich verfehlt zu sein. Wer von den maßgebenden Leuten Abessiniens außer Menelik selbst, hatte auch nur die leiseste Ahnung von der großen Bedeutung, die einer Wiederbewaldung der Umgebung Addis Abebas zukäme? Wer von den derzeitigen Machthabern hatte auch in der gegen-

wärtigen aufgeregten Zeit Interesse für so fernliegende Dinge, da doch die schwersten Sorgen täglich auf ihnen lasteten. Ein Glück, daß ich mich von Anfang an keinerlei Hoffnungen hingegeben hatte, so konnte ich auch nicht weiter enttäuscht werden. Meine Besuche bei Außenminister Heili Georgis und beim Landwirtschaftsminister bestätigten meine Befürchtungen. Von seiten der Regierung war nichts zu erwarten, darüber täuschte mich auch die freundliche Aufnahme und die gezeigte scheinbare Bereitwilligkeit der Minister nicht hinweg. Ich wußte allmählich, was ich von derartigen Redensarten zu halten hatte und wartete gar nicht auf die mir in Aussicht gestellte Hilfe. So versuchte ich, um meiner forstlichen Sendung wenigstens einigermaßen gerecht zu werden, mit eigenen Kräften die mitgebrachten Sämereien in den Boden zu bringen. Bereitwilligst hatte mir Dr. Scheller in dem ausgedehnten Gemüsegarten der Gesandtschaft eine größere Fläche zur Verfügung gestellt, die ich in einen forstlichen Saatkamp umwandeln wollte. Da niemand mit diesen Arbeiten Bescheid wußte, mußte ich in der Hauptsache selbst den Spaten führen, Killen ziehen, die Saat legen und eindecken, was bei der hohen Lage Addis Abebas und der sengenden Sonne keine ganz leichte Sache war. Ein Glück, daß der immer hilfsbereite Graf Schall sich ab und zu einige Stunden freimachen und mir helfen konnte, sonst hätte ich noch viel länger zu dieser ungewohnten Arbeit gebraucht.

So ging es mit ein paar Tagen Schwerarbeit ab, wofür ich es mir bei den Mahlzeiten im gastlichen Hause des Ministers um so besser schmecken ließ. Wenn abends der letzte Spatenstich getan und die Arbeitskleidung mit dem Gesellschaftsanzug vertauscht war, dann ging es voll Appetit und Lebenslust in den hübschen Speisesaal zum Abendessen, zu dem oft Herren der deutschen Kolonie mit ihren Damen geladen wurden. Wie gemütlich war's danach, wenn die Gäste heimgeritten, bei einem Glase bayerischen Biers im geschmackvollen Bibliothekzimmer des Ministers! Meist nur zu dritt, saßen wir in bequemen Klubsesseln vor dem offenen Kamin, auf dessen breitem Sims ein Meißner Kunstwerk — die bekannte Reiterfigur Augusts des Starken — stand. Höchste Kultur in einem teilweise noch völlig wilden Lande! Nicht oft habe ich derartige Gegensätze so eng nebeneinander gesehen.

Die Saatbeearbeiten waren beendet, sämtliche mitgebrachte Sämereien — neun Koniferen- und drei Laubholzarten

waren sachgemäß angebaut, eingegossen und etikettiert. Graf Schall hatte versprochen, die kostbaren Saaten bis zu meiner Rückkehr bestens zu betreuen, so daß ich diese Sorge los war. Ich konnte also jederzeit nach dem Süden ausbrechen und beeilte mich, fortzukommen. Trotz der drohenden politischen Unruhen und mancher Bedenken des Ministers wollte ich die Reise zum Rudolfssee, derentwegen ich letzten Endes nochmals nach Abessinien gekommen war, wenn irgend möglich durchführen. Hatte die ursprünglich geplante Erkundung der großen Waldungen an den Seen im Süden, von denen man mir erzählt hatte, gegenwärtig auch nur noch theoretisches Interesse, so würde mir dieses walddreiche Tiefland wohl sicher Gelegenheit zur Jagd auf Elefanten und anderes Großwild geben. Also auf zum Rudolfssee, das war meine Lösung!

Zum Rudolfssee

In wenigen Tagen war eine kleine, aber ausgewählte Karawane zusammengestellt: zwei kräftige Reitmaultiere für mich und den Dolmetsch, zwölf starke Maultiere für das Gepäck und zwei Esel als Reserve. Dazu nur vier Leute für Bedienung der Tiere und fünf abessinische Soldaten, die mit dem Grasgewehr bewaffnet waren. Sie waren sämtlich aus dem Stamme der Amharen. Für mich persönlich hatte ich noch zwei Somali ausgewählt, die mich schon von Dire Dawa nach Addis Abeba begleitet und sich als brauchbar erwiesen hatten. Vor allem war Aly, der das Amt des Dolmetschers, des Kochs und Boys in einer Person vereinigte, ein äußerst gewandter, fixer Bursche. Er erwies sich für die Expedition als unentbehrlich, während Bulali, den ich zur Not im Präparieren der Vogelbälge, Wilddecken und Gehörne geschult hatte, zwar brav und treu, aber leider wenig schlau war. Alles in allem haben die Leute gehalten, was ich von ihnen erwartete. Auch daß ich in meine nächste Umgebung bewußt zwei Somali nahm, hat sich bewährt. Der viel zu tief sitzende Gegensatz zwischen Somali und Amharen hat ein Konspirieren der gesamten Begleitmannschaft gegen meine Person in einigen kritischen Fällen verhindert.

Alles war schon zum Abmarsch bereit, aber immer noch fehlte der mir versprochene große Kaiserpaß, der für den Durchzug durch so viele selbständige Provinzen unerläßlich war. Die zum Teil

fremdenfeindlichen schwarzen Fürsten, deren Selbstherrlichkeit und Überheblichkeit mit der Entfernung ihres Landes vom Sitze des Kaisers wuchs, hätten den Paß eines Ministers oder Stellvertreters wohl kaum anerkannt. Nur vor Menelik's unbestrittener Autorität beugten sie sich. Hatten sie wohl auch schon von seiner Erkrankung gehört, so lebte der Gefürchtete doch noch und konnte wieder gesund werden. Dann wehe ihnen, wenn sie seinen Brief nicht respektiert hatten.

Wer mit schwarzen Behörden noch nicht zu tun gehabt hat, kann sich kaum einen Begriff machen, mit welchem Sadismus die Schwarzen ihre Macht den Weißen gegenüber bei jeder Gelegenheit fühlen lassen. Sie lassen warten, machen Schwierigkeiten, wo sie können und gebrauchen oft geradezu kindische Ausreden um fest gegebene Zusagen immer wieder hinauszuschieben. So auch in meinem Falle. Obwohl dem deutschen Gesandten Kaiserpaß und Elefantenerlaubnis für mich längst zugesagt waren, erhielt ich nur letztere zugestellt, während der Paß trotz wiederholter persönlicher Nachfrage Dr. Schellers im Gibi immer noch ausblieb. Man brauchte die unmöglichsten Ausreden und selbst Schellers Drohung mit einer Klage vor dem Ministerrate half zunächst nichts. Noch einen Tag wartete ich, dann wurde mir die Sache zu dumm, und ich brach nach herzlichem Abschied auf der Gesandtschaft am Nachmittag des 25. März, versehen mit dem Interimspaß des Innenministers und den Geleitbriefen zweier kleinerer Landeschefs, die gerade am Hofe in Addis Abeba weilten, endgültig nach dem Süden auf.

Und siehe da, kaum hatte man im Gibi erfahren, daß ich abmarschiert sei, als man auch schon den deutschen Gesandten wissen ließ, daß der Kaiserpaß ausgestellt sei und abgeholt werden könne. So erreichte mich der vielumkämpfte Paß am gleichen Abend noch im ersten Lager, unweit der Stadt. Eine Reiterpatrouille der deutschen Gesandtschaft überbrachte ihn mir sorgfältig versiegelt. Ein Bogen schlechtes Kanzleipapier, oben das große kaiserliche Insiegel, darunter in amharischer Schrift der Text, das also war der Kaiserpaß. Sein Inhalt lautete:

„Der siegreiche Löwe aus dem Stamme Juda, M e n e l i k II., von Gottes Gnaden König der Könige von Äthiopien. Dem Träger dieses Briefes, einem deutschen Untertan, der Dr. Escherich heißt, habe ich befohlen, die Waldungen zu untersuchen. Wenn er hingehet, dies zu tun, soll er nicht gehindert werden. Damit er nicht in Ver-

legenheit gerate, soll ihm jeder der Gouverneure einen Führer geben, daß er durch ihre Statthalterschaften ziehen kann. Gegeben zu Addis-Ababa, den 16. Makabit 1901" (d. i. 23. März 1909 nach unserer Zeitrechnung).

Wer war froher als ich! Nun hatte ich alles, was ich brauchte und zog voll frohen Mutes nach dem Süden. Eine kleine, aber gut ausgerüstete Karawane, gute Leute, gute Gewehre und viel Munition; nun konnte nichts mehr fehlen. Mochte es bei einem möglichen Hinscheiden Menelik's in Addis Ababa drunter und drüber gehen, ich würde mich unten am Rudolfsee schon durchschlagen und gegebenenfalls über Englisch-Ost zur Küste zurückkehren. Über den einzuschlagenden Weg machte ich mir kein Kopfzerbrechen. Brauchbare Karten gab es zwar nicht, dafür aber verschiedene bekannte Karawanenwege nach dem Süden, soweit das besiedelte Hochland reichte. Dann sollte es, so berichtete Aly, der in Addis Ababa bei Karawanenleuten Erkundigungen eingezogen hatte, steil hinunter in das Tiefland gehen. Weiter unten wußte niemand mehr Bescheid, doch könnte man an hellen Tagen von den letzten Höhen das große Wasser sehen. Das war alles, was ich in Erfahrung hatte bringen können, mehr brauchte ich nicht, alles weitere würde sich finden. Wie weit es wohl war? Da ich die genauen Wege nicht kannte, so konnte ich nur unter Zugrundelegung der großen ungenauen Karten Mittelafrikas den Weg bis zum Rudolfsee hin und zurück auf etwa 1800 km veranschlagen. Es konnten in Wirklichkeit ein paar hundert Kilometer mehr oder weniger sein, darauf kam's nicht an.

Gleichförmig und anstrengend zugleich waren die Märsche. Ackerbau und Viehzucht drückten der Landschaft beiderseits der Straße ihren Charakter auf. Jagdlich war nichts zu wollen. Es gab weit und breit kein Wild, das einen Kugelschuß gelohnt hätte. Nur ab und zu schoß ich mit der Vogelflinte einige kleine, mir noch unbekannte Vögel zu Sammlungszwecken. Die Regenzeit verlangsamte und erschwerte unseren Marsch weit mehr, als ich geglaubt hatte. Wir konnten nach regenschweren Nächten oft erst spät am Vormittage aufbrechen und kamen auf dem aufgeweichten lehmigen Boden nur langsam vorwärts. Nach europäischen Begriffen schien bei diesem Morast des öfteren ein Weiterkommen unmöglich zu sein. Die unvergleichlichen abessinischen Maultiere aber schafften es doch. Es ist unglaublich, wie trittsicher diese wackeren Tiere

sind, und ich bezweifle, ob es in einem anderen Lande besser gezüchtete Maultiere gibt als in Abessinien. — Mit großer Gleichförmigkeit wickelte sich, solange wir durch bewohntes Land zogen, unser Tagesprogramm ab. Morgens erfolgte je nach Wetterlage der Ausbruch früher oder später, dann wurde bis zu 8 Stunden und mehr marschiert, was bei den schwierigen Wegverhältnissen einer Marschleistung von höchstens 20—30 km gleichkam. Gegen Abend schlugen wir in der Nähe eines Eingeborenendorfes das Lager auf. Unter Vorzeigen des Kaiserpasses, der meiner Reise einen offiziellen Charakter verlieh, gelang es meist ohne weiteres, Lebensmittel für die Leute, Futter für die Tiere und Holz zum Feuermachen zu erhalten, so daß wir keinerlei Not litten und die mitgeführten Vorräte für schlimmere Zeiten aufbewahren konnten. War das Lager fertig, und hatte der Besuch des Dorfältesten den gewünschten Tribut gebracht, dann kam das Tagebuch daran, das gewissenhaft geführt wurde. Alles, was mir für später wissenswert erschien, wurde gebucht; Zeichnungen und Skizzen ergänzten mit zahlreichen Photos die Niederschriften. So hatte ich trotz Mangel an jeglicher Jagdgelegenheit auch in diesen wenig abwechslungsreichen Wochen nicht eine Stunde Langeweile. Im Gegenteil, der Tag wurde mir stets zu kurz.

Hatte ich in der ersten Zeit gehofft, in nicht allzu großer Entfernung von Addis Abeba vielleicht doch einen oder den anderen Wald, der die Ausbeutung wert wäre, anzutreffen, so gab ich die Hoffnung sehr bald auf. Außer den bekannten Galeriewaldungen an den Flußläufen, wie man sie in Afrika überall antrifft, nirgends höhere Baumbestände. Niedere Schirmakazien in lockerem Zusammenhang waren die einzigen waldähnlichen Gebilde, sonst hatte das Land den ausgesprochenen Charakter einer mehr oder weniger baumlosen Hochsteppe. So war für mich das forstliche Problem, soweit es für die Holzversorgung der Hauptstadt in Frage kam, sehr bald negativ entschieden. Mochten auch weiter unten am Rudolfsee noch größere Waldgebiete sein, so hatten sie für Addis Abeba kein praktisches Interesse mehr.

Ich könnte nicht sagen, daß ich über diese Entdeckung besonders unglücklich gewesen wäre. Die forstlichen Fragen, die ursprünglich Anlaß gewesen waren, eine zweite Reise nach Abessinien zu unternehmen, hatten mit dem Ausscheiden der Person Meneliks ihren Hauptinhalt für mich verloren. Keine der jetzt im Lande maßgebenden Stellen hatte noch irgendein Interesse an dem mir zugedach-

ten Aufgabekreis. Nur um mir selbst nichts vorwerfen zu müssen hatte ich in Addis Abeba den Pflanzgarten angelegt und aus dem gleichen Grunde auf dem Marsche nach Süden alle nur möglichen Erkundungen nach nutzungswerten Waldungen an- gestellt. Da aber das Ergebnis ein durchaus unbefriedigendes war, so war ich nun auch meinem Gewissen nach frei und konnte von jetzt an alle Kraft der Jagd und dem Studium der afrikanischen Tierwelt widmen. Auf diesen Gebieten wenigstens wollte ich Erfolge haben. Freilich mußte ich dazu noch weit wandern, denn auf dem verhältnismäßig dicht besiedelten Hochlande war jede Aussicht auf Jagd vergeblich. Unheimlich schnell war mit Einführung der Gras-Gewehre auch hier die Wildvernichtung fort- geschritten. In kaum viel mehr als einem Jahrzehnt war der ehemals reiche Wildstand so gut wie restlos vernichtet worden. Noch zeigen gebleichte Elefanten- und Büffelschädel nahe der Karawanenwege, daß auch hier vor nicht langer Zeit Großwild gehaust hatte. Heute gibt es kein Stück Schalenwild mehr, und man mußte schon weit ausbiegen, um nur einige übriggebliebene Antilopen erbeuten zu können. Daher so rasch als möglich hinunter in das Tiefland am Rudolfsee. Dort würde ich wohl noch Wild finden.

Immer schlechter wurden die Wege, immer anstrengender die Märsche. Dazu herrschte im Hochlande noch Regenzeit, und so mancher Übergang über ein sonst harmloses Wasser stellte äußerste Anstrengungen an Mensch und Tier. Die ersten Verluste an Maultieren waren schon eingetreten. Auch die Begleitmann- schaften waren zum Teil am Ende ihrer Kräfte. Wenn sie nur noch bis Bako, dem letzten abessinischen Hochlandsdorfe aushielten! Dort konnten sie sich ausruhen, bis ich wieder aus dem Tieflande zurückkam. Unmöglich war es, wie man mir wiederholt versichert hatte, mit Maultieren ins Tiefland zu gehen. Sie wären in kürzester Zeit der Tsetse-Fliege zum Opfer gefallen. Nur mit eingeborenen Trägern sei dieser Vorstoß zu machen.

Es ist merkwürdig, wie schnell sich in Afrika, trotz mangelnder Verkehrsmittel, Nachrichten verbreiten. Wo immer ich mit meinen Leuten erschien, hatte man schon Tage vorher von unserem Kommen gehört. Selbst in die entlegensten Bergdörfer, in die ich Abstecher machte, war schon die Kunde von meinem Marsche ge- drungen. So hatte ich kaum das Land des gefürchteten Dadjasmatsch Pyrrho betreten, als mich schon ein berittener Soldat

aufforderte, in das Gibi seines Herrn zu kommen, Pyrrho würde mich erwarten. Da es nicht ratsam erschien, diesen hier unten allmächtigen Mann zu reizen, und ich außerdem auch seine Unterstützung für meinen Vorstoß zum Rudolfsee brauchte, blieb mir nichts anderes übrig, als mit Uly und zwei Askaris den weiten Weg zu Pyrrhos Sitz anzutreten. Nachts 3 Uhr waren wir schon vom Lager aufgebrochen und nach beschwerlichem zwölfstündigen Marsche am frühen Nachmittage in der hochgelegenen, nach landesüblicher Weise befestigten „Residenz“ angekommen. Wie werden wir wohl aufgenommen werden? Ulys Angst vor dem Gefürchteten war groß. Aber auch hier wirkte der Kaiserbrief Wunder. Tief verneigte sich Pyrrho vor dem Inseigel Meneliks, lud mich ein, sein Gast zu sein und hörte meine Wünsche. Er wollte mir helfen, zum großen See zu kommen; bis dorthin ginge sein Reich, und alles sei ihm untertan. Sein bester Mann, Balambras Osman, der im Bergdorf Uba wohne und auch in Bako ein weiteres Haus habe, würde mich führen. Morgen sollte der Balambras von ihm Befehl erhalten, mich zum Rudolfsee zu begleiten. Osman sei ein großer Jäger und am See gäbe es Wild „so viel wie Gras“. — Was wollte ich mehr? Mochte Pyrrho auch sonst ein grausamer Tyrann und erbarmungsloser Sklavenhändler sein, ich hatte erreicht, was ich wollte. Endlich also sollte ich wieder Wild sehen und nach Herzenslust jagen können.

Voll froher Hoffnung gings am nächsten Tage zu den Meinen zurück. Keine Stunde wollte ich mehr versäumen. Als wir auf dem Wege zum Lager nach Uba kamen, erwartete uns Osman schon. Er wußte aus Erfahrung, daß Pyrrho ihn zum Führer bestellen würde und war stolz auf seine Unentbehrlichkeit. Ein eiskler, aber nicht ungeschickter Senegalneger, den das Schicksal nach kurzer Dienstzeit in der französischen Kolonialarmee in den Süden Abessiniens verschlagen hatte. Durch Intelligenz und Fleiß hatte es dieser Fremdstämmige bei Pyrrho bis zum Balambras, d. i. militärischer Unterführer, gebracht. Trotz seiner vielen Fehler und Schwächen war Osman im großen und ganzen ein verlässiger Mann, so weit dies überhaupt bei einem Schwarzen möglich ist. Von der Jagd freilich verstand er nicht allzuviel. Er war wohl ein wilder Schießer und hatte mit seinem modernen französischen Lee-Netford-Gewehr reichlich mitgeholfen, die Großwildbestände am Rudolfsee zu dezimieren, aber nur um seinen Tribut an Pyrrho in Elfenbein, Rhinohörnern und

Wilddecken zu bezahlen und darüber hinaus selbst damit Geschäfte zu machen. Von einer wirklichen Jagdpassion war bei ihm nichts zu merken. Für ihn war die Jagd, wie fast bei allen Schwarzen, Fleisch- und Gelderwerb, sonst nichts.

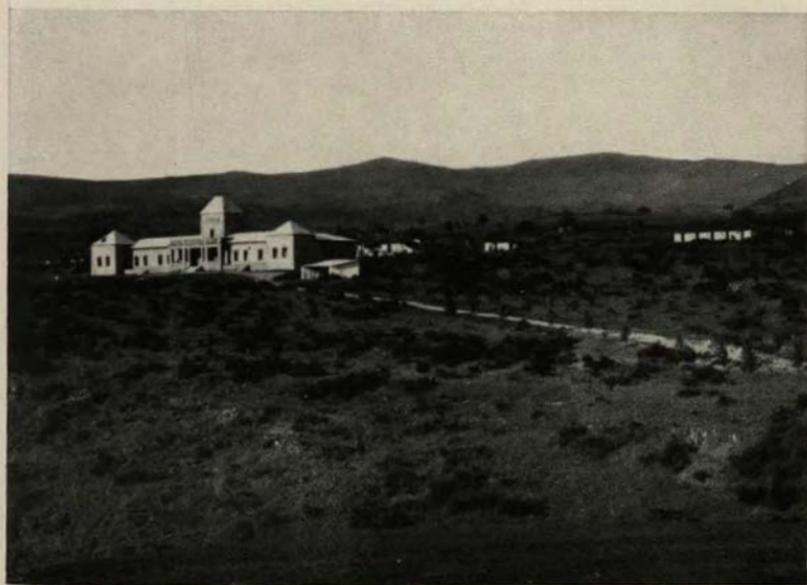
Endlich war Bako, das letzte Hochlanddorf, erreicht. Hier mußte die Karawane neu zusammengestellt werden. An Stelle der Maultiere traten Träger, dazu kamen noch einige Esel und ein billiges, in Bako für mich gekauftes Reitmaultier. Wenn es der Letzte erlag, dann war nicht allzuviel verloren. Nur das nötigste sollte mit mir hinab ins Tiefland. Auch nur wenige meiner Leute. Alles übrige blieb in Bako zurück in dem großen Gehöfte Osmans, das sich der Senegal als zweiten Sitz gebaut hatte.

Noch zwei Marschtage hatten wir, bis endlich das Hochland zu Ende ging. Unvergesslich geblieben ist mir das letzte Lager am Steilrande des Berglandes. Unvermittelt ist der Übergang zum Tiefland, unvermittelt auch hinsichtlich Klima, Vegetation und Tierwelt. Hinter uns das Hochland noch in voller Regenzeit und erst der Anfang von frischem Grün bemerkbar. Unter uns die weite Steppe von Neri, in der schon seit Wochen Trockenzeit herrscht und das Gras in voller Blüte steht. Noch weiter unten gegen den Rudolfsee zu zeigen Rauchwolken an, daß das Gras auf dem Halme schon wieder vertrocknet ist und von den Eingeborenen niedergebrannt wird, um in Anbetracht der nahen Regenzeit Platz für frisches Grün zu schaffen.

Auch die Tierwelt ist unendlich reicher und vielartiger geworden. Zum ersten Male bekomme ich ein richtiges Bild afrikanischen Tierlebens zu sehen, so, wie es Höhnel, Schillings, Schweinfurth und andere Afrikareisende geschildert haben. Auf weiten Baumsteppen unter uns steht ein großes Rudel des herrlich gestreiften abessinischen Zebras (*Equus grevy*), daneben Hunderte von Kuhantilopen mit ihren windschiefen Hörnern, dann wieder kleinere Trupps der lichtgefärbten Grantgazellen, deren Böcke unter der Wucht der unverhältnismäßig mächtigen Gehörne fast erdrückt scheinen. Weit draußen erblicke ich einen stolzen Straußenhahn, den ersten, den ich in freier Wildbahn sah. Stundenlang saß ich auf meiner erhöhten Warte vor dem Zelte mit dem Fernglas und genoß in vollen Zügen das unvergleichlich schöne Bild reichster afrikanischer Tierwelt. Hier würde ich endlich Waidmannsheil haben, sicher auch auf Großwild. Ich schwelgte schon im voraus in den jagdlichen

Genüssen und nahm mir vor, nur das beste, ausgesuchteste zu schießen. Zu was auch Massenstrecken erzielen, wenn das erlegte Wild doch nicht verwertet werden konnte und nur den Geiern zum Fraß diente? Höchstens 1—2 Duzend Gehörne und einige wenige Wilddecken konnte ich transportieren, die aber mußten des Mitnehmens wert sein. Dieser Gesichtspunkt allein schon mußte für das Ausmaß meiner Jagdbeute maßgebend sein. Aber auch sonst stand mein Sinn nicht nach vielem Schießen und sinnlosem Wildmorden. Auch in Afrika wollte ich waidgerecht jagen und habe es auch durchgeführt. Daß ich trotz mancher Versuchungen niemals unnötig Wild beschoß und meine Kugeln nur für das beste aufsparte, hat sich gelohnt. Ich kam auf diese Weise verschiedentlich an besonders starke Stücke heran, die meist abseits der großen Herden stehen, aber bei der geringsten Beunruhigung verschwinden. Ein in Hörweite unnötig abgegebener Schuß, und sie waren dahin. So hat meine Enthaltensamkeit wiederholt gute Früchte getragen und unter der geringen Zahl erlegten Wildes befindet sich so manches kapitale Stück, so ein kleines Kudu (*Strepsiceros imberbis*) und eine Drygantilope (*Oryx beisa*), deren Gehörne den damals bekannten Weltrekordstücken sehr nahe kamen. Ich habe mit diesen beiden Gehörnern auf der Dezzennar-Ausstellung in Berlin, mit der auch eine gut beschickte afrikanische Trophäenschau verbunden war, zwei erste Medaillen errungen. Auch der Zebrahengst, den ich als einziges Zebra schoß, war seinen Ausmaßen nach ein besonders starkes Stück, ebenso die übrigen erlegten Huftiere mit ganz wenig Ausnahmen.

Wenn ich beim ersten Anblick geglaubt hatte, in ein Wildparadies gekommen zu sein und einen Reichtum an Wild aller Arten bis hinauf zum Elefanten vorzufinden wie seinerzeit Seleki, so brachten die nächsten Tage schon bittere Enttäuschungen. Man konnte allerdings streckenweise Tausende von Stücken Wild sehen, es waren aber immer nur die gleichen, jagdlich wenig wertvollen Arten. Das begehrte Großwild aber, wie Elefant, Rhino, Büffel, war sehr selten geworden. Nur ab und zu konnten wir ihre Fährten finden, wenn sie im Schutze der Dunkelheit zur Äsung ausgezogen waren. Auch der Löwe ließ nur nachts seine Stimme ertönen, nur nachts getraute er sich zu jagen, am Tage aber hatte er sich feige in unzugängliche Schlupfwinkel verkrochen. Seleki hatte freilich andere Zeiten erlebt. Kein Weißer war vor ihm da gewesen,



Die im Jahre 1908 neuerbaute Deutsche Gesandtschaft in Addis Abeba



Holzmarkt in Addis Abeba

und die Schwarzen waren mit Pfeil und Bogen und Wurflanze für das Großwild keine allzu gefährlichen Gegner. Seitdem aber Pyrrhos Jäger jahraus, jahrein mit neuesten Gewehren ausgerüstet bis zum Rudolfsee streiften, um ihrem Herrn Elfenbein, Rhinohörner und die begehrten Löwenfelle zu liefern, war es sehr bald um die schier unerschöpflichen Großwildbestände geschehen. Auch Balambras Osman gehörte zu den Wildvernichtern im Golde Pyrrhos. Voll Stolz zeigte er mir einen kleinen Wald, in dem er im letzten Jahre zusammen mit seinen Leuten ein Duzend Elefanten, meist Kühe und Kälber, niedergemacht hatte! Der Schwarze als Jäger, mit weittragenden Gewehren versehen, bedeutet den Untergang des Wildes. Das hatte ich nun allmählich zur Genüge erfahren. —

Merkwürdig war, daß man die großen Wildrudel oft gerade in Gegenden mit spärlichem Graswuchs antraf, während weite Strecken üppigen Graslandes völlig wildleer waren. Schuld daran ist natürlich die Güte der Äsung, deren Wert oder Unwert wir nicht zu beurteilen vermögen. Damit hängt auch der Wechsel des Wildvorkommens zusammen, das in einem Monat diesen Platz, in einem anderen jenen bevorzugt.

Wenn nur ein wenig mehr Abwechslung in das ewige Einerlei der Wildherden gekommen wäre! Wie froh war ich, als zu den bisher sattfam bekannten Antilopen und Zebras endlich ein paar neue Arten trafen, wie das Kleine Kudu und die Leierantilope (*Damaliscus corrigum siana*), von denen ich Züge bis zu tausend Stück und mehr sah, sowie die herrlichen Drygantilopen mit ihren dolchartigen mächtigen Speißen. Aber auch sie konnten mich über den Mangel an Großwild nicht hinwegtäuschen. Erst als wir weiter unten Giraffen in kleineren und größeren Herden antrafen, war ich mit der Gegend einigermaßen ausgesöhnt.

Kein Wild hatte mir bisher auch nur annähernd den Eindruck gemacht wie die erste Giraffe (*Giraffa reticulata*), die ich in freier Wildbahn sah. Es war ein unvergeßlicher Anblick, als sich das gewaltige Tier, das hinter einem größeren Busche niedergehen war, mit einem Male aufreckte und immer höher und höher wurde, bis schließlich der mit kurzen Stirnzapfen versehene Kopf noch weit über die nächste Schirmakazie hinüberraagte. Ganz unwahrscheinlich und geradezu vorsintflutlich mutete dieser Anblick an! Und doch ist das gewaltige Tier in seinem karierten, scheinbar auffallend gezeichneten

Gewande schwer in lichter Baumsteppe zu erkennen, vor allem bei grellem Sonnenlichte, wenn alles flimmert und glitzert! Wie oft habe ich hohe Termitenbauten, die in dortiger Gegend mitunter die Form einer hochaufgerichteten Giraffe haben, mit einer solchen verwechselt und umgekehrt. Wie oft habe ich Giraffen, die zwischen dünnen Bäumen und kahlem Geäste standen, überhaupt nicht ausmachen können! Eine wunderbare Schußfärbung der Natur, gerade wie beim gestreiften Zebra, beim gefleckten Leopard und anderen Steppentieren. Die uns auffallend erscheinende Zeichnung des Felles verschwindet in der sonnenflimmernden Steppe und paßt sich völlig der Umgebung an.

Wo immer ich Giraffen einzeln oder in Herden antraf, widmete ich längere Zeit der Beobachtung und freute mich über diese riesigen Geschöpfe. Sie boten in allen Stellungen und Bewegungen ein eigenartiges und mitunter komisch anmutendes Bild. Besonders, wenn sie flüchtig wurden. Mit ihrem äußerst fördernden Paßgang machen sie in der Flucht „durch das gleichmäßige Auf und Nieder den Eindruck riesiger Schaukelpferde auf dem Jahrmarkt“. So lautete die Notiz in meinem Tagebuche, die ich damals an Ort und Stelle machte.

Durch das viele Beobachten waren mir die Giraffen so vertraut und lieb geworden, daß ich mich immer schwerer entschloß, ein Stück zu schießen. Und doch hatte ich Professor Matschie, der nach seinen zoogeographischen Studien eine neue Giraffenart am Unterlauf des Omoflusses vermutete, fest versprochen, ihm zum Belege ein größeres Stück Giraffenhaut mitzubringen. Ein starkes, einzelnstehendes Stück, das von weitem an der dunklen Färbung und dem dicken muskulösen Halse als Bulle erkennbar war, mußte daran glauben. Vier Ganzmantelgeschosse 8 mm, die bei dem leicht zu treffenden Ziele alle tödlich saßen, hatte es bedurft, den Riesen zu strecken. Mit Kopf und Hals voraus stürzt der Koloss zuerst auf die Knie und legt sich dann im Verenden auf die Seite. Mit einem gewissen Wehmutsgefühl stehe ich vor dem gewaltigen Tiere, das den heimtückischen Geschossen eines menschlichen Zwergleins zum Opfer gefallen war. Wie gewaltig ist doch alles an diesem Tiere! Das fast 2 cm dicke Stück Haut, hat bei einem Ausmaß von kaum einem Geviertmeter im grünen Zustande ein derartiges Gewicht, daß es die ganze Tragkraft eines Mannes beansprucht. — Merkwürdig, wie viel mächtiger uns die Tiere Afrikas in der freien

Wildbahn erscheinen, als in den heimischen Tiergärten! War dies schon bei der Giraffe der Fall, so in noch höherem Maße bei den Elefanten, die ich erst später in Kamerun kennen sollte, und beim Löwen, den ich in der Gegend des Rudolfsees schoß. Man kann kaum glauben, daß es die gleichen Artgenossen sind. —

Endlich am 22. Mai hatte unser kleiner Trupp nach großen Strapazen die Nordspitze des Rudolfsees erreicht. Infolge des mörderischen Klimas waren fast alle Leute erkrankt und damit ein weiteres Vordringen unmöglich geworden. Schweren Herzens mußte ich mich zur Umkehr entschließen und gab damit so ziemlich jede Hoffnung auf die immer noch fehlenden Jagderfolge auf Großwild auf. Tagelang war ich hinter Elefant und Rhino her gewesen, ohne sie zu Gesicht zu bekommen. Dafür aber hatten wir wiederholt fast noch warme Feuerstellen schwarzer Jäger gefunden, die wie eine Meute jagender Hunde vielleicht schon wochenlang den Dickhäutern nachstellten. Was hatten wir da noch zu hoffen? Nicht einmal einen Löwen hatte ich gesehen, obwohl es deren noch verhältnismäßig viele gab. So hatten schon fast alle meine Leute in den letzten Wochen einmal einen Löwen, wenn auch nur von weitem, zu Gesicht bekommen; nur mir blieb der Anblick trotz aller Mühen versagt. Zwar hatte sich einmal eine junge Löwin in einem verhältnismäßig leichten Leopardeneisen gefangen und mußte im Eisen erschossen werden, doch war dies kein Ersatz für den Schuß auf den Löwen, wie ich ihn mir erträumt hatte. Auge in Auge wollte ich dem freien König der Tiere gegenüber stehen und ihn ehrlich mit der Kugel niederwerfen. Fast schien es, als ob mir dieser immer wilder werdende Wunsch versagt bleiben sollte. Nur wenige Tage noch und das Tiefland lag hinter uns und der Heimmarsch über die Berge begann. Dann aber durfte ich jegliche Hoffnung aufgeben. Immer trüber wurde meine Stimmung, und ich machte mich schon allmählich mit dem Gedanken vertraut, wieder ohne Löwen heimzukehren. — Aber auch in Afrika hat der alte Jägerspruch Geltung: „Wenn's mag, geht's leicht, wenn's nicht mag, ist alle Mühe umsonst.“ Was mir auf ungezählten Pürschen in glühender Sonnenhitze, was mir in so vielen Stunden des durch die Moskitoplage zur Qual gewordenen nächtlichen Ansitzes versagt geblieben, glückte eines Tages ganz unerwartet und mühelos. Als ich wieder einmal — mehr aus Pflichtgefühl, als in der Hoffnung auf Erfolg — mit zwei Leuten vom Jagdlager in die Steppe zur Abendpürsche zog, traf ich schon nach wenigen

Minuten mit einem starken gemähnten Löwen zusammen. Er hatte wohl hinter einem niederen Busch geruht und war durch unsere Annäherung gestört worden. Auf kaum 70 Schritte stand er nun frei vor uns und sicherte mißtrauisch gegen die Eindringlinge in sein Reich. Der Wind stand gut und so mochte er uns nicht gleich erkannt haben. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Löwe in freier Wildbahn so mächtig wirken könne! Fast doppelt so stark erschien er mir als seine armen Artgenossen in den Tiergärten und Menagerien. Hier hatte man wahrlich den Eindruck, den König der Tiere vor sich zu haben, so mächtig, so formvollendet, so kraftvoll stand er vor uns. Nicht lange durfte ich mich des herrlichen Anblicks freuen, im nächsten Augenblick wäre es vielleicht für den Schuß zu spät geworden. Schon blinkt das Korn vorn auf dem Stich und ein jähes Aufbäumen, begleitet von einem kurzen, wütenden Brüllen, zeigt, daß das 8 mm Geschos richtig sitzt. Aber noch vier Kugeln bedarf es, bis der Starke sich gibt. Nun liegt vor mir die heiß begehrte Beute, und im Überschwang des Gefühls nehme ich die nun für immer wehrlos gewordene muskulöse Pranke in die Hand. Das war der Höhepunkt in meinem Jägerleben!

Was ich sonst noch im Tieflande am Rudolfsee erlebt hatte, war im Vergleich zu der aufgewendeten Zeit und Mühe herzlich wenig. Zwei Büffel und ein Straußenhahn kamen noch auf meine Schußliste, dagegen fehlten auch diesmal wieder Elefant und Rhino. Es war sicher nicht meine Schuld, daß meine Strecke so spärlich ausgefallen war. Mehr als ich mich geplagt hatte, konnte man sich wirklich nicht plagen; im Gegenteil, ich habe die Sache fast übertrieben und mich durch meine unsinnige Jagdleidenschaft wiederholt in gefährliche Situationen gebracht. — So war ich einmal mit zwei Begleitern ganz unvorhergesehen auf frische Elefantensährten gestoßen, irrte in ihrer Verfolgung vom Lager ab und fand erst nach mehr als 40 Stunden wieder zurück. Dabei hatte ich keinen Bissen zu essen und war die ganze Zeit über fast ununterbrochen auf den Beinen. Hätten wir nicht etwas Wasser in Elefantensährten und in einem Sumpfloch gefunden, so wäre es damals wahrscheinlich um uns geschehen gewesen.

Verhängnisvoll für meine Expedition war, daß wir gerade in den Wochen der ärgsten Moskitoplage im Seegebiet weilten. Ich glaube nicht, daß es irgendwo auf der Welt mehr Moskitos gibt als im Juni am Rudolfsee, wenn durch das frisch sprießende

Gras und Schilf Myriaden von Moskitos zu neuem Leben erweckt werden. Mit ihnen kommen Fieber und Siechtum über die dort lebenden Menschen. Wo immer ich Siedlungen der Eingeborenen fand, war ein großer Teil der Leute krank, und der Prozentsatz der Todesfälle war, namentlich unter den Kindern in den ersten Lebensjahren, außerordentlich hoch. Während ich bisher in Afrika die Mückenplage erst nach Sonnenuntergang kennen gelernt hatte, kamen hier in diesem ausgesprochenen Moskitomonat die gefährlichen Quälgeister schon vor 18 Uhr, wenn die Sonne noch am Himmel stand, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Von Minute zu Minute wurden es mehr, bis sie sich wie ein lebender Schleier über die Landschaft legten und Mensch und Tier grausam quälten. Ihre gewaltigen Mengen verursachten ein lautes Summen, das dem eines riesigen Bienenschwarmes nicht unähnlich klang. Es war mir unmöglich, das Abendbrot im Freien einzunehmen, trotzdem ein Boy mit wehendem Luche versuchte, die Blutsauger wenigstens für diese kurze Zeit von mir fern zu halten. Fluchtartig verkroch ich mich mit dem Rest der Mahlzeit unter das Moskitoneß, freilich nicht ohne ein paar Duzend der Quälgeister mit hineinzunehmen. In abgedichteten, verschlossenen Gras- und Schilfhütten suchten die Eingeborenen vor der entsetzlichen Plage Schutz. Die klettergewandten Jungmänner aber bauten sich hoch oben in den Kronen der Bäume lustige Schlafstellen, die man von weitem eher für Adlerhorste als für menschliche Liegestätten halten konnte. Unendlich litten meine armen Leute, da sie nicht genügend Decken mit hatten. Trotz der Hitze schliefen sie zwischen rauchenden Feuern, um sich wenigstens einigermaßen vor den fiebergeschwängerten Stechmücken zu schützen. Ihr nervöses Schlagen und Stöhnen verriet ihre Qual. In meinem Reiseverke „Im Lande des Negus“, das im Jahre 1921 bei Georg Stille in Berlin in zweiter Auflage erschien, habe ich der Moskitoplage am Rudolfsee und der dort verlebten schweren Zeiten ausführlich Erwähnung getan. Ich durfte froh sein, daß ich noch vor dem gänzlichen Zusammenbruch meiner Karawane das gesunde Hochland erreichte. Eine Zeitlang stand es so schlimm um meine Leute, die bis auf einen sieberkrank wurden, daß ich fast an der Rückkehr verzweifelte. Ein Glück war nur, daß ich selbst vollkommen gesund geblieben war. Sonst wäre es vermutlich um uns alle schlimm bestellt gewesen. Ich glaube kaum, daß meine kranken Leute die

Kraft und Energie aufgebracht hätten, die Karawane ins Hochland zurückzubringen.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, als wir am 14. Juni mit letzter Kraft das hochgelegene Bako erreichten und in Dsmans Haus zum ersten Male wieder ein Dach über dem Haupte hatten. Nur kurz dauerte die Rast in Bako, nur so lange, bis die Karawane wieder neu zusammengestellt war, dann brachen wir mit den seinerzeit zurückgebliebenen, inzwischen ausgeruhten Maultieren zum Rückmarsch nach Addis Abeba auf. Zunächst ging's östlich der alten Route am Margaritsee vorbei. Nach zwei Wochen langweiligen, durch Regen erschwerten Marsches, bogen wir vor Gurbarac auf den uns wohlbekannten alten Weg ein, den wir vor zweieinhalb Monaten gekommen waren. Nun konnte ich getrost My die Führung der Karawane, die infolge der schlechten Verfassung der übermüdeten und kranken Leute nur sehr langsam vorwärts kam, überlassen. Ich selbst aber wollte auf meinem kräftigen Reitmaultiere in Gewaltmärschen nach Addis Abeba vorausseilen. Freilich mußte ich dabei auf alles Gepäck und jegliche Bequemlichkeit verzichten. Ein Gewehr, mein Tagebuch im Blechfutteral und eine leichte Kamelhaardecke waren mein ganzes Gepäck, ein Fläschchen Maggi und Salz mein gesamter Mundvorrat. Die Eier dazu würde ich in den Galladörfen schon finden. Mit mir ritt Capeta, ein Askar der deutschen Gesandtschaftswache, den Dr. Scheller vor einem Monat nochmals zur Erkundung nach Bako geschickt hatte, nachdem früher schon schlimme Gerüchte über meine Expedition nach Addis Abeba gedrungen waren. Ferner hatte sich uns ein zweiter berittener Abyssinier, der Geschäfte halber zur Hauptstadt wollte, freiwillig angeschlossen. Wir waren sämtlich gut beritten und saßen täglich 10—12 Stunden im Sattel. Dabei legten wir bei recht schlechten und durch Regen aufgeweichten Wegen bis zu fünfzig Kilometer am Tage zurück. Der ungünstigen Witterung halber waren wir trotz der zu erwartenden Ungezieferplage gezwungen, in Eingeborenenhütten zu nächtigen. Einmal hatten wir es besonders schlecht getroffen; wir lagen zusammengepfercht mit Mensch und Vieh in dem einzigen engen Raume auf blankem Boden und litten ebenso unter der dumpfen, für einen Weißen kaum erträglichen Atmosphäre, wie unter Wanzen und Läusen. Draußen aber gingen derartig schwere Regengüsse nieder, daß eine Flucht ins Freie unmöglich war.

Endlich am 6. Juli nachmittags 17 Uhr war mein Ziel erreicht.

Glückselig ritt ich mit meinem abgetriebenen Maulthier über die Brücke der Gesandtschaft. Dr. Scheller steht eben mit seinen Getreuen auf der Freitreppe, um einen Spazierritt zu machen. Mißtrauisch sehen die Herren auf den zerlumpten, härtigen Reiter. Was hat dieser bewaffnete Vagabund so spät noch hier in der Gesandtschaft zu suchen? Aber schon erkennen sie mich: „Hurrah, er ist es,“ und es gibt einen Empfang, wie ich ihn mir herzlicher nicht denken kann. —

In Addis Abeba

Wer tagelang nicht mehr aus den Kleidern gekommen ist, wer lange keinen Spiegel, keine Seife und kein Rasirmesser mehr gesehen hat, und wer niemals richtig verlaust gewesen war, der kann sich keinen Begriff machen, welch unendliche Wohltat es bedeutet, ein warmes Bad zu erhalten und sich gründlich reinigen zu können. Fast zwei Stunden brauchte ich, um wieder einigermaßen Mensch zu werden; und als mir nun noch Graf Schall ein Glas prickelnden Sektens zur Aufmunterung reichte, da war ich so glücklich, daß ich mit keinem König getauscht hätte. Und dann der erste Abend wieder in einem gepflegten Hause mit allen Bequemlichkeiten und Genüssen der Zivilisation. Dazu gute Freunde, die alles taten, um mich nach den schweren Strapazen möglichst zu verwöhnen! — Das erste, was ich erfuhr, war die große Sorge, die man auf der Gesandtschaft seit längerer Zeit meinethalben gehabt hatte. Vor einigen Wochen hatten Eingeborene aus dem Süden böse Gerüchte über meine Expedition gebracht. Näheres war nicht herauszubringen gewesen. Sie sprachen nur immer wieder von einem Ferenki unten am See, der „kuffu“ sei. Nun kann kuffu, ins Deutsche übersetzt, krank heißen, oder aber schlecht bzw. böse. Scheller, der das erste glaubte, hatte in seiner Sorge gleich eine Patrouille Askaris losgeschickt, um mir beizustehen. Allzuernst scheinen es diese aber mit der ihnen gestellten Aufgabe nicht genommen zu haben. Sie kamen überraschend schnell und unverrichteter Dinge wieder zurück. Zu ihrer Entschuldigung behaupteten sie, im Süden von Eingeborenen beschossen und zur Umkehr gezwungen worden zu sein. Aber auch sie hatten vom „kuffu Ferenki“ gehört, der ganz unten am großen Wasser sei. Und wieder war in der Gesandtschaft der Streit über die Auslegung des Wortes

„Kuffu“. Während der sich sorgende Minister immer wieder an „Krank“ glaubte und nochmals eine Patrouille nach dem Süden schickte, war der schneidige Graf Schall, von seinen eigenen Lebensgewohnheiten ausgehend, schon von Anfang an des Glaubens gewesen, daß mir überhaupt nichts fehle, sondern daß ich nur recht energisch aufträte und mir auf diese Weise den Ehrentitel „der böse Fremde“ erworben habe. Daß diese Auslegung die richtige gewesen war, fanden wir schon am Tage nach meiner Rückkehr bestätigt. Schalls Vertrauensleute, die in diesen aufgeregten Zeiten in der Stadt herumhören mußten, brachten sehr bald die Nachricht, daß der „Kuffu Ferenk“ in Addis Abeba eingetroffen sei. Er sei ein sehr schlimmer Mann. —

Was ich am ersten Abend über die Zustände in Abessinien hörte war nicht gerade erfreulich. Mit Menelik ging's dem Ende zu. Taitu verstand es, den hoffnungslosen Zustand ihres Gemahls nach Kräften für sich auszunutzen und herrschte an seiner Stelle. Nun konnte sie die treffen, die sie haßte. Das war ihrer Regierungskunst nächstes Ziel. Bei dem ausgesprochenen Fremdenhaß, den sie jetzt nicht mehr zu verbergen brauchte, konnte man sich auf alle möglichen Überraschungen gefaßt machen. Um die den Europäern an und für sich wenig freundlich gesinnten Abessinier noch mehr aufzuheizen, hatte sie den Satz geprägt: „Was wollen die Fremden in unserem Lande? Sie wollen uns doch nur ausrauben, sonst wären sie nicht gekommen.“ Mit dieser gefährlichen Parole wurde mehr denn je im Lande gearbeitet. Kam es dann infolge der Schwäche der gegenwärtigen Regierung zu inneren Unruhen, so konnte man die Volkswut leicht auf die Fremden ablenken. Was galten in solchen Augenblicken völkerrechtliche Verträge, was die Unverletzlichkeit der fremden Legationen? Wenn die schwarze Bestie einmal auf die verhaßten Weißen losgelassen war, dann gab's kein Halten mehr. Wer mit farbigen Völkern Bescheid weiß, vermag die Gefahren zu ermessen, die den Fremden in solchen Ländern von der aufgepeitschten Masse drohen. — So ähnlich wurde damals die Lage auf allen Legationen beurteilt, und die Stimmung der Verantwortlichen war wenig zuversichtlich. Ich aber ließ mir durch solche Hiobsposten den schönen Abend in keiner Weise verderben, ich wollte, nachdem mir bisher alles geglückt, nicht auch schwarz sehen und fand in Schall den gleichgesinnten Partner. Wir waren beide voller Kraft und Lebenslust. Was scherte uns Taitu, was ihre Schergen?

„Heute ist heut!“ — Mitternacht war schon längst vorüber, als mich Schall in mein Zimmer geleitete. Mit einem Wohlgefühl und Behagen, wie noch nie in meinem Leben, streckte ich mich seit Monaten zum ersten Male wieder in einem sauberen weichen Bette aus. —

Das erste am nächsten Morgen war, daß ich nach meinem Pflanzgarten sah. Leider war gerade der Samen, auf den ich den meisten Wert gelegt hatte, *Cedrus atlantica*, vollkommen ausgeblieben. Dafür aber sind andere Sämereien, vor allem *Pinus insignis* und einige *Cupressineen*, die ebenfalls für das Hochland von Schoa in Frage kamen, hervorragend gut aufgegangen und hatten schon fingerlange Keimlinge getrieben. Sie wurden sachgemäß verschult und konnten dann bei der nächsten Regenzeit ins Freie versetzt werden. War auch die Aussicht, daß die abessinische Regierung in absehbarer Zeit aus meinen Arbeiten die Nutzenanwendung ziehen würde, äußerst gering, so wollte ich doch gerade als Deutscher das von Laitu verallgemeinerte Urtheil über die Gewinnsucht der Fremden Lügen strafen. Die Abessinier sollten sehen, daß die Deutschen auch ohne jedes Entgelt einem Lande, in dem sie Gastfreundschaft genossen, gefällig sein konnten.

Von diesem Gesichtspunkte aus ging ich, nachdem die Pflanzgartenarbeiten erledigt waren, auch noch daran, meine bisherigen Erfahrungen und Beobachtungen schriftlich niederzulegen und einen Leitfaden für die ersten Aufforstungen in Abessinien auszuarbeiten. Dieser konnte auf der Gesandtschaft ins Amharische übersetzt und in ruhigeren Zeiten der Regierung zur Verfügung gestellt werden. Mochte sie dann damit anfangen, was sie wollte, sie mußte die Tatsache dieser Leistung ohne Gegenleistung schließlich doch als einen freundlichen Akt der Deutschen anerkennen.

Der forstliche Leitfaden behandelte in möglichster Kürze alle für die Aufforstung der nächsten Umgebung der Hauptstadt — weiter abgelegene Gebiete kamen der schlechten Verkehrsverhältnisse halber überhaupt nicht in Betracht — einschlägigen Fragen wie Holz- und Bestandesart, Anlage von Pflanzgärten, Beschaffung des Saatgutes, Aussaat, Verschulung, Verpflanzung, Arbeitsplan usw. Im Anhang wurden noch die Grundgedanken für ein künftiges Forstgesetz entwickelt, dessen Hauptbestimmungen in der Schaffung eines Forstregals und eines intensiven, durch strengste Strafen gesicherten Forstschutzes liegen mußten. —

Eine zweite Denkschrift widmete ich der Jagd in Abessinien und dem Entwurf eines Jagdgesetzes, das mir besonders dringlich erschien, um der im Eilzugstempo fortschreitenden Wildvernichtung im letzten Augenblicke noch Einhalt zu tun. Ich hatte ja selbst Gelegenheit gehabt, den raschen Rückgang des Wildstandes im Danakilande innerhalb zweier Jahre mit eigenen Augen festzustellen, und konnte weitere praktische Vergleiche ziehen zwischen dem gewaltigen Wildreichtum, den Samuel Teleki zwei Jahrzehnte vorher noch am Rudolfsee getroffen, und den spärlichen Resten von Großwild, die ich dort gespürt hatte. Wahrlich, hier tat Eile not, sonst war jede Hilfe zu spät. Die einzige Möglichkeit, einer weiteren Vernichtung des Wildes vorzubeugen und seine Bestände wieder zu mehren, schien mir rascheste Einrichtung mehrerer genügend großer Schongebiete zu sein, die zum Teil im Hochlande, zum Teil im Tieflande liegen mußten, um der vielseitigen, artenreichen Fauna Abessiniens in allen Lagen gerecht zu werden. Von diesem Gesichtspunkte aus schlug ich teils auf Grund meiner eigenen Kenntnis des Landes, teils nach verschiedentlich eingezogenen Erkundigungen vier große Wildschongebiete vor. In diesen durch Flüsse und Gebirgszüge abgegrenzten Revieren, deren kleinstes einige Hunderttausend Hektar umfaßte, sollte die freie Jagdausübung verboten und das Erlegen von Wild nur mit Genehmigung der Regierung gestattet sein. Der Abschluß von selten gewordenen Wildarten, wie z. B. von Steinböcken, sollte auf eine Reihe von Jahren ganz gesperrt, weibliche Tiere größerer Wildarten nach Möglichkeit geschont werden. Es war mir von vornherein klar, daß man bei einem Volke von der Kulturstufe Abessiniens für derartige Gedankengänge im allgemeinen keinerlei Verständnis, sondern nur scharfe Ablehnung finden würde, doch war mir ebenso klar, daß sich ein weitsichtiger Regent über kurz oder lang zu diesem Schritt werde entschließen müssen. Die Jagd brachte dem Lande bedeutende Einnahmequellen, auf die es nicht verzichten konnte.

Mit diesen Arbeiten flogen die Tage nur so dahin. Mit Ausnahme der kurzen Spazierritte und der gemeinsamen Mahlzeiten saß ich von früh bis abends am Schreibtisch und war eben mit den Entwürfen fertig geworden, als die Ankunft meiner Karawane, die unter Alys Führung am 18. Juli glücklich eingetroffen war, neue Arbeit brachte. Inzwischen verschärften sich im Gobi die Gegensätze zwischen Taitu und den alten Anhängern Menelik's. Offene

Feindseligkeiten drohten. Man erzählte sich bereits, daß Truppen der Kaiserin unter dem Befehl ihres Bruders, eines ausgesprochenen Europäerfeindes, im Anmarsch seien. Das konnte ja nett werden, wenn die Heerscharen des Kaiserpaares gegeneinander losgingen! — Besonders schlimm aber würde es in diesem Falle bei einem Sieg der Kaiserin den Deutschen ergehen, die in den letzten Jahren immer mehr an Einfluß bei Menelik gewonnen und sich dadurch in steigendem Maße den Haß Laitus zugezogen hatten. Die ehrgeizige Frau hatte es trotz aller Ränke nicht verhindern können, daß Menelik im Vorjahre zu seinem politischen Berater — gewissermaßen als Nachfolger des bekannten Staatsrates Alg — einen Deutschen, Dr. Zintgraff, erwählt hatte. Auch gegen die Berufung eines deutschen Philologen, Dr. Pinnow, als Erzieher der kaiserlichen Prinzen war sie machtlos gewesen. Am meisten aber hatte sie die Hinzuziehung eines deutschen Arztes an das Krankenbett Meneliks getroffen. Dr. Steinkühler nahm es mit seinen Pflichten um so genauer, als eines Tages ohne vorherige Erkrankung urplötzlich der Todfeind Laitus am Hofe, Detjas Lemma, an „Magenentzündung“ starb und sich auch im Befinden Meneliks Erscheinungen zeigten, die nicht ohne weiteres aus dem bisherigen Krankheitsverlauf zu erklären waren. Laitu aber empfand sehr wohl, daß Steinkühler ihr mißtraute, und heßte nur um so mehr gegen die Deutschen. Als nun wiederholt abends verdächtige Persönlichkeiten in der Nähe der Gesandtschaft beobachtet wurden, schien es an der Zeit zu sein, die deutsche Gesandtschaft in Verteidigungszustand zu setzen, wie auch die anderen Legationen schon Sicherheitsmaßnahmen getroffen hatten. Das Maschinengewehr wurde auf den Turm gebracht, die Schießscharten nach Bedarf erweitert oder mit Sandsäcken verstopft, eine Munitionskammer mit 30 000 S-Patronen eingerichtet. Die Infanteriegewehre wurden bereitgestellt und verteilt, ein Mobilmachungsbefehl für die in Addis Abeba ansässigen Deutschen ausgearbeitet, die Türken und Armenier, die sich dem deutschen Schuß unterstellten hatten, eingeteilt, so daß wir gegebenenfalls uns energisch hätten zur Wehr setzen können. Der Minister übergab mir den Oberbefehl, Schall war der militärische Adjutant und ganz in seinem Element.

Die Stimmung in Addis Abeba schwankt bald auf, bald nieder. Man weiß nicht, wie man daran ist. Jeden Tag ist etwas anderes los. Unser erprobter abessinischer Gesandtschaftsdolmetsch Kantiba

Gebron fällt, ohne daß er sich der geringsten Schuld bewußt ist, in Ungnade. Er soll falsch gedolmetscht haben; man findet ja so leicht einen Vorwand, wenn man will. Taitu läßt zunächst das ihm von Menelik geschenkte Maultier abholen. Das ist schon das erste Zeichen Allerhöchster Ungnade und läßt noch Schlimmeres befürchten. Zuerst wird das Maultier geholt, bald darauf wohl er selbst. Doch Kantiba Gebron wartet nicht ab, sondern flüchtet schleunigst auf das Gesandtschaftsgrundstück, wo ihm ein Askarhaus zur Verfügung gestellt wird. Seine hübsche junge Frau und einiger Hausrat folgen nach. —

Der nächste Tag bringt wieder etwas Neues. Dr. Zintgraff und Frau treffen in großer Aufregung in der deutschen Gesandtschaft ein. Taitu wolle sie verhaften lassen, stündlich könnten ihre Schergen kommen, so lautete ihr Bericht. Was sie sonst zu erzählen wußten, war alles schwarz in schwarz. Am liebsten wären sie gleich auf der Gesandtschaft geblieben, doch hielt dies Scheller politisch für falsch und zum mindesten verfrüht. Er dringt darauf, daß das Ehepaar wieder in seine Dienstwohnung, ein unterhalb des Sibi gelegenes Beamtenhaus, zurückkehre. Am Tage würde man doch kaum die Verhaftung eines Weißen von Rang wagen, und für die Nacht hatte ich mich erboten, hinunterzukommen. Vielleicht scheuten sich die Schurken doch, wenn sie den Kuffu Terenki dort wußten. — Es passierte in der Nacht auch nicht das Geringsste, und als ich am anderen Morgen nach dem Frühstücke mich empfahl, um den fast einstündigen Weg nach Haus zu reiten, mußte ich versprechen, abends wieder zu erscheinen. Es kam aber nicht mehr dazu, da das Ehepaar schon gegen Mittag abermals auf der Gesandtschaft eintraf, um nun endgültig dort zu bleiben. Es schien ihnen zu Hause doch nicht mehr geheuer zu sein trotz der Nachtwache.

Und schon wieder gibt es eine neue Aufregung. Spät am Abend kommt der als besonders deutschfreundlich bekannte und deshalb von Taitu heftig angefeindete Balambras Abate aus dem Sibi zur Gesandtschaft. Er verlangt nach dem Minister und wird von diesem im Beisein von Schall und mir empfangen. Schweigend setzt sich der Balambras, verhüllt sein Haupt in die Schamma und fängt zu weinen an. Schluchzend bietet er dem Gesandten an, die Deutschen unter Bedeckung seiner Soldaten zur Küste zu bringen. Ob er nur Theater spielte? Ich möchte es fast glauben. Denn nichts war erfolgt, was nach einer unmittelbaren Bedrohung der Deutschen

ausgesehen hätte. Der Balambras wußte wohl im voraus, daß Scheller nie und nimmer auf ein derartiges Ansinnen eingehen würde, und konnte sich so ohne Gefahr als einzig wahrer Freund von Deutschland aufspielen.

Eine Zeitlang noch blieb die Lage gespannt und immer wieder konnte man die ganz Klugen unken hören: „Morgen geht es los.“ Statt dessen aber trat gegen Ende Juli eine sichtliche Beruhigung ein. Im Sibi unterlag der böse Geist Laitus der vernünftigeren Auffassung ihrer Gegner. Die Regierung war wieder befestigt und für die Fremden nichts mehr zu befürchten. Nun konnte ich getrost den Rückmarsch nach Dire Daua antreten, um meinen Urlaub nicht allzusehr zu überschreiten. Nur noch zwei Tage hat mich Scheller zu bleiben, um einige wichtige Berichte für Berlin mitzunehmen. Er wollte sie in diesen Zeiten nicht wieder der englischen Post anvertrauen, die vertragsgemäß auch die deutsche Gesandtschaftspost mit nach Dire Daua nahm. Vor acht Tagen waren die beiden Postreiter im Danakillande ermordet, und die Post geraubt worden. Auch mein Bericht an den bayerischen Finanzminister war dabei verloren gegangen. — Also schickte ich einstweilen meine Karawane voraus und wartete, bis Scheller fertig war. Am 27. Juli nachmittags war's so weit, und nach herzlichem Abschied schwang ich mich in den Sattel. Noch einmal blickte ich zurück auf das Haus, in dem ich so viel Gastfreundschaft genossen und so wertvolle Menschen kennen gelernt hatte. Dr. Scheller, Graf Schall und der brave Jensen, der mir als Dragomaneleve so viel geholfen hatte, stehen auf der Freitreppe, sie winken mir alle noch ein herzliches Lebewohl zu.

Was soll ich vom Heimarsch noch weiter erzählen? Das Land war wieder ruhig und friedlich und ich hatte recht getan, die mir in vorsorglicher Weise von Dr. Scheller angebotene Bedeckung abzulehnen. Je kleiner der Troß, desto leichter reist es sich und desto weniger Scherereien hat man. Am 9. August am frühen Nachmittag zog ich, der Karawane vorausreitend, mit meinen zwei Getreuen Uly und Bulali in Dire Daua ein.

Menelik aber siechte langsam dahin und lange noch wurde sein Tod verheimlicht.



Gar oftmals wurde ich von Afrikajägern daraufhin angesprochen, warum ich gerade auf Abessinien gekommen sei, das doch, wie meine

Strecken zeigten, jagdlich ein Fehlgriff gewesen war. Gewiß hätte ich in Englisch- oder Deutsch-Ostafrika mehr geschossen, aber danach allein stand nicht mein Sinn. Mich reizte Abessinien weil es von Schwarzen verwaltet wurde und durch seinen Gegensatz zwischen Ursprünglichkeit und Kultur besonders interessant war. Außerdem galt Aethiopien damals schon als politisch bedeutungsvoll, da seinem Herrscher als einzigem schwarzen Monarchen die Führerrolle bei einer immerhin möglichen Auseinandersetzung zwischen Schwarz und Weiß zukommen würde.

Aber auch vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte aus bot Abessinien durch seine gewaltigen Höhenunterschiede reichste Abwechslung in Fauna und Flora. Es zwang außerdem den Reisenden, sein eigenes Können unter Beweis zu stellen. Reisen, die von Dritten geschäftsmäßig vorbereitet und geleitet werden, wie dies damals schon fast in allen Kolonien europäischer Staaten der Fall war, konnten mich niemals reizen. In Abessinien gab es derartige Reiseunternehmungen nicht, man mußte ganz auf eigenen Füßen stehen. Das habe ich genugsam ausgekostet und viel Lehrgeld gezahlt, dafür aber auch wieder große Befriedigung gehabt. Welche Erinnerung hätte mir die an meinen Zug zum Rudolfsee ersetzen können? Nicht nur, weil der Weg, den ich gezogen, noch nicht beschrieben und die meisten Gebiete, in denen ich gejagt, den Weißen unbekannt waren, sondern weil ich allein der Bestimmende und Verantwortliche war. Das Gefühl der Ungebundenheit und der täglich möglichen Überraschungen kann durch nichts ersetzt werden. Waren auch die Strapazen gewaltig und die Not oft groß, so war man dafür jung, stark und gesund. Nie möchte ich in meinen Erinnerungen die Nöte und Gefahren der Wildnis missen. Sie holen aus einem Manne erst das heraus, was in ihm steckt, und stählen Willen und Charakter. —

Kamerun

Kurz nach Rückkehr von meiner zweiten Abessinienreise wurde ich im Herbst 1909 zum Forstmeister und Vorstand des schönen, großen Forstamtes Isen in Oberbayern befördert. Ich war von meinem neuen Wirkungskreis, der mir forstlich wie jagdlich viele Möglichkeiten bot, völlig befriedigt. Im Anfang gab es eine Menge Arbeit, so daß ich zunächst an nichts anderes denken konnte. Als ich nach einiger Zeit eingearbeitet war, machte der Dienst keine Schwierigkeiten mehr. Ich freute mich über das geruhsame Dasein und fand es zu Hause auch recht schön. An eine neue Auslandsreise dachte ich zunächst nicht, lediglich die literarische Auswertung meiner letzten Expedition zum Rudolfssee und das Studium größerer Reisewerke beschäftigten mich noch gedanklich mit dem schwarzen Erdteil. — War das ruhige Leben eines kgl. bayerischen Beamten auch sicher nicht zu verachten, so gab es mir auf längere Zeit keine innere Befriedigung. Das wilde Blut war nun einmal nicht einzudämmen, es verlangte nach neuen Taten. Kaum ein paar Jahre hielt ich es aus, dann drängte ich wieder hinaus in ferne fremde Länder. Der Anlaß hierzu sollte sich rascher finden, als ich je zu hoffen wagte.

Am 4. November 1911 hatte Deutschland mit Frankreich das Kamerun-Kongo-Abkommen getroffen, demzufolge Deutschland den sogenannten „Entenschnabel“ in Nordkamerun an Frankreich abtrat, dafür im Osten den Ganga-Ubangi-Zipfel erhielt, durch welchen die Verbindung Kameruns mit der Hauptlebensader Zentralafrikas, dem Kongostrom, hergestellt wurde. Außerdem erhielt Deutschland noch das „Küsten- oder Mündendreieck“ im Süden von Spanisch-Guinea, das der deutschen Kolonie einen weiteren Anteil an der atlantischen Küste mit guten Anlegestellen sicherte.

Es war ganz selbstverständlich und im Wesen des Parlaments begründet, daß jeder ohne vorherige Befragung des Reichstags von der Regierung abgeschlossene Vertrag, auch wenn er für Deutsch-

land viele ohne weiteres greifbare Vorteile mit sich brachte, von einem Teil der Parteien gegen die Regierung ausgeschlachtet wurde. Dabei gab man sich meist gar nicht die Mühe, vorher genaue Erkundungen einzuziehen. So auch hier, man griff die Regierung an, ohne sich auch nur einigermaßen über den Wert oder Untwert der neu erworbenen Gebiete klar zu sein. Fälle wie Neukamerun waren willkommen, um in der damaligen, verhältnismäßig ruhigen Zeit immer wieder von neuem die Notwendigkeit und Fähigkeit des Reichstags zu erweisen. Niemand wußte über die Neuerwerbungen so recht Bescheid, man konnte also sehr weitgehende Behauptungen aufstellen, ohne gleich widerlegt zu werden. Vor allem aber konnten die Herren Abgeordneten wieder einmal von sich reden machen. In dem gleichen Fahrwasser segelte ein großer Teil der deutschen Presse und immer mehr Stimmen wurden laut, daß wir Gutes aus der Hand gegeben und Schlechtes dafür erhalten hätten. Die Regierung tat in dieser Lage das einzig Richtige: sie beschloß, verschiedene Expeditionen, möglichst unter Leitung unabhängiger und anerkannter Persönlichkeiten, in die neu erworbenen Gebiete zu schicken, um über die strittigen Fragen an Ort und Stelle Klarheit zu schaffen. Eine Expedition war auch in das Munigebiet gedacht. Sie sollte unter forstlicher Leitung stehen, da das Munidreieck ein ausgesprochenes Waldland war. Die vorhandenen Holzvorräte konnten möglicherweise große wirtschaftliche Bedeutung erlangen.

Mit wachsendem Interesse hatte ich schon einige Zeit den Streit der Meinungen in der Presse, sowie die geplanten Maßnahmen der Regierung verfolgt und hoffte im Stillen, daß das Auswärtige Amt sich gegebenenfalls meiner erinnern würde. Gute Freunde halfen nach und so erhielt ich eines Tages die Aufforderung, nach Berlin zu kommen und mich auf dem Auswärtigen Amt zu melden. Dort empfing mich Geheimrat Zimmermann, der seiner Zeit auch meine Abessinienreise gefördert hatte, mit den Worten: „Wollen Sie für uns auch einmal an den Kongo gehen? Sie sollen die forstliche Expedition im Munigebiete führen. Das Kolonialamt ist damit einverstanden.“ Mit Freuden sagte ich zu, erwartete mich doch eine neue hochinteressante Aufgabe, die diesmal keinem fremden Lande, sondern dem eigenen Vaterlande dienen sollte.

Wenn ich anfangs geglaubt hatte, daß ich einige Monate darauf schon ausreisen könnte, so kannte ich damals den langwierigen

Dienstweg bei den Reichsämtern mit ihren vielfachen Kompetenzkonflikten noch nicht. Es dauerte ein ganzes Jahr, bis es endlich so weit war, daß ich reisen konnte. In bereitwilligster Weise hatte die kgl. bayerische Staatsregierung dem Wunsche des Reichskolonialamtes entsprochen und mir zunächst einen siebenmonatigen Urlaub unter Offenhaltung des Forstamtes Isen, sowie unter Weiterbeziehung meines Gehaltes gewährt. Sie wollte durch dieses außergewöhnliche Entgegenkommen zum Ausdruck bringen, wie sehr gerade Bayern für den kolonialen Gedanken Verständnis habe und wie gerne es bereit sei die überseeischen Pläne der Reichsregierung zu unterstützen. —

Vor meiner Ausreise wurde ich nochmals in das Kolonialamt einberufen, um mich dort durch das Aktenstudium über die forstlichen Verhältnisse Kameruns so gut als möglich zu orientieren. In dem mir zugewiesenen kleinen Zimmerchen im dritten Stock fand ich so reichlich Aktenmaterial aufgehäuft, daß es mir beim bloßen Anblick schon graute. Das alles sollte ich noch durchstudieren! Da hätte ich wenig von den drei Wochen in Berlin gehabt, auf die ich mich schon lange gefreut hatte! Ich sperrte also das Zimmer wieder ab und habe es nie wieder gesehen. Dafür aber verbrachte ich so manchen Vormittag in der botanischen Zentralstelle für die Kolonien in Dahlem, um mich praktisch in der Anlage eines Herbars auszubilden und die nötige botanische Ausrüstung zusammenzustellen. Dankbar gedenke ich hierbei des Botanikers Professor Dr. Milbraed, der mir in weitgehender Weise an die Hand ging. Ich habe von ihm, als einem der besten Kenner des mittelafrikanischen Regenwaldes, in wenigen Tagen mehr gelernt, als mir wochenlanges Aktenstudium in der Wilhelmstraße vermittelt hätte. — Die andere Stelle, die ich fast ebenso häufig aufsuchte, war das kgl. Zoologische Museum in Berlin, wo Geheimrat Dr. Reichenow und Professor Paul Matschie sich in liebenswürdigster Weise bemühten, meine Kenntnisse hinsichtlich der afrikanischen Fauna zu erweitern und mir wertvolle Anweisungen zum Sammeln und Präparieren gaben. Mit großer Sorgfalt wurde die für die Expedition bestimmte zoologische Ausrüstung fertig gemacht, so daß in dieser Hinsicht alles auf das beste vorbereitet war. — Da zu meinem weiteren Aufgabekreis auch Routenaufnahmen und Höhenbestimmungen in den zum Teil noch unbekanntem Gebieten gehörten, wurde ich auch hierin einigermaßen ausge-

bildet. Der verdiente Kartograph der Firma Dietrich Reimer, Herr M. Moisel, schulte mich in der nächsten Umgebung von Berlin in Routenaufnahmen mittels Bussole und Uhr und in Höhenbestimmungen mittels Siedeapparat, Schleuderthermometer und Aneroid. Da ich mich im letzten Jahre auch noch photographisch vervollkommnet hatte, konnte ich als hinreichend vorbereitet jederzeit ausreisen.

Daß ich über allen diesen praktischen Vorbereitungen nicht dazu gekommen war, die umfangreichen Akten und Veröffentlichungen über den mittelafrikanischen Regenwald, die mir der Herr Registrator des Kolonialamtes so fein säuberlich zurechtgelegt hatte, zu studieren, habe ich nie bereut. Ich habe so, völlig unbeeinflusst durch die Anschauungen Dritter und unbeschwert durch wissenschaftlichen Kleinfram, den Regenwald so betrachtet, wie er sich mir als Forstmann bot. Auf diese Weise bin ich vielleicht zu manchen neuen Schlussfolgerungen gekommen, die zum mindesten Original waren.

Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der sich als Afrika-reisender bereits einen Namen gemacht hatte und 1912 zum Gouverneur von Logo ernannt worden war, hatte schon seit Jahren in freundschaftlichster Weise meine Afrikapläne unterstützt und mir auch für die neue Reise so manchen wertvollen Rat gegeben, wie ihn eben nur ein Praktiker geben kann. Freudigst folgte ich daher seiner Einladung, auf der Ausreise nach Kamerun in Lome einen Dampfer zu überspringen und 14 Tage als sein Gast in Logo zu verbringen. Nie werde ich die große Gastfreundschaft und die schönen Tage vergessen, die mir der Gouverneur dort bereitete. Ich bekam Einblick in eine mustergültig geleitete deutsche Kolonie und habe viel für meine neuen Aufgaben gelernt. Sehr wertvoll waren für mich die lehrreichen Ausflüge in das Hinterland von Logo, auf denen der Herzog mich selbst begleitete. Mit berechtigtem Stolz zeigte er die neue, von dem prächtigen, leider schon verstorbenen Dr. Sengmüller geleitete wirtschaftliche Versuchstation in Kwatjä. Dort wurde systematische Saatzucht der wichtigsten Nutzpflanzen wie Baumwolle, Ölpalmen, Mais, Erdnüsse usw. mit gutem Erfolge getrieben. Auch kam ich in das für mich besonders interessante Arbeitsgebiet des Oberförsters Dr. Metzger, der, wie Dr. Sengmüller, ebenfalls ein engerer Landsmann von mir war. Metzger hatte mit großer Energie und Sachkenntnis umfangreiche Aufforstungen am Haho durchgeführt, die ihresgleichen in Afrika suchten. Er

war dabei neue Wege gegangen und hätte wohl, wenn der Krieg nicht dazwischen gekommen wäre, noch Hervorragendes auf dem Gebiete der Tropenforstwirtschaft geleistet. —

Mit zum Interessantesten gehörte der Besuch der im Bau befindlichen ersten deutschen Telefunkenstation in Afrika. Sie wurde im Hinterlande von Logo bei Kamina inmitten der Steppe errichtet und war nahezu fertig. Mächtig ragten die beiden schlanken, 120 m hohen Haupttürme, umgeben von weiteren vier 75 m hohen Eisenkonstruktionen aus der Steppe hervor. Der große Gegensatz zwischen Wildnis und Kultur hat mir damals einen besonderen Eindruck gemacht. Begeistert lauteten darüber meine Eintragungen in das Tagebuch: „Schon ist es gelungen, Depeschen von Kauen aufzunehmen; welche wunderbare Leistung der Technik, wenn man die gewaltige Entfernung von 5750 km bedenkt!“

Nur allzurast ziehen die Tage von Logo vorüber und weiter geht die Fahrt nach dem Süden. Nach zwei Tagen schon, am 29. März gegen Abend legen wir vor Viktorja an. Hinter der Stadt das mächtige Wahrzeichen der Kolonie, der Kamerunberg. — Knapp 48 Stunden hatte ich in Buea, dem Sitze des Gouvernements, Aufenthalt, dann mußte ich mit dem Regierungsdampfer „Herzogin Elisabeth“ zur Muniküste weiterreisen. Versäumte ich den Dampfer, so hatte ich erst wieder in vier Wochen Gelegenheit zur Fahrt. Es hieß also fleißig sein, um alles zu erledigen, was zu erledigen war. Dank der äußerst tatkräftigen Unterstützung des jugendlichen Landwirtschaftsreferenten Dr. Bücher, mit dem mich heute noch Freundschaft verbindet, und des ebenso bedeutenden politischen Referenten Dr. Ritter gelang es in dieser kurzen Zeit doch noch fertig zu werden. So konnte ich mich am 3. April abends schon auf der „Herzogin“ einschiffen. Auch Präparator Rabius aus Hildesheim, dessen Bestellung das Kgl. Zoologische Museum in Berlin im letzten Augenblick noch durchgesetzt hatte; war mit dem Gros des Expeditionsgepäcks an Bord. Leider mußte ich diesen tüchtigen Fachmann aus gesundheitlichen Rücksichten bald wieder in die Heimat entlassen, so daß für den weitaus größten Teil der Expeditionsdauer auch die zoologische Sammlungstätigkeit ganz auf meinen Schultern lag.

Am 4. April nachmittags kommt die bewaldete Muniküste in Sicht. Die Anker fallen, wir sind am Ziel. Am nahen Ufer, auf erhöhtem gerodeten Platz sehen wir ein großes Buschhaus, vor dem

auf schlankem Mast die schwarzweißrote Flagge weht. Daneben ein ebenfalls in den deutschen Farben gestrichenes Schilderhaus. Ein schwarzer Soldat marschirt, seiner Würde bewußt, mit geschultertem Gewehr auf und ab. Wir sind in Ukofo, der neu errichteten Station des deutschen Munibeziaks. —

Schon hat das Stationsboot am Dampfer angelegt. Nur ein Stück weit kann man rudern, dann knirscht der Kiel im Sande. Zwei kräftige Stationsleute fassen unter und tragen uns durch die hochaussprühende Brandung an Land. Dort heißt uns Assessor Elkester, der neue, energische Leiter des Munibeziaks, herzlich willkommen. Er ist über den Zweck meiner Reise längst unterrichtet und hat alles vorbereitet, was vorzubereiten war.

In Deutsch-Muni

Wenn ich geglaubt hatte, in Abessinien das Karawanen-Reisen in Afrika gründlich gelernt zu haben, so mußte ich hier im Munibeziak wieder neu anfangen. Es war grundverschieden nach jeder Richtung. Dort Steppe und Gebirge, hier Wald und Sumpf. Dort konnte man reiten und die Lasten auf Tragtieren befördern, hier mußte man alles zu Fuß machen und war für den Transport des Gepäcks auf Träger angewiesen. Dieser Umstand erschwerte die Bereisung des Urwaldgebietes außerordentlich, zumal überall Trägermangel herrschte und die benötigten Leute oft nur zwangsweise durch die Behörde beschafft werden konnten. Auch sonst waren die Verhältnisse gegenüber der Ostküste sehr verschieden. Herrschte in weiten Gebieten Ostafrikas während der größten Zeit des Jahres Wassermangel, so gab es hier Wasser mehr als genug. „Im Lande des Wassers“ könnte man eine Reise im mittelafrikanischen Regenwald bezeichnen! Von oben Wasser und von unten, dazu der große Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Tag für Tag mußten ein Duzend größere und kleinere Wasserläufe durchwaten werden, dann wieder ungezählte Sumpfpattien, die das Vorwärtskommen außerordentlich erschwerten. Vor allem waren die tüflichen Raphiasümpfe, so genannt nach den dort wachsenden Raphiapalmen, oft ein schweres Verkehrshindernis. Sie konnten mit ihrem zähen heißen Schlamm sehr unangenehm werden. Mitunter gelang es nur auf größeren Holzstücken, die man vor sich in den Sumpf warf, über die schwierigen Stellen hinweg zu balancieren. Sprang

man daneben, so steckte man bis über die Knie in dem warmen, übelriechenden Schlamm und versank mit tödlicher Sicherheit immer weiter, wenn man nicht von den Begleitern wieder herausgezogen wurde. Auf trockenem Boden zu marschieren, kam mir nach solchen Sumpfpforten wie eine Erholung vor. Gab es doch Tage, an denen wir mehr im Wasser wafeten oder in Sümpfen patschten, als trockenen Boden unter den Füßen hatten. Die Eingeborenen waren diese Verhältnisse gewöhnt. Sie zogen im Gegensatz zu den beschuhten Weißen den Weg in seichten Wasserläufen vor, da hier die bloßen Füße und Beine weniger von Dornen zerrissen wurden, als auf den engen Buschwegen. Daß ich einen Tagesmarsch trockenen Fußes beendet hätte, ist in den ersten Monaten auch nicht ein Mal vorgekommen. Immer wieder hieß es: hinein in das Wasser oder den Sumpf, so daß es das beste war, altes, zerrissenes Schuhwerk anzuziehen. Da konnte das Wasser wenigstens wieder herauslaufen.

Gab es im Regenwalde auch weit weniger Moskitos als in Ostafrika, so wurde man dafür von roten, bissigen Ameisen oder kleinen Sandfliegen, gegen die kein Moskitoneß Schutz gewährt, nicht minder geplagt und zwar nicht erst bei Sonnenuntergang, sondern den ganzen Tag über. Auch die Sandflöhe machen das Leben im „Busch“, wie man dort allgemein den Urwald bezeichnet, wenig angenehm. Sie bohren sich, wenn man nicht ganz feste Schuhe trägt, in die Zehen ein und verursachen schlimme eiternde Wunden. Am übelsten aber empfand ich das ewige Waten in Wasser und Sumpf. Die weiße Haut ist nun einmal nicht dafür eingerichtet. Es zeigen sich bei den Europäern bald eiternde Bläschen an den Unterschenkeln und den Zehen, was meist mit dem Abgehen der Zehennägel endet. Auch ich hatte monatelang darunter zu leiden. Es gehörte eine gewisse Überwindung dazu, mit den eiternden, verbundenen Füßen immer wieder von neuem in Wasser und Sumpf hineinzusteigen. War es in den Steppen Abessinien der Wassermangel, der die Märsche oft zur Qual und Pein machte, so im Regenwalde der Wasserüberfluß. Fast das ganze Jahr über fiel mit größeren oder kleineren Unterbrechungen Regen, eine ausgesprochene Trockenzeit gab es überhaupt nicht. Wenn man aber glaubte, dafür wenigstens frisches Wasser zum Trinke zu haben, so war dies ein großer Irrtum. Der Dysenteriegefahr halber durfte man nur abgekochtes Wasser trinken und ich habe

mich in den wasserreichen Urwäldern Mittelafrikas oft mehr nach einem frischen Trunke gesehnt, als in den ausgedörrten Steppen Ostafrikas. Alles in allem habe ich die Urwaldmärsche in sehr wenig guter Erinnerung. Es gab nur Plackerei und Arbeit und kaum Vergnügen, da die Jagdgelegenheiten sehr spärlich waren. Ab und zu freilich erfuhr die Eintönigkeit der Marschtage durch aufständische Eingeborene recht unliebsame Unterbrechungen. So hatte die Expedition im Mumibezirk wiederholt unter den Angriffen der Eingeborenen zu leiden. Die letzte Ursache dieser feindseligen Haltung lag in der Haß- und Lügenpropaganda, die schon vor dem Abzuge der Franzosen einsetzte und auch nachher noch durch ihre schwarzen Agenten gegen die Deutschen fortgesetzt wurde. Die neuen Herren wurden als Tyrannen schlimmster Art und Sklavenhändler geschildert, die nur ins Land gekommen seien, um Frauen und Kinder zu rauben. Diese Verheßungen fanden um so williger Gehör, als die dortigen Eingeborenen an und für sich sehr kriegerisch sind, und bis jetzt jeder Unterjochung durch die Weißen erfolgreich widerstanden hatten. Sie gehören zu dem großen, weit verbreiteten Urwaldvolke der Fang und werden Pangwes genannt. Als ein besonders kräftiger, wilder Menschenschlag, dessen Männer durch ewige Stammesfehden im Buschkriege erfahren sind, können die Pangwes auch stärkeren Expeditionen gefährlich werden. Ihre Bewaffnung besteht aus einem einläufigen, langen, fast manns-hohen Steinschloß- oder Perkussionsgewehr, das mit grobkörnigem Schwarzpulver, und an Stelle der Kugel mit Eisenstücken, Lopf- und Glasscheiben und anderen lieblichen Dingen geladen wird. Die Schußwirkung ist für die im Buschkrieg fast immer gegebene nahe Entfernung völlig ausreichend. Dank der Gewinnsucht der französischen Händler befinden sich viele Tausende dieser Gewehre und wohl ebensoviele Fäßchen Pulver in den Händen der Pangwes, so daß diese auch eine längere Kriegsdauer durchhalten können; zu fassen sind ihre Krieger schwer, da sie in dem endlosen Urwald sich immer wieder der Verfolgung zu entziehen wissen. Hat der Pangwe sich bei einem Angriff verschossen, so verschwindet er im Walde, um sein Gewehr wieder zu laden. Ist dies geschehen, beginnt der Kampf von neuem, wobei die Pangwes allein das Kampffeld bestimmen. Diesen großen Vorteilen des Feindes haben wir nur unsere bessere Bewaffnung entgegenzustellen, die freilich im Buschkampfe kaum jemals voll ausgenützt werden kann.

Ein Glück nur, daß die Kampforganisationen der Urwaldbewohner selten über die eigene Dorfschaft hinausgehen und daß sie selbst schlechte Schützen sind. Ihr unsicheres Schießen, selbst auf nächste Entfernung, hat seinen Grund hauptsächlich in der Angst vor dem Zerspringen der Waffe. Wir konnten an erbeuteten Gewehren feststellen, daß sie meist aus liederlichem Material gefertigt waren. Die Läufe bestanden zum Teil sogar aus abgeschnittenen Wasserleitungsröhren, die bei den unsinnigen Pulverladungen oft zersprangen. Aus dieser Angst heraus setzten viele Schützen den Kolben nicht richtig in die Schulter ein, sondern feuerten den Schuß mit weit vorgestreckten Armen ab. Daß hierbei das Trefferprozent, vor allem wenn es sich um ein bewegliches Ziel handelt, ein sehr geringes ist, liegt auf der Hand. Dieser Umstand hat mir das Leben gerettet. Zweimal prasselte der aus dem Hinterhalt auf nächste Nähe abgegebene Schuß wirkungslos neben mir in den Busch.

Als Ende Mai im Munibezirk wieder einmal Unruhen aufstakerten und von einer drei Mann starken Postpatrouille zwei gemordet wurden, entschloß sich Herr Eltester rasch zu einer Strafexpedition in das aufständische Gebiet. Der Fall mit den Postsoldaten erforderte rascheste Sühne. Er war um so krasser, als den Leichen die Hände und Füße abgehakt waren, um verzehrt zu werden. Wie bei allen Urwaldstämmen herrschte bei den Pangwes immer noch der Kannibalismus. Wo der alles bedeckende Urwald keine Weiden für Viehherden und auch für das Wild nur spärliche Bodenäsung zuläßt, ist wenig Fleisch zu holen. Aus diesem Grunde versucht der immer fleischhungrige Mensch sich den ihm unentbehrlichen Genuß auf jede Weise zu verschaffen und vergreift sich dabei, wenn er sonst nichts findet, auch an den Artgenossen. Daß gegen diese furchtbare Unsitte von seiten der deutschen Verwaltung mit allen Mitteln vorgegangen werden mußte, war klar. Hier durfte keinerlei Milde walten, es mußte in schärfster Weise durchgegriffen werden, um den Eingeborenen im deutschen Gebiete die Lust an derartigen scheußlichen Gewohnheiten ein für allemal zu verleiden. Je stärker Herr Eltester bei diesem Strafzuge war, desto sicherer war der Erfolg und desto schärfer konnte er durchgreifen. Ich stellte mich daher gerne mit meinen Leuten zur Verfügung, so daß wir schon zwei Tage nach Ermordung der Postsoldaten mit 24 Soldaten gegen den aufständischen Stamm der

Djerks losziehen konnten. Wir beiden Europäer waren mit modernen Repetiergewehren und Browningpistolen, unsere Soldaten mit der „Jägerbüchse“, einem für den Buschkampf vollkommen genügenden Mauser-Einzellader Kaliber 11, ausgerüstet.

Ein Kriegszug in unbekanntes Gebiet gegen verhältnismäßig gut bewaffnete Gegner ist niemals eine einfache Sache, besonders nicht in einem unübersichtlichen Urwalde, in dem der ortskundige Feind alle Vorteile des Geländes auf seiner Seite hat. Er kann ausweichen wohin er will, wir aber müssen uns an die Buschpfade halten, die im Sekundärwalde so eng sind, daß nur ein Mann knapp mit der Last durchkam. Rechts und links machen hohe, dichte Dorn- und Laubwände ein Ausweichen beinahe unmöglich. Man marschiert gewissermaßen auf einem Zwangswechsel, auf dem man dem Feind in die Hände laufen muß, ob man will oder nicht. An geeigneten Plätzen liegt der Pangwe einzeln oder in kleinen Trupps dicht neben dem Buschpfade so gut versteckt im Hinterhalte, daß es unmöglich ist, ihn zu entdecken. Kommt dann die Karawane daher, so läßt der im Versteck lauende Schütze sie solange passieren, bis er ein geeignetes Ziel findet und donnert dann los. Nur der unglaublich liederlichen Schießweise der Pangwes war es zu danken, daß wir keine schwereren Verluste hatten. Eine mächtige Rauchwolke zeigte das Versteck des unsichtbaren Schützen. Stürzten dann unsere Soldaten dorthin, so kamen sie mitunter über heimtückisch gespannte Buschreben zu Fall, das Nest aber war leer. Auf den nur ihnen bekannten Wechsellern hatten sich die Pangwes rasch den Verfolgern entzogen, die Karawane überholt und wieder geladen, so daß das Spiel von neuem begonnen werden konnte. Dieser Kampf gegen einen unsichtbaren Feind geht um so mehr auf die Nerven, als die Überfälle fast immer an den Stellen erfolgten, an denen der Pfad zwischen den undurchdringlichen grünen Mauern sich so verengte, daß eine rasche gegenseitige Hilfeleistung nicht möglich war, es sei denn, daß man die dazwischen stehenden Träger überrannt hätte. Wenn man nur wenigstens einmal einen Feind zu Gesicht bekommen hätte! Der aber war so gut verdeckt, daß ihn nicht einmal die vorzüglichen Augen unserer schwarzen Soldaten erspähen konnten. Man mußte jeden Augenblick gewärtig sein, aus allernächster Nähe von einem Eisenhagel zerfleischt, oder von einem mit der Armbrust geschnellten Giftpfeil getroffen zu werden. Fürwahr kein angenehmes Gefühl,



Meine Expedition wird im Graslande mit dem Tanz der Weiber
empfangen, wobei der Häuptling sich mit dem Kopfstande belustigt



Im Dorfe Bakoho am Mambere

gegen das nur der Fatalismus hilft. Und bekamen wir wirklich einmal im Urwalde oder in den Dörfern den Feind zu Gesicht, so war auch hier die Kampfentfernung so nahe, daß die Überlegenheit unserer Waffen gegenüber den Buschgewehren mit Ausnahme der Ladegeschwindigkeit kaum in Erscheinung trat. Auch sonst machten uns die Pangwes auf unserem Zuge genug zu schaffen. Um der Expedition den Vormarsch zu erschweren und uns durch Hunger zur Umkehr zu zwingen, brannten sie die eigenen Dörfer nieder und zerstörten die anliegenden Lebensmittelpflanzungen. Sie wußten nur zu gut, daß eine so große Karawane auf den Bezug von Lebensmitteln aus den Dörfern angewiesen war.

Neben vielen schlechten Eigenschaften hat der Pangwe auch seine guten. Er ist ein tapferer Krieger und verteidigt seine Heimat bis zum äußersten. Freilich gab's auch unter ihnen Verräter, die uns gegen ein paar Fetzen Tuch die abseits der verwüsteten Dörfer versteckt gelegenen Lebensmittelpflanzungen verrieten. Sonst wäre unser Zug wohl ein Fehlschlag geworden und wir hätten umkehren müssen, ohne das uns gesteckte Ziel erreicht zu haben. Wir hatten ohnehin schon Hunger genug gelitten, es gab zwei Tage lang fast nichts mehr zu essen.

Wald und Wild

Das Schwergewicht der von mir vorzunehmenden Erkundungen lag selbstverständlich auf forstlichem Gebiete. Der Wald beherrscht im Nunibezirk alles, er erstreckt aber auch alles andere. Mit der Rentabilität der zukünftigen Waldnutzung stand und sank der wirtschaftliche Wert der Neuerwerbung. Hierüber möglichst genaue Unterlagen zu schaffen, sollte die Aufgabe der nächsten Monate sein.

Der Nuniwald ist ein Teil des ungeheueren mittelafrikanischen Regenwaldes, der sich zu beiden Seiten des Äquators zwischen dem 4. Grad nördlicher und dem 5. Grad südlicher Breite von der Westküste weit ins Innere bis nahezu an die Seenkette erstreckt. In diesem ganzen Gebiete gibt es von Natur aus nur Wald und wieder Wald, es sei denn, daß durch starke Höhenunterschiede sich Vegetationsänderungen ergeben, wie dies z. B. beim Kamerunberg der Fall ist. Der Regenwald ist klimatisch bedingt durch die großen Niederschlagsmengen. Wo diese im Jahre über 1500 mm betragen und annähernd gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt sind, ist Wald und zwar ohne Unterbrechung, ohne

Fehlstellen, wie solche irrtümlicherweise auf manchen Karten eingetragen sind. Es kann in diesen Regengebieten nur Wald sein, es ist nicht möglich, daß sich dazwischen waldloses Land von irgend welchem größeren Ausmaße befindet. Dies habe ich zu meinem Leidwesen immer wieder von neuem feststellen müssen, wenn ich gehofft hatte, daß eine auf der Karte innerhalb der Regenwaldzone ausgesparte Nichtwaldfläche auch wirklich existieren würde. Ich habe während vieler Monate auch nicht eine unbestockte Fläche angetroffen. Der ganze Munibezirk ist ein geschlossener Waldkomplex, der lediglich durch die Anlage von Dorfschaften und Eingeborenenkulturen kleine, unwesentliche Unterbrechungen erfahren hat. Aber auch diese in schwerster Arbeit freigeschlagenen und gerodeten Flächen sind räumlich auf das äußerste Maß beschränkt, da der Urwald mit seiner gewaltigen Regenerationskraft jede freie Fläche, die der Mensch nicht verteidigt, in kürzester Zeit wieder in Beschlag nehmen würde. Diesen Werdegang konnten wir des öfteren an frisch verlassenen Pflanzungen feststellen. Daß die Eingeborenen beim Nachlassen der Fruchtbarkeit des gerodeten Bodens die alten Pflanzungen nach etwa 8—10 Jahren aufgeben, um anderwärts neue anzulegen, nimmt der Wald in kürzester Zeit von den nicht mehr behüteten Flächen Besitz. Zuerst fliegen leichtsamige Holzarten an, in ihrem Schutze stellen sich die schwerfamigen ein, dazu kommen Forstunkräuter aller Art, so daß ein dichtes, undurchdringliches Pflanzengewirr entsteht, das vom Forstbotaniker in seiner weiteren Entwicklung als „Sekundärwald“ bezeichnet wird. Das ist der jeden Verkehr hemmende Urwald, wie ihn der Laie sich vorstellt. Der weitaus größte Teil des mittelafrikanischen Regenwaldes aber ist ein von Menschenhand unberührter „Primärwald“, der wohl völlig geschlossen, doch im allgemeinen in seinen Gliedern räumlich so gestellt ist, daß er dem Wanderer überall das Durchkommen ermöglicht. Auch der primäre Urwald mag im ersten Stadium seines Entstehens den Charakter des Sekundärwaldes gehabt haben, bis sich die langlebigen stärkeren Holzarten durchgesetzt hatten. Umgekehrt wird auch der Sekundärwald im Laufe der Zeit mit Unterdrückung der Forstunkräuter durch die bestandesbildenden Holzarten wieder den Charakter eines Primärwaldes annehmen.

Wenn ein deutscher Forstmann glaubt, auf Grund seiner Vorbildung den Wert eines Tropenwaldes beurteilen zu können, so irrt

er sich. Der Forstmann muß hier auch gleichzeitig Forstbotaniker sein, da die Zahl der vorkommenden stärkeren Baumarten sehr groß ist. Im mittelafrikanischen Regenwald dürfte sie mit 200 bis 300 eher zu niedrig als zu hoch bemessen sein. Eine große Artenzahl von Dikotyledonenbäumen, wie sie für den tropischen, immergrünen Regenwald charakteristisch sind, schließen sich zu gleichmäßig oder ungleichmäßig bestockten Beständen zusammen. Alle Stärke- und Altersklassen bestehen regellos nebeneinander. Riesenbäume in räumiger, wechselnder Verteilung, darunter alle Abstufungen bis herab zum Bertenholze und zur Heisterpflanze. Stammweise Mischung ist die Regel; selten findet man Stämme der gleichen Holzart horst- und gruppenweise vereinigt. Sechzig bis achtzig verschiedene Holzarten in allen Altersklassen auf dem Hektar dürfte etwa der Durchschnitt sein. Es ist ein Wirrwarr, vor dem der Neuling zunächst ratlos steht. Keine Bestände habe ich nur in den Mangrovenwäldungen entlang der Küste und bis etwa noch 5 km landeinwärts, soweit die Brackwasserzone reicht, festgestellt. — Die Wachstumsverhältnisse im Regenwalde sind im allgemeinen ganz außerordentlich. Stämme mit 100—150 cbm Festgehalt sind keine allzu große Seltenheit. Bei einzelnen Riesenbäumen, wie bei *Mimusops djave*, habe ich astreine Schaftholzmassen bis zu 60 cbm gemessen. Es sind dies Stammstärken, wie wir sie in unserem gemäßigten Klima nicht kennen und die freilich auch Höhen von 60—70 m voraussetzen. In diesen ungewöhnlichen Ausmaßen, vor allem in den gewaltigen Stärkemaßen, die von europäischen Hölzern niemals oder doch nur ganz ausnahmsweise erreicht werden, liegt mit der hohe wirtschaftliche Wert der tropischen Nußhölzer. Immer wieder stand ich staunend vor solchen Riesenstämmen, die trotz der gewaltigen Massen infolge ihrer Höhen und Astreinheit fast schlank erschienen. Das Schönste und Ebenmäßigste, was ein Wald erzeugen kann.

Um in der Einwertung der Bestände einigermaßen sicher zu gehen, habe ich eine Anzahl von Probestflächen in verschiedenen primären Urwaldbeständen aufgenommen. Der mir vom Gouvernement beigegebene schwarze Waldgehilfe Djange war auf der Forstdienststelle Johann Albrechtshöhe sehr gut ausgebildet worden. Er kannte fast alle vorkommenden Waldbäume und wußte auch im allgemeinen über ihren Nutzwert Bescheid. Allerdings konnte er die Holzarten nur in der Sprache der Bakundu, deren

Stämme er angehörte, zu benennen. Trotzdem war eine Verständigung möglich, da er von der Forstdienststelle ein Verzeichnis mitgebracht hatte, in welchem neben dem Eingeborenennamen auch der botanische Name stand. Gab mir nun Djange den Namen eines Baumes an, so suchte ich im Verzeichnis den dazugehörigen botanischen, bis sich mein Ohr auch allmählich an die Eingeborenenamen gewöhnt hatte. — Ich habe mich immer gewundert, wie rasch Djange die oft nur geringen Unterscheidungsmerkmale in der Stammform, in Blatt und Rinde erfaßte. Im Zweifelsfalle schlug er mit seinem Haumesser die Rinde an, die ihm weitere Unterscheidungsmerkmale gab. So war in dem einen oder anderen Falle der Milchsaft, den manche Hölzer in ihrer Rinde führen, für die Bestimmung ausschlaggebend. — Zum Belege für die gemachten Aufnahmen sammelte ich von allen mir wichtig erscheinenden Holzarten blühende Zweige für das Herbar. Das Herabholen der Blütenzweige aus luftiger Höhe war bei den Riesenbäumen oft nur mittels Büchse und Halbmantelgeschossen, die die Äste richtig zerreißen, möglich. Auch ein guter Schütze brauchte hierzu mitunter ein Duzend Schüsse, so daß man diese Methode nur in friedlichen Gebieten anwenden konnte. Ich habe später davon ganz Abstand nehmen müssen, da durch das viele Schießen verschiedene Urwaldsdörfer in höchste Aufregung gerieten und es in einem Falle beinahe zu kriegerischen Verwicklungen gekommen wäre. So mußte ich mich darauf beschränken nur das an Blüten zu sammeln, was meine Klettergewandten Leute selbst herabholen konnten. Außer Blüten, Blättern und Früchten sammelte ich von den anscheinend nutzholztüchtigen Holzarten, insoweit sie nicht schon im Handel bekannt waren, auch noch Holzabschnitte, um sie auf ihre technische Verwertbarkeit untersuchen zu lassen. Eine Fülle von Arbeit, die aber nur dann Wert hat, wenn sie völlig exakt durchgeführt wird. Vor allem müssen die gesammelten Stücke richtig adnumeriert und verzeichnet werden.

Waren die Probeflächen ausgesucht, abgesteckt und mit Djange und einem weiteren Gehilfen in vielstündiger Arbeit aufgenommen, wobei die Messungen, vor allem die der Höhen große Schwierigkeiten machten, so erfolgte abends im Zelte die oft noch mühseligere Zusammenstellung der Ergebnisse. Das Resultat war meist insofern wenig befriedigend, als trotz der vielen, sicherlich brauchbaren Stämme doch immer nur eine sehr geringe Zahl der

bis jetzt als marktfähig bekannten Edelhölzer darunter war. Oft waren es nur 2—3, mitunter auch nur ein Stamm, die bei der damaligen Marktlage selbst bei günstigen Bringungsverhältnissen die Fällung und Verschiffung gelohnt hätten.

Die wichtigste Holzart im neuerworbenen Gebiete schien mir bei der Häufigkeit ihres Auftretens das bekannte Okumeholz (*Aucumea Klaineana*) zu sein, das in Ostkamerun nur im Süden und auch dort nur vereinzelt vorkommt. Es hatte sich damals schon den europäischen Markt erobert und hat sich durch seine hervorragende Eignung für die Sperrplattenindustrie trotz des weiten Transportes bis heute den meisten einheimischen Holzarten wirtschaftlich überlegen gezeigt. Ferner wurde an Harthölzern das Vorkommen verschiedener Mahagoniarten der *Rhaya-* und *Entandrophragmagruppe* festgestellt, außerdem die Buscheiche (*Clorophora excelsa*), der Birnbaum (*Mimusops djave*), das Rotholz (*Pterocarpus Soyauxii*), das unter dem Namen Bongossi bekannte, besonders harte Eisenholz (*Lophira alata*), dann auch noch vereinzelt das wertvolle Ebenholz (*Diospyros*). An ausgesprochenen Weichhölzern war in erster Linie zu nennen der gewaltige Ausmaße erreichende Baumwollbaum (*Ceiba pentandra*), und der schnellwüchsige Schirmbaum (*Musanga Smithii*), der sich massenhaft auf den Schlagflächen ansiedelt. Bei seinem außerordentlich raschen Wachstum wird er wohl einmal für Zellulosefabrikation in Frage kommen. An reinen Beständen habe ich nur die Mangrove (*Rizophora mangle*) gefunden. Sie kommt, soweit das Brackwasser reicht, häufig vor und bildet zum Teil geradezu ideale Hochbestände. Bei 26—30 m Höhe zeigen die schlanken und astreinen Stämme Durchmesser von 50—80 cm in Brusthöhe.

Neben den Nuthölzern bringt das Münigebiet auch noch andere wertvolle Pflanzen hervor, an deren erster Stelle ich die Ölpalme (*Elacis guineensis*) nennen möchte, die an der ganzen Küste und noch viele Kilometer landeinwärts zahlreich vorkommt, ein sehr gutes Wachstum zeigt und vom 6. Jahre ab schon gut und viel trägt. Bei dem ausgesprochenen Mangel, den Deutschland an pflanzlichen Fetten und Ölen hat — es kann nur wenige Prozent des Bedarfes im eigenen Lande erzeugen — erschien mir gerade die Möglichkeit, durch Ölpalmenanbau in großem Stile und maschinelle Aufbereitung der Früchte den für unsere Landwirtschaft unentbehrlichen Bedarf an Kraftfutter ganz oder doch zum größten

Teile selbst zu erzeugen, von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung. Als besonders wertvolle Nutzpflanze für das Land selbst soll noch die häufig in sumpfigem Gelände vorkommende Raphiapalme (*Raphia vinifera*) erwähnt werden. Sie ist durch ihre vielseitige Verwendbarkeit für die Eingeborenen unentbehrlich geworden. Sehr groß muß ursprünglich der Bestand an Wildkautschuk gewesen sein. Er hat freilich durch jahrzehntelangen Raubbau stark gelitten, doch zeigt der Wald immer noch viel Kautschuklianen. Der Anbau von *Kickxia elastica*, vielleicht durch Unterpflanzung geeigneter Urwaldpartien, dürfte die bisherige Gummiproduktion des Bezirkes schon in einem Jahrzehnt vervielfachen. Wenn ich zum Schlusse nur noch den Kolabaum (*Cola acuminata*) und den Kopalbaum (*Canarium Schweinfurthii*) erwähne, so ist damit die Reihe der Nutzhölzer und -pflanzen noch lange nicht erschöpft. Es wird sogar manche geben, die vielleicht noch wertvoller sind als die angeführten.

Wie überall auf der Welt, so ist auch in den Tropen der Wert des Waldes abhängig von der Möglichkeit, den gefällten Stamm so billig zu seinem Verbrauchsorte zu verbringen, daß noch ein wirtschaftlicher Nutzen verbleibt. Ist dies nicht möglich, so hilft auch der beste Wald nichts. Es sind demnach bei Einwertungen von Waldungen die Gesehungskosten für den Kubikmeter Holz bis zur Abnahmestelle weitgehend einzukalkulieren. Gilt dies schon für unsere einheimischen Waldungen, für die genügend Erfahrungszahlen zur Verfügung stehen, so in noch viel höherem Maße für die überseeischen, bei denen wir mit zum Teil unbekanntem oder doch unsicheren Faktoren rechnen müssen. Außerdem kommen hier meist noch die hohen Kosten für den Seetransport hinzu, die allein schon schärfste Nutzholzauslese im Walde und genaue Kenntnis des Weltholzmarktes verlangen. Es müssen also bei einem Tropenwald Holzqualität, Bringungs- und Verschiffungsverhältnisse besonders günstig sein, sonst lohnt er die Aufschließung nicht. — Im Muniwald waren alle diese für die Rentabilität einer Waldnutzung grundlegenden Forderungen in kaum mehr zu übertreffender Weise gegeben. Der Urwald war dort mit Ausnahme der flußnahen Teile noch unberührt und barg gewaltige Mengen wertvoller Hölzer. Auch waren die Bringungs- und Transportverhältnisse im allgemeinen gut, da das ganze Gebiet von einer großen Zahl trift- und floßbarer, zum Teil noch im Flußgebiet gelegener Gewässer durchzogen ist. Außerdem hat das Waldgebiet mehrere sehr gute Anlegeplätze, die für 8000 bis 10 000 tonnige

Schiffe vollkommen genügen, so daß das Tor zum Welthandel offen steht. Es wird nicht viele so günstig gelegene Urwaldgebiete geben, wie den Munitwald. Wir hatten damit ein Gebiet in der Hand, das richtig erschlossen, einen Teil der bisherigen Holzeinfuhr Deutschlands ersparen konnte. Vor allem an hochwertigen Möbelhölzern, deren restlose Erzeugung im deutschen Walde nicht möglich ist. Darüber hinaus konnte noch auf dem Weltholzmarkte viel Geld verdient werden. Die Einnahmen aus dem Munitbezirk würden sich mit fortschreitender Industrialisierung des Waldes von Jahr zu Jahr heben, der Waldwert aber trotz aller Eingriffe nicht verringern, sondern künftig mehren, da die Wiederbestockung sich ausschließlich auf nußholtüchtige Holzarten erstrecken würde. Die systematische Überführung des vielgliedrigen Urwaldes in einen an Arten ärmeren, aber an Qualität reicheren Wirtschaftswald mußte mit der Nußung Hand in Hand gehen und das letzte Ziel der Waldwirtschaft sein. —

Um zu diesen in wenigen Sätzen niedergelegten Schlussfolgerungen zu kommen, bedurfte es freilich einer monatelangen, mühseligen Kleinarbeit, in der Stein auf Stein zusammengetragen werden mußte. Von früh bis abend in Sumpf und Wasser marschieren oder tagelang im Kanu in den stückigen Krick's herumfahren, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, zumal nicht in dem ungesunden Treibhausklima des Waldinnern. Saß man dann hundemüde von der Tagesarbeit abends im Zelte, dann hieß es erst recht wieder arbeiten, um die Ergebnisse beim spärlichen Schein der Buschlampe schriftlich niederzulegen und nach Möglichkeit auszuwerten. Gar oft fielen mir dabei die Augen zu und der Schreibstift aus der Hand, bis der Boy kam, das Lager zu richten. Dabei keine Ansprache, keine Abwechslung, kein Vergnügen. Wie oft habe ich in diesen Monaten meinen blöden Wandertrieb und den dummen Ehrgeiz verflucht, die mich das geruhsame Leben, das ein kgl. bayerischer Forstmeister ohne Vernachlässigung seines Dienstes führen konnte, mit dem freudelosen, Nerven und Kräfte verzehrenden Urwaldleben vertauschen ließen. —

Wald, Wald und wieder Wald war die Losung wochen- und monatelang. Man sah bestenfalls auf einen Büchschuß weit, mitunter aber auch nur auf wenige Schritte. Überall grüne Mauern, wohin man blickte, und nur ab und zu war das Kronendach ein wenig weiter unterbrochen, so daß man wenigstens ein Stück Himmel sehen konnte. Die in den Wald geschlagenen Dorfschafren und

Pflanzungen waren die einzigen waldfreien Stellen, aber auch ihre Ausdehnung ging an keiner Stelle über einige Hundert Meter hinaus, da die Eingeborenen begreiflicherweise keinen Fuß breit mehr rodeten, als sie für ihre Zwecke unbedingt brauchten. Sie geizten mit jedem Quadratmeter, denn die zu leistenden Fällungs- und Rodungsarbeiten waren bei den primitiven Werkzeugen — Baumsägen kannte man nicht — ein hartes Stück Arbeit. Dazu kam, daß die nach kurzer Zeit an den Rändern wieder vordringende Waldvegetation ununterbrochen neue Abwehrmaßnahmen verlangte. Je größer die Fläche, desto schwerer war der Kampf gegen den Wald, der das ihm Entrissene mit Macht zurückerobern wollte. Nie ist mir der Kampf der alten Germanen gegen den Wald als Kulturhindernis klarer geworden als hier im mittelafrikanischen Regenwalde. Nur haben es hier die Eingeborenen noch viel schlechter, nicht nur weil die Regenerationskraft des Tropenwaldes eine weit größere ist als die des herzynischen Waldes war, sondern weil der Regenwald zu keiner Zeit im Jahre brennt, während unsere Vorfahren in den Nadelholzwäldern wenigstens das Feuer zu Hilfe nehmen konnten.

Hatte ich mich zuerst auf den gewaltigsten Wald, den die Erde trägt, gestreut und die Zeit ersehnt, in der ich dieses Wunder der Natur näher kennen lernen sollte, so habe ich ihn nach wenigen Monaten schon aus ganzem Herzen verwünscht. Nur ein Gedanke beseeelte mich noch, daß dieses grüne Gefängnis endlich ein Ende nehmen möchte und der Blick wieder frei über weite Steppen und Berge gleiten könnte. — Man glaubt nicht, wie das ewige Einerlei der Umgebung allmählich erschlaffend wirkt, vor allem, wenn das Auge nur mehr e i n e Einstellung und zwar die auf die Nähe kennt! Und richtete man den Blick nach oben, so sah man weder den Himmel in dem tiefen Blau des Südens, noch der Sonne blendenden Glanz. Über dem unermesslichen Urwaldmeere lag eine dichte Verdunstungsschicht, die selbst die Sonne trübte und sie ohne strahlenden Glanz als zwar glühend heiße, aber nur fahlgelbe matte Scheibe erscheinen ließ! So fehlte bei den photographischen Aufnahmen im Innern des Urwaldes neben jeder weiteren Sicht auch noch der so nötige Kontrast zwischen Licht und Schatten. Nur auf den wenigen freien Plätzen in oder um die Dorfschaften war die Beleuchtung einigermaßen entsprechend.

Nur einmal sich wieder an einem Fernblick satt sehen zu können,

das war das immer stärker werdende Verlangen! Von Woche zu Woche und schließlich von Monat zu Monat hoffte ich umsonst. Allmählich verließ mich der gewohnte Frohsinn, die Stimmung wurde trüber und trüber. „Waldkrank“ bezeichnete ich im Tagebuch diesen Zustand und waldkrank war ich auch wirklich geworden. Ich verwünschte den Tag, an dem ich in diesem Baummeere untergetaucht war und schwur, mich nie wieder auf solch ein Unternehmen einzulassen! Und doch hatte ich mich ein Jahr darauf in Europa schon wieder mit neuen Urwaldaufgaben vertraut gemacht und wäre auch sicher wieder in den Regenwald gegangen, wenn der Krieg nicht gekommen wäre.

Monate waren vergangen, der deutsche Munibezirk und auch Spanisch-Guinea lagen schon längst hinter mir, als ich endlich einmal wieder weitauschauen konnte. War das ein Hochgenuß! Unvergesslich ist mir der Tag geblieben, an dem ich in Mimbul, einem vorgeschobenen Offiziersposten des ebenfalls neuerworbenen Djembezirktes, endlich einen freien Platz mit Fernsicht fand. Dicht hinter dem 860 m hoch gelegenen Postenhaus erhebt sich ein kleiner vulkanischer Felsenkegel, von dessen freigeschlagener Kuppe man herrlichsten Ausblick auf den unendlichen Urwald hat. So weit das Auge reicht ist Wald und wieder Wald. Ein dichtgeschlossenes blaugrünes Blätterdach, aus dem in bemessenen Abständen die weitausladenden Kronen der Riesenbäume herausragen. Dazwischen wieder regellos über die weite Fläche verteilt kleine dichtbewaldete Eruptivkegel, die in dem Waldmeere wie steilrandige grüne Inseln erschienen. Ich konnte mich nicht satt sehen an diesem einzigartigen Bild, und die im Wald müd gewordenen Augen erholten sich an den unendlichen Weiten. Als ich mein Zeißglas hervorhole und dadurch die Fernsicht noch erheblich erweitern, immer dasselbe Bild: Wald, Wald und Wald, ohne Fehlstellen, ohne Matten, auch ohne Wasser, da die vielen meist schmalen Wasserläufe vom Kronendach verschlungen wurden. Ein einzigartiges Bild, das auf mich einen ganz überwältigenden Eindruck machte. Nie hatte ich etwas Ähnliches gesehen und dieser Anblick hat mich für manch trübe Stunde im Urwalde entschädigt.

Am anderen Tage war ich bei Zeiten schon wieder oben und zwar diesmal mit meinen Apparaten. Mit drei Kameras, mit Film und Trockenplatten und schließlich mit Farbenplatten arbeitete ich und machte Aufnahmen nach allen Himmelsrichtungen

hin. Eine so schöne Gelegenheit kam so leicht nicht wieder. Um ganz sicher zu gehen, daß diese Aufnahmen auch gut gelungen seien, wollte ich in der kommenden Nacht einige Stichproben entwickeln. Ein kleiner Raum im Postenhause wurde mit Zeltplanen und Tüchern nach Möglichkeit abgedichtet. Als dann die Nacht kam, arbeitete ich fast zwei Stunden in diesem dumpfen, heißen, stickigen Loche, so daß ich bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte. Wer nie unter ähnlichen Umständen entwickelt hat, kennt die Schwierigkeiten nicht, die zu überwinden sind, um in den Tropen eine Platte gut herauszubringen. Vor allem, wenn es sich um Farbenplatten handelt, deren Schicht gegen zu warmes Wasser äußerst empfindlich ist. Wie glücklich war ich demnach, als es mir gelungen war, sogar zwei Farbenplatten, für die man in der damaligen Zeit besonders viel übrig hatte, leidlich herauszubringen! Einen kostbaren Schatz hätte ich auf dem Marsche nicht sorgfältiger behandeln können, als diese Platten. Und als sich in Afrika Kamerun die erste Gelegenheit bot, einen Teil der Sammlungen in zwei Kisten nach Duala zu senden, da waren auch alle diese Urwaldaufnahmen darunter. Sie sind nie wieder zum Vorschein gekommen. Gottlob sind diese beiden Kisten der einzige Gepäckverlust geblieben, der die Expedition getroffen hat. Ich habe ihn aber um so schwerer empfunden, als damit auch meine ganze Ausbeute aus Spanisch-Guinea, die viel Interessantes barg, mit verloren ging.

Neben der forstlichen Seite hatte mich vor allem auch die Tierwelt des Urwaldes, in erster Linie seine jagdbaren Tiere interessiert. Wie alle großen tropischen Waldgebiete, deren geschlossenes Kronendach kaum irgendwo nennenswerte Bodenvegetation aufkommen läßt, und denen mangels waldfreier Stellen größere Grasflächen fehlen, ist auch der Munitwald außerordentlich arm an Wild. Nur Elefanten, die nicht auf Bodenäsung angewiesen sind, traf man noch in ziemlicher Anzahl an. Allerdings mehr als Wechselwild, das bald aus dem spanischen Gebiet im Norden, bald aus Französisch-Gabun zuzog. Trotz der jahrzehntelangen, rücksichtslosen Verfolgung durch gewerbsmäßige Elfenbeinjäger war damals der Bestand an Elefanten im mittelafrikanischen Regenwald noch recht bedeutend, wenn auch ihr Standort bei der großen Wanderlust meist unsicher war. Heute waren sie an dem einen Platz, morgen standen sie vielleicht schon wieder fünfzig und mehr Kilometer weiter. Entfernungen spielen für diese Riesentiere keine Rolle, sie

legen bei ihrem mächtig fördernden Gang in unglaublich kurzer Zeit große Strecken zurück. Mit Vorliebe suchen die Elefanten im Urwalde das verlassene Farmgelände auf, das ihnen besonders zusagende und abwechslungsreiche Nahrung zu bieten scheint. Sie scheuen sich aber auch durchaus nicht, den frisch bestellten Pflanzungen der Eingeborenen in nächster Nähe der Dörfer ab und zu einen Besuch abzustatten. Man kann sich kaum ein schlimmeres Bild der Verwüstung vorstellen, als es die von einer Elefantenherde frisch besuchten Farmen der Eingeborenen boten. Frühmorgens aber, wenn der Tag graute, waren die Übeltäter längst verschwunden und spotteten jeder Verfolgung. Wiederholt hatte ich versucht, die noch förmlich warmen Fährten aufzunehmen, den Elefanten zu folgen und vielleicht doch noch zu Schuß zu kommen. Ich hatte aber weder mit dem gewaltigen Marschtempo der ziehenden Elefanten, noch mit ihrer Vorsicht und dem unvergleichlichen Witterungsvermögen dieser ausgesprochenen Nasentiere gerechnet. Vierzehn und mehr Stunden am Tage war ich unter schwierigsten Geländebedingungen hinter den Elefanten hergewesen, um abends dann völlig erschöpft nur wieder von neuem feststellen zu müssen, daß meine Pürschkunst hier nicht genügte. Ein Windhauch im Nacken und die nach stundenlanger Verfolgung endlich wieder festgemachten Riesen waren aufs Neue verschwunden. — Nach vielen Mißerfolgen sollte es endlich doch glücken. Der 1. Mai 1913 ist ein großer Tag in meinem Jägerleben geblieben, hat er mir doch den ersten und einzigen Elefanten beschert. Unvergeßlich ist mir der Anblick geblieben, als der mächtige Bulle, der ein wenig abseits einer kleinen Herde äste und sich umgeben von seinen Kühen vollkommen sicher fühlte, in der Richtung auf mich zuzog. Mit schlenkerndem Rüssel und gesenktem Haupte kam er näher und näher. Um bessere Aussicht zu haben, schwang ich mich rasch auf einen erhöhten Wurzelansatz und suchte mit Kinn und Korn die tödliche Stelle. Auf 16 m setzte ich ihm die schwere Expresskugel auf das Haupt, knapp über dem Rüsselansatz. Blitzartig brach der Koloss in der Fährte zusammen. Schade nur, daß mich der starke Stoß der Büchse ebenso schnell von dem unsicheren Standort warf. So kam ich um das schönste Schußzeichen in meinem Jägerleben. Bis ich nach dem schweren Sturz auf den Rücken meine Knochen und Sinne wieder beisammen hatte, war der Elefant schon längst verendet. Auf seinem mächtigen Haupte aber saß wie zum Hohn ein kleines Knäb-

lein. Lachend bohrte es sein winziges Fingerlein in das Kugelloch, aus dem der rote Blutstrom quoll. Es war das Enkelkind des alten Buschmanns, der mich auf den Elefanten geführt hatte. Furchtlos war der Kleine an der Hand des Großvaters mitgestapft, und als der Bulle lag, auf dessen mächtiges Haupt geklettert. Der Riese und das Zwerglein! Ich werde dieses einzigartige Bild nie vergessen.

Groß war der Jubel meiner Leute, als die Kunde meines Jagderfolges ins Lager drang. Gab es doch nun wieder Fleisch in Überfluß! Sein schrankenloser Genuß bedeutet für die Schwarzen überall, besonders aber im Urwalde, den Inbegriff des Glückes. Die Soldaten aber waren diesmal noch ganz besonders stolz auf ihren Herrn, nicht nur weil er allein einen Elefanten geschossen, sondern weil er dies mit einem einzigen Schuß vollbracht: „Ein Schuß, ein Elefant. Der Herr ist ein großer Jäger.“ Die Soldaten sagten es voll Stolz, die Weiber plapperten es nach und die Träger prahlten damit, wo immer sie Eingeborene trafen. Hundertmal mußte ich es hören, und schließlich glaubte ich selbst, daß ich ein großer Elefantenjäger sei. Ich wurde immer mehr eingebildet auf den so leicht geglückten Schuß und nahm mir vor, auch beim nächsten Male nur auf das Kleinhirn zu zielen und den Schuß auf das Blatt, der, wenn auch tödlich, bis zu seiner letzten Auswirkung immerhin einige Zeit braucht, möglichst zu vermeiden. Meinen so mühe-los erworbenen Ruhm wollte ich nicht verwässern! Doch Hochmut kommt vor dem Fall. Diese alte Wahrheit mußte ich sehr bald erfahren. Sie kostete mich nicht lange darauf einen noch stärkeren Bullen. — Auch er stand bei einer Herde und auch er zog zuerst in der Richtung auf mich zu. Dann aber bog er seitwärts ab und bot mir, stehenbleibend, die Breitseite. Statt ihm nun auf 40 Schritte die Kugel auf das Blatt zu setzen und ihn damit sicher, wenn auch nicht sofort zur Strecke zu bringen, faßte mich die Prahlsucht und ich zielte hinter das Ohr. Auch von dort erreicht die Kugel, wenn sie richtig angetragen ist, ebenso wie beim Schuß auf den Rüsselansatz, das Gehirn und wirft den Elefanten blißartig zusammen. Bei dem steten Auf- und Abklappen der riesigen Ohren werde ich unsicher. Der Schuß kracht, ich sehe bei der großen Nähe die Kugel förmlich hineinpreschen. Warum stürzt er nicht? Der Elefant bricht nicht zusammen, im Gegenteil er steigt wie ein Zirkuspferd in die Höhe, wendet sich blißschnell und ist im nächsten Augenblick verschwunden. Die Schwarzen jubeln und

glauben, daß der Elefant sicher falle, ich aber weiß, daß, wenn er bei diesem Schuß nicht sofort liegt, nichts mehr zu hoffen ist. Die Kugel sitzt falsch. Vielleicht eine Handbreit zu weit vorne. Dann trifft sie nur die gewaltigen Knochenwülste. Ein starker Schlag auf den Kopf mit ein wenig Schädelbrummen darnach, sonst aber bedeutet für den Elefanten ein solcher Schuß nichts. —

Nicht immer war mein Zusammentreffen mit Elefanten im Urwalde so harmlos. Ich habe auch schlimme Augenblicke erlebt, an die ich heute noch mit Grauen denke. — Bei forstlichen Aufnahmen in einem besonders typischen Urwaldteile war es, als wir auf einmal von ferne dumpfes Brechen hören. Sollten es Elefanten sein? Während wir aufhorchen, wieder ein mächtiges Krachen, fast wie ein Schuß, nicht allzuweit von uns. „Elefant“ raunt Motunde mir zu und schon stürmt er mit meiner schweren Büchse auf der Schulter dahin. Ich mit den zwei Eingeborenen hinterdrein. Bald sind wir dort, wo der Elefant noch vor wenigen Minuten gestanden hatte. Welch gewaltiger Bursche mußte dies gewesen sein? Das zeigte nicht nur die auffallend starke Fährte, sondern auch die Art, wie er sich benahm. Hatte er doch einen völlig gesunden Stamm, der über dem Wurzelansatz 30 cm Durchmesser hatte, glatt abgedreht und weiter oben nochmals gebrochen, um besser zum Laub kommen zu können. Tierische Kräfte in der Höchstleistung! Wir suchen die nächste Umgebung ab. Immer nur der gleiche Elefant. Kein Zweifel, es ist ein besonders starker, alter Einzelgänger. Und wie hat er hier gehaust! Mit den Zähnen hat er die Rinde der Bäume bis auf 3 m Höhe aufgeschlitzt, sie dann mit dem Rüssel erfaßt und bis hoch hinauf losgerissen, um sie als besonderen Leckerbissen zu verzehren. In Höhen von 4—5 m sieht an vielen Stellen die Rinde wie abgenagt aus, wie wenn der Riese daran geschmuppert hätte. Lange mußte er hier gestanden haben, bis der Wind uns verriet. Dann hatte er sich auf seinen weichen Sohlen fast lautlos weggestohlen. Er weiß, daß er jetzt im Menschen einen Gegner zu fürchten hat, der ihm in seiner Jugendzeit nichts bedeutet hatte. Damals wäre er niemals ausgewichen, im Gegenteil, er hätte die schlecht bewaffneten Menschen ohne weiteres angegriffen. Heute weiß er, daß auch seine Riesenträfte gegen die neuzeitlichen Waffen versagen. Mit richtigem Instinkt hat jegliches Wild die steigende Gefährdung durch den Menschen erkannt und seine Abwehr darauf eingestellt. Voraus der Elefant. Gehört er doch nicht nur zu

den intelligentesten Tieren, sondern — wenn er manubar geworden ist und gutes Elfenbein trägt — auch zu den am meisten verfolgten. Er weiß genau, daß der Mensch von heute ein ganz anderer Gegner geworden ist, als der, den er als Jungelefant kaum beachtet hatte. Er weiß, daß seine heutigen Verfolger ihm schon von weitem den Tod in den Leib schleudern können, und daß nur der Schuß der Nacht oder der dichte Busch ihn vor den tödlichen Geschossen retten können. Der Riese ist feige geworden und flieht, wo er fliehen kann. Nur der alte, starke Einzelgänger macht darin eine Ausnahme und die Elefantenmutter, die um ihr Kleines sorgt. Sie greifen noch an und wehe dem Jäger, der sich überraschen läßt.

Wir wissen also bei unserem Einzelgänger, wie wir daran sind. Aber auch er weiß, um was es sich handelt. Als er mit hoherhobenem Rüssel den verdächtigen Luftzug aufgenommen hatte, ging's auch schon dahin, so leise als möglich, der schützenden Dichtung entgegen. Im weitaussichtigen Hochwalde wäre er den Kugeln des anpürschenden Jägers schutzlos preisgegeben gewesen, ohne daß er den versteckten Feind vielleicht auch nur zu Gesicht bekommen hätte, hier in seiner grünen Festung war er Meister. Hier nützte die weittragende Büchse nichts, hier mußte der Kampf auf nächste Entfernung ausgefochten werden, und in diesem Kampfe lag letzten Endes das Schwergewicht immer noch in der rohen Kraft. So etwa mag der Riese gedacht haben, als er sich in das Pflanzengewirr des sekundären Waldes einschob, dessen Blätterwände sich hinter ihm schlossen. Gut versteckt wollte er die Zwerglein erwarten und bevor sie sich zur Wehr setzen konnten, überfallen, in die Luft schleudern, zertrampeln oder mit den mächtigen Zähnen durchstoßen. Heimtückisch und still wartet er. Auffallend, wie leise sich ein so ungeheuer schweres Tier im Walde fortzubewegen versteht, wenn es den Verfolger auf den Fersen weiß, und wie schwach die Eindrücke der weichen Sohlen im Waldboden sind, obwohl solches Riesengewicht darauf lastet. Kein Brechen der Äste, kein Rauschen des Laubes hatte uns verraten, wohin der Elefant gezogen, die Fährte allein konnte es uns sagen. Und die war auf dem harten Grunde mitunter so schwer zu halten, daß Motunde verschiedentlich zu Boden mußte, sie wieder zu finden. Sie führt aus dem räumig gestellten Hochwalde in immer dichter werdenden Sekundärwald und mündet in verlassenes Farmland, das, von tausendfachem Jungwuchs bestockt, ein schier undurchdringliches Dickicht bildet. Was wir ge-

fürchtet war geschehen, der Elefant war in seine uneinnehmbare Festung entkommen, ihn hier weiter zu verfolgen, wäre Selbstmord gewesen. So hätte jeder vernünftige und einigermaßen erfahrene Jäger denken und sich sagen müssen, daß es ganz unmöglich sei, unbemerkt an den heimtückisch lauernnden Elefanten heranzukommen und ihn mit einem tödlichen Schuß zu strecken, ohne vorher selbst zertrampelt zu werden. Ich aber hatte in meiner unsinnigen Jagdleidenschaft jegliches Denkvermögen und jede Vernunft verloren und hatte nur die eine Angst, es könnte mir der Kapitale entkommen. Vergessen waren alle Warnungen meines Freundes und afrikanischen Vorbildes, Paul Niedick, der selbst einmal beinahe unter dem Angriff eines alten Elefanten sein Leben gelassen hatte. Was hatte es geholfen, daß er mir den Einzelgänger unter den Elefanten als das gefährlichste Wild der Welt bezeichnet hatte, dem man lieber aus dem Wege gehen sollte, wenn das Schussfeld nicht alle Vorteile bot. An nichts dachte ich in diesen Augenblicken mehr als an das Eine: Wie komme ich auf den Elefanten zu Schuß? Wo steht er, auf daß ich ihm die Kugel geben kann? —

Angestrengt lauschen wir, ob nicht das „Klappen“ der mächtigen Ohren oder das „Krollern“ im Leibe des Riesen oder sonst eine Bewegung uns den Standort des Gesuchten verrät. Nichts ist zu hören und zu sehen. Der in seinem Leben schon so oft verfolgte Bulle weiß nur zu genau, um was es geht. Er weiß den Todfeind auf seiner Spur und lauert heimtückisch auf den nahenden Menschen. Keine Bewegung, kein Geräusch darf ihn vorzeitig verraten. Was aber tue ich? Das Wahnsinnigste, was man überhaupt tun kann. Ohne zu überlegen, daß ich im dichten Busche nur im letzten Augenblick und immer nur auf höchstens einige Schritte Entfernung den Elefanten zu Gesicht bekommen werde und er mich überrannt haben wird, bevor ich überhaupt schießen kann, folge ich mit meinen zwei Begleitern der breit ausgetretenen Fährte. Vor mir kriecht der Buschmann, er trägt in der einen Hand den Tropenhelm, den mir das Astwerk vom Kopfe gestreift, dann folge ich halbgebückt mit der schußbereiten Büchse, dicht hinter mir der treue Motunde mit seinem Haumesser. Er wollte seinen Herrn auch in dieser kritischen Lage nicht verlassen.

Es kam, was kommen mußte. Mit einem schrillen, wütenden Schrei bricht der Koloss, als wir ihm auf vielleicht zwanzig Meter herangekommen waren, auf uns los. Armdicke Stangen

brechen wie Bündhölzer, der Boden dröhnt, Schlamm und Erde spritzen, die Hölle ist los und nichts zu sehen! Blißartig ist der Buschmann vor mir verschwunden und auch ich reiße aus, so schnell ich es vermag. Wild stürme ich hinter dem flüchtenden, mir verzweifelt zurufenden Motunde her und werfe mich abseits vom Wechsel zu Boden. Und doch wäre alles vergebliche Mühe gewesen, wenn der Elefant den Angriff bis zum Letzten durchgeführt hätte. Daß er im letzten Augenblicke noch stoppte und uns nicht zertrampelt oder in die Luft geschleudert hat, ist mir heute noch unerklärlich. Vielleicht hatte auch der Elefant „Nerven bekommen“. Und nochmals versuche ich das wahnsinnige Spiel und nochmals treibt uns der Riese in eiligste Flucht, ohne daß ich auch nur eine Handbreit der grauen Masse zu Gesicht bekommen hätte. Dann erst gab ich es endgültig auf. Die ausgestandene Angst war Herr geworden über meine unbändige Jagdleidenschaft, und als ich damit auch mein Denkövermögen allmählich wieder zurückerlangte, wurde mir die völlige Aussichtslosigkeit meines Beginns und der sträfliche Leichtsinns klar, mit dem ich sinn- und zwecklos das Leben von Menschen aufs Spiel gesetzt hatte. In schweren Träumen verfolgte mich noch in so mancher Nacht der Elefant von damals, ein Beweis, wie nahe mir dieses Erlebnis gegangen. —

Auch die Elefantenmütter können, wenn ihr Junges noch klein ist und der Mutter bedarf, recht gefährlich werden. Sie greifen ohne weiteres an, wenn sie es in Gefahr glauben. Ich habe auch in dieser Hinsicht einmal eine harte Nervenprobe zu bestehen gehabt. Mit gutem Schussfeld hatte ich mich eines Abends mit meinem braven Motunde etwas abseits von einem gut begangenen Elefantenwechsel, der von einer verlassenem Farm in den Urwald zurückführte, angesetzt. Von weitem hören wir schon die Elefanten brechen und krachen, sie schlendern sorglos auf dem Wechsel daher. Die Eingeborenen hatten von einem starken Bullen erzählt, der heute morgen mit der Herde gezogen sei. Den wollte ich erwarten und war bereit, ihn gebührend zu empfangen. Da kommt ein kleines niedliches Elefantenkälbchen daher. Es hat den Wechsel verlassen und hält gerade auf uns zu. Sonst sicher ein allerliebster Anblick, heute aber in dieser Lage alles andere als erwünscht. Wenn die Mutter kommt und uns wahrnimmt, was dann? Wie ein herziges, unartiges Kind benimmt sich der wohl erst ein paar Wochen alte Rüsselträger. Zum Greifen nahe spielt er um uns herum und



Im Schlafkrankheitslager Kumbe



Die Schlafkrankheitskommission in Neukamerun
bei der Arbeit

weiß nicht, was er aus uns machen soll. Da kommt auch schon die riesige Mutter auf dem Wechsel daher. Wenn sie uns so in aller-nächster Nähe ihres Lieblings entdeckt, sind wir in höchster Gefahr. Ich presse mich an den abgestorbenen Stamm, der uns als Deckung dient und halte den Atem an. Mit starren, nur halbgeöffneten Augen verfolge ich die Alte, die näher und näher kommt und ahnungslos vorüberzieht. Auch Notunde hinter mir ist wie zu einer Säule erstarrt. Doch was höre ich?, ist dies nicht Zähneklappern? Notunde ist's, die Angst hat den braven, sonst so mutigen Burschen gepackt. Er hatte die Gefahr wohl besser erkannt als ich selbst. Als dann die Elefanten endgültig am Waldrande verschwunden waren, da löste sich der Bann. Erleichtert atmeten wir auf und nun begann auch ich zu merken, wie sehr das Herz mir schlug. —

Neben der Jagd auf den Elefanten gehört auch die auf den Gorilla zu den aufregendsten Jagden im Urwalde. Was das Gefahrenmoment betrifft, so läßt sie sich freilich mit der Jagd auf Elefanten nicht vergleichen. Einen angreifenden Gorilla kann ein kaltblütiger, mit guter Büchse ausgerüsteter Schütze sich immer vom Leibe halten, einen auf kurze Entfernung angreifenden Elefanten aber nicht. Der stürmt erhobenen Hauptes daher und auch die sicherste Kugel vermag bei der Stellung des Hauptes nicht das Gehirn zu treffen und ihn niederzuwerfen, bevor er den Schützen erreicht hat. Die in solchen Augenblicken allein mögliche Kugel auf den Stich wird aber auch bei schwerstem Kaliber für die nächsten entscheidenden Sekunden seinen Angriff nicht hemmen. Ganz anders beim Gorilla, der vor dem Angriff sich hoch aufrichtet und dabei unschwer tödlich zu treffen ist und außer Kampf gesetzt werden kann. Und trotzdem wird der „Ngi“ von den Eingeborenen fast noch mehr gefürchtet als der Elefant. Sie erzählten Schauermärchen von seiner Wildheit, Kraft und Angriffslust. Er ist in ihren Augen der Menschentöter, Frauen- und Kinderräuber und der Waldteufel in eigener Person. Die Kraft des Ngi sei so groß, daß er mit seinen starken Armen die auf ihn abgegebenen Geschosse wieder zurückschlagen könne, die Gewehrläufe würde er mit seinem gewaltigen Gebiß zerkauen wie Schilfstengel, und beim Angriff würde der Gorilla ein so fürchterliches Gebrüll erheben, daß niemand mehr ernstlich Widerstand leisten könne. So und ähnlich schilderten die Eingeborenen an der Küste des Muni wie an den Ufern des Sanga

den Gorilla, und die Angst davor war überall die gleiche. Selbst der tapfere Motunde zeigte keine Lust, mit auf den Ngi zu gehen, und auch der sonst so großsprecherische Leibsoldat Johnny wurde ganz klein, wenn er auf die Gorillajagd mitkommen sollte.

Nach all dem, was ich gehört, war mein Wunsch, einen alten Gorilla zu erlegen und diese seltene Beute auch gut konserviert mit in die Heimat zu bringen, um so größer geworden. Wo immer wir im Urwalde waren, zog ich Erkundungen über den Ngi ein. Er war schon recht selten geworden und nur ab und zu konnte sein Vorkommen festgestellt werden. Alle Mühe, die ich mir gab, ihn aufzufinden, war umsonst geblieben, wir fanden wohl noch seine Spuren, der Gorilla aber war längst verschwunden. —

Erst ganz am Ende meiner Expedition, nördlich von Nola, sollte ich noch auf nächste Nähe an einen Gorilla herankommen, ohne ihn freilich sehen und erlegen zu können. Von den Eingeborenen war ein starker Ngi in einem verlassenen, größeren Farmland bestätigt worden. Rasch entschlossen brach ich mit einem kleinen Jagdtrupp auf. Diesmal mußte es wohl glücken, war doch der Gorilla seit gestern zweimal dort gesehen worden. So sicher schien uns die Sache zu sein, daß ich gleich Alaun und Salz mitnehmen ließ, auf daß die wertvolle Haut ja nicht verdürbe! —

Als wir das verlassene Farmland erreicht hatten, pürschte ich mit einem Eingeborenen voraus. Meine Leute sollten in größerem Abstände folgen, um nicht zu stören. Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, die unbegreifliche Angst vor dem bösen Ngi hatte ihre Herzen schwach gemacht. Zwei Stunden schon suchen wir vergeblich. Immer nur alte Spuren. Endlich eine frische Fährte. Sie führt in eine Dichtung mit hohen, schilfartigen Pflanzen. Es ist das häufig vorkommende *Aframomum*, dessen rote saftige Früchte vom Gorilla besonders gern genommen werden. Und schon finden wir Reste der vom Ngi ausgefogenen und wieder ausgespuckten Früchte sowie zerkaute, weggeworfene Pflanzenstengel. Die Art des Fraßes hat so viel Menschliches an sich und so wenig vom Wild, daß ich ein eigenartiges Gefühl nicht mehr los werde, das sich noch stärker bemerkbar macht, als wir zwischen den starken Wurzeln eines Baumes ein aus Schilf und Gras zurechtgerichtetes Lager finden. Nach Menschenart mag hier der Gorilla, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, gefressen haben.

Die frische Losung neben dem Wechsel ist, wie der Buschmann

mit dem nackten Fuße feststellt, noch warm. Der Gorilla muß ganz in der Nähe sein. Mit größter Vorsicht geht es weiter, wir bleiben immer wieder stehen und lauschen angestrengt, ob wir ihn nicht hören können. Da tönt auch schon ein behagliches Brummen zu uns herüber, bald da, bald dort. Der Gorilla sucht nach Früchten. Mit äußerster Vorsicht pürschen wir immer näher heran und schon hören wir das Schmaßen und Spucken des fruchtverzehrenden Ngi. Er hat noch keine Ahnung von unserer Nähe und der Wind steht gut. Nun gilt's. Ich will versuchen, noch ein paar Schritte vorwärts zu machen, um besseres Schussfeld zu haben. Dort will ich solange warten, bis sich der Gorilla einmal zeigt. Der Eingeborene ist zurückgeblieben, er traut der Sache nicht mehr. Ich bin allein und kniee nieder, die gespannte Büchse halb im Anschlag. Nun mag der Teufel kommen, an mir soll's nicht fehlen.

Minute um Minute verrinnt, die Kniee schmerzen, die Arme werden fast steif, doch der Gorilla kommt nicht. Das behagliche Brummen und Schmaßen zeigt, daß er noch fest bei der Mahlzeit ist oder nach Früchten sucht. Auf einmal wird es vor mir still, der Gorilla muß mich bemerkt haben und überlegt, was er tun soll. Wenn's wahr ist, was die Eingeborenen behaupten, daß der Gorilla immer und überall, wenn der Mensch ihm zu nahe kommt, angreift, so müssen die nächsten Augenblicke die Entscheidung bringen. Ich war völlig ruhig und meines Schusses sicher. Wenn er nur endlich käme! Da bewegt sich auf etwa dreißig Schritte vor mir im Busch die Krone eines halbhohen Baumes. Das kann nur der Gorilla sein! Stärker und stärker werden die Bewegungen, dann ein Krach, ein Wutgebrüll und wie von unsichtbarer Kraft wird der abgesprengte Gipfel auf mich zugeschleudert. Das war zu viel für meine Leute, die in respektvoller Entfernung sich hinter mir auf den Boden niedergekauert hatten. Ein wildes, gellendes Geschrei lassen sie los, um den Unhold zu verscheuchen, und im nächsten Augenblick schon saß die ganze Gesellschaft hoch oben in den Bäumen. „Komm herauf, Herr“ schreit Johnny wie verzweifelt, „sonst wird der Ngi Dich töten“. Der Gorilla aber war verschwunden. Er hatte auf das wilde Schreien der Leute hin vorgezogen, sich zu drücken. So war ich im letzten Augenblick um die schon sicher geglaubte Beute gekommen.

Auch der Rotbüffel kann in unübersichtlichem Gelände recht gefährlich werden, zumal er zu den wenigen Wildarten gehört, die,

ohne bedrängt zu werden, heimtückisch den Menschen angreifen. Blißschnell ist sein Angriff und im nächsten Augenblick schon nimmt er den Gegner auf die spitzen Hörner. So fordert der kleine wendige Rotbüffel unter den Afrikajägern weit mehr Opfer als irgendein anderes wehrhaftes Wild, den Elefanten ausgenommen. Im geschlossenen Regenwalde habe ich den Büffel wiederholt, wenn auch nicht häufig, gefährtet. Doch habe ich ihn niemals zu Gesicht bekommen, da der Büffel dort unster und der geringen Boden-
 äsung halber gezwungen ist, weit zu wandern. Dafür habe ich auf der letzten Strecke meines Zuges an den schilf- und grasreichen Ufern des Sanga wiederholt Rotbüffel angetroffen und einige recht gute Stücke erlegt. Dabei ging es, ganz gegen die sonstige Regel, ziemlich harmlos zu. Nur einmal war es ungemütlich, als ich im Walde auf eine meine Leute angreifende Kuh schießen mußte. Die starken Stiere aber erlegte ich völlig gefahrlos im Wasser vom sicheren Boot oder Ufer aus. —

Was sonst noch an größeren Tieren im Regenwalde vorkommt, ist recht wenig. Am häufigsten sind die von den Baumfrüchten lebenden Affen, aber auch von diesen sind die Gorillas wie die Schimpanse schon selten geworden. Dann gibt es verschiedene kleinere Antilopenarten und mehrere Arten von Wildschweinen, von denen die Pinselohrschweine am häufigsten sind. Auf sie wird von seiten der Pangwes eifrig Jagd gemacht, wobei geschickt angelegte Fallgruben eine große Rolle spielen.

Wo es so wenig Wild gibt, wie im mittelafrikanischen Urwalde, sind auch die großen Raubtiere selten. Ich habe nur den Leoparden angetroffen und diesen nur wenige Male. Und doch hätte ich durch die wilde starke Raße beinahe einen meiner besten Leute verloren. Es war an einem hellen Nachmittage, als am Rande eines Urwald-
 dorfes, in dem wir gerade Lager bezogen hatten, ein Zicklein von einem Leoparden geschlagen wurde. Eingeborene, die dazu gekommen waren, jagten dem „Nse“, so wird der Leopard bei den Pangwes genannt, sein Opfer wieder ab und Soldat Mh stürmte zu mir, es zu melden. Das war etwas für mich. Wenn ich ein lebendes Zicklein dort in der Nähe anbinden und es durch eine Ohrschmur zum Klagen bringen könnte, würde der Leopard wohl sicher wieder kommen. Und so geschah es auch. Schneller als ich glaubte war der Leopard wieder da, und so blißschnell war sein Angriff, daß ich mit der Kugel zu weit nach hinten kam. Ein kurzes, wütendes Brüllen, und mit

gekrümmtem Rücken verschwindet das schwer angeschossene Raubtier im Busch. Auf den Schuß hin stürmen auch schon einige Dorfbewohner mit Speeren daher, voraus mein braver Aly mit schußbereitem Gewehr. Sie wollen dem „Nse“ nach in den Busch und ihm dort den Garaus machen. Das konnte nur ein Unglück geben! Mit aller Lungenkraft brüllte ich Aly nach, zurückzukommen. Der sonst so folgsame Soldat hört und sieht diesmal nicht vor lauter Leidenschaft. Er will es sein, der dem Herrn den bösen Nse zu Füßen legt. Und schon höre ich ein wildes Fauchen, darauf einen Schuß und Hilferufe. Aly ist in den Klauen des wütenden Tieres. Mit ein paar Sätzen bin ich dort, fast überannt von den feige zurückflüchtenden Eingeborenen. Aly ringt mit dem Leoparden auf Tod und Leben. Ein furchtbares und doch wieder in seiner Art herrliches Kampfbild. Dem tapferen Soldaten war es gelungen, mit seiner nervigen Rechten den Unterkiefer des wütenden Tieres zu fassen und damit den tödlichen Biss in die Kehle abzuwehren, der Leopard zerfleischt ihm dafür mit den Hinterpranken Oberschenkel und Leib. Aber schon hat die Bestie den neuen Feind erkannt und will in höchster Wut auch diesen anspringen! Doch der brave Bursche hält fest. Im nächsten Augenblick setze ich die Mündung meiner Büchse an das Ohr des Leoparden und im Schnall bricht er endgültig zusammen.

Es war höchste Zeit gewesen, denn Alys Kräfte waren zu Ende. Eine tiefe Ohnmacht hatte den Braven umfassen, als wir ihn unter dem schweren, verendeten Leoparden herauszogen. Nur der schier unglaublichen Heilkraft der Schwarzen und dem glücklichen Umstande, daß wir den Schwerverwundeten auf einer Zeltplane nach der nur einige Tagemärsche entfernten Militärstation Lomie bringen konnten, wo er beste ärztliche Hilfe fand, verdankte Aly sein Leben. Kaum ein Europäer wäre bei der großen Gefahr der Blutvergiftung durch die unreinen Leopardenklauen und bei den tiefen Wunden, die bis Lomie nur notdürftig verbunden werden konnten, mit dem Leben davon gekommen. —

Wo Licht und Sonne fehlt, sind auch die Vögel selten. So ist die Ornis im Waldgebiete recht spärlich. Nur auf den Rodungen und Pflanzungen in der Nähe der Dörfer zeigt sich etwas mehr Vogelleben. Man findet hier Glanzkuckucke, grüne Fruchttauben, Webervögel, Nektarinen, Sperlinge und kleinere Singvögel. Für den Urwald selbst sind charakteristisch die großen Formen der Nashornvögel,

(Buceros) die mit ihrem ohrenbetäubenden Geschrei und tausenden Flügelschlag den Wanderer neugierig oft weite Strecken begleiten; dann die Turakos, die Spechte und vor allem die grauen Papageien. Letztere kann man des öfteren morgens und abends mit stötendem Rufe über die Urwaldsdörfer ziehen sehen, meist zu zweien, oft aber auch in Flügen bis zu 20 und mehr Stück. Raubvögel gibt es, dem geringen Vogelreichtum entsprechend, nur wenig. Es konnten nur einige Arten festgestellt werden.

Der Pangwe ist schon seines Fleisch- und Fett Hungers halber ein fleißiger und ausdauernder Jäger. Doch kommt er trotz aller Mühen nicht auf seine Rechnung. Das Wild ist zu wenig, und in seinem Fleischhunger scheut er nötigenfalls auch vor der Menschenjagd nicht zurück. Wie groß die nie völlig zu befriedigende Gier nach Fleisch bei den Urwaldstämmen ist, geht schon daraus hervor, daß das erlegte Wild mit Haut und Haar — es werden nur ab und zu bei den Schweinen die Haare abgefengt — verschlungen wird, selbstverständlich mitsamt den Eingeweiden und mit allen nur einigermaßen verdaulichen Knochenteilen. Auch Käfer, Larven, Würmer und andere fett haltige Lebewesen werden roh oder gekocht genossen. Nichts wird verabscheut, was einigermaßen den Hunger nach Fleisch und tierischen Fetten zu stillen vermag. Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist es zu verstehen, daß der Pangwe auch die Jagd auf Kleinvögel betreibt. Er bereitet sich unter einem niederen, gut verzweigten Baume ein Versteck und lockt mit einem kleinen hölzernen Instrument — Nsum — die Vögel der Umgebung an. Auf kürzeste Entfernung schießt er sie dann mit dem Pfeilbogen von den Ästen herab. Die dabei benützten Rohrpile werden mit Doppelspitzen aus hartem Holz versehen und genügen, Vögel bis zur Laubengröße zu erlegen. So mancher Tag vergeht, ohne daß der Schütze auch nur einen Vogel mitbringt, doch soll es besonders gute Vogeljäger geben, die mitunter eine Tagesstrecke von einem Duzend Vögel erzielen.

Durch Spanisch-Guinea

Wenn man die Karte nach der vollzogenen Neuerverbung besah, so fiel sofort auf, daß in die erweiterte deutsche Kamerunkolonie ein Fremdgebiet in Form eines Rechteckes einschnitt. Es war dies das verhältnismäßig kleine Gebiet von Spanisch-Guinea,

das nunmehr wie ein Pfahl im deutschen Fleische saß. Daß hier irgendwie ein Ausgleich geschaffen werden mußte, lag auf der Hand. Die Sache schien um so weniger schwierig zu sein, als allem Anschein nach Spanien keinen allzu großen Wert auf das Gebiet legte und bisher nur sehr wenig für seine Erschließung getan hatte. Für das neue deutsche Munigebiet aber war es von größter wirtschaftlicher Bedeutung, zum mindesten den Südostteil von Spanisch-Guinea zu erhalten, um in der Verbindung mit dem deutschen Hinterlande von Westkamerun nicht behindert zu werden. Wenn es möglich war, den Djembebezirk und mit diesem große Teile von Westkamerun auf dem kürzesten Wege — und der ging über Spanisch-Guinea zum Meere — aufzuschließen, so war für die ganze deutsche Kolonie unendlich viel gewonnen. Dieser Gedanke war seinerzeit wohl auch mit der leitende gewesen, von Frankreich das Munidreieck, das sonst seiner Form und Lage nach wenig Sinn gehabt hätte, im Tauschwege anzufordern. Ihn nun sobald als möglich zu verwirklichen, mußte das Ziel unserer nächsten Kolonialpolitik sein. Die Zeit dazu schien besonders günstig zu sein. Spanien hatte gerade in den letzten Jahren mit seiner Kolonie wenig Freude gehabt. Die immer wieder aufflackernden Unruhen der Eingeborenen hatten viel Geld und Blut gekostet; dabei waren die letzten militärischen Aktionen völlig mißlungen. Die ausgesandten Strafexpeditionen waren gänzlich ungeliebt oder doch mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. So war es den Spaniern bis zum Jahre 1914 tatsächlich noch nicht gelungen, von ihrer eigenen Kolonie restlos Besitz zu ergreifen. Viele Tausende von Quadratkilometern im Hinterlande hatten noch keinen Spanier, aber auch keinen anderen Europäer gesehen. Ein weißer Fleck auf der Karte zeigte an, daß es damals — kaum einige hundert Kilometer von der Küste — noch eine Terra incognita gab, nicht etwa wegen Unzugänglichkeit des Geländes, sondern einzig und allein deshalb, weil die kriegerischen Urwaldstämme bisher jeglichem fremden Vordringen erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hatten. Es war demnach anzunehmen, daß die spanische Regierung den deutschen Wünschen auf Gebietserweiterung in diesem an und für sich noch nicht erfaßten Teile keine Schwierigkeiten bereiten würde. Praktisch konnte diese Frage am leichtesten gleichzeitig mit der bereits vorgesehenen endgültigen Grenzfestlegung zwischen Deutsch-Muni und Spanisch-Guinea erfolgen. Die bisherige Grenze war nur ein geographischer Begriff und fiel von

Lemboni an mit dem 1. nördlichen Breitengrad bis zu seinem Schnittpunkt mit dem 9. Längengrad östlich von Paris zusammen.

So stand gerade während meiner Anwesenheit im Munibezirke das spanische Problem im Mittelpunkt der damaligen deutschen Kameruninteressen. Ich war daher nicht wenig stolz, an der Lösung dieser Frage mitarbeiten zu dürfen, und erklärte mich auf Anfrage gerne bereit, im Anschluß an meine Muni-Expedition auch noch nach Spanisch-Guinea zu gehen. Der daraufhin an mich ergangene Auftrag des Gouvernements lautete kurz gefaßt: Es ist die Verbindung zwischen Ufofo und Djem durch Spanisch-Guinea zu erkunden.

Die Genehmigung zum Durchzug durch fremdes Land war auf Ansuchen des deutschen Gouverneurs mir in bereitwilliger Weise von seiten des spanischen Generalkonsuls in Santa Isabel auf Fernando Po erteilt worden. Dabei wurde mit Rücksicht auf die feindselige Haltung der Eingeborenen ausnahmsweise gestattet, bewaffnete deutsche Polizeisoldaten mitzunehmen. Sie sollten nur auf spanischem Gebiete das deutsche Hoheitszeichen ablegen, eine Forderung, die mir weiter kein Kopfzerbrechen machte. Auf Anraten Eltesters machte ich auch noch von Ufofo aus mit dem großen Stationskanu dem spanischen Untergouverneur auf der nahen Insel Eloby einen Besuch. Meine dabei gehegte Hoffnung, über das Gebiet, das ich durchqueren sollte, Näheres zu erfahren, erfüllte sich leider nicht. Man wußte in Eloby über nichts im Innern Bescheid. Kein Wunder, es war ja noch kein Spanier im Südostteile mehr als 1—2 Tagereisen vom Grenzposten vorgedrungen. —

Eine Expedition durch ein noch von keinem Weißen betretenes Gebiet übte begreiflicherweise einen besonderen Reiz auf mich aus. Hier konnte man zeigen, ob man sich durchzusetzen wußte oder nicht. Die Sache war sicher nicht so ganz einfach, sonst hätten es die Spanier längst geschafft. Ich mußte mich also wohl auf große Schwierigkeiten, sehr wahrscheinlich aber auch auf schwere Kämpfe gefaßt machen. Gerade das aber reizte mich, ehrgeizig wie ich damals war.

Den zu erwartenden Widerständen entsprechend, mußte die neue Expedition aufs beste ausgerüstet und zusammengestellt werden. Jedes Versäumnis, jeder Fehler konnte sich schwer rächen und vielleicht sogar unseren Untergang bedeuten. Im Innern von Spanisch-Guinea gabs keine andere Hilfe als die eigene. Daher mußten wir so stark als möglich sein. — In weitgehender Weise

hatte Freund Bücher von Buea aus meine Pläne unterstützt. Er sorgte vor allem dafür, daß ich genügend zuverlässige Träger aus Utkamerun erhielt und daß die militärische Bedeckung auf 20 ausgesuchte Soldaten der Polizeitruppe unter Führung des tüchtigen, kampferprobten, schwarzen Sergeanten Isumba erhöht wurde. Es war eine kleine vorzügliche Truppe, die in deutscher Zucht und Ordnung erzogen war und mich niemals im Stich gelassen hat. — Endlich waren alle Vorbereitungen getroffen und der Tag des Abmarsches kam. Am 22. August vormittags konnte ich mich von Eltester, der mir im Mumibezirk ein treuer Kamerad gewesen war, noch herzlich verabschieden. Dann ging's voll frohen Mutes an die neue Aufgabe.

Das Gros der Expedition, die einschließlich der Soldatenfrauen nahezu 100 Köpfe umfaßte, war in den schweren Brandungsbooten der Station Ukofo und mehreren Kanus frühmorgens schon vorausgefahren. Es war beabsichtigt, soweit als möglich den Wasserweg zu benutzen, um die Kräfte der Leute zu schonen. Ich selbst fuhr mit zwei Soldaten in dem schnellen, von den besten Ruderern bedienten Stationskanu vormittags 9 Uhr von Ukofo ab und traf nach zwölfstündiger, heißer Kanufahrt fast gleichzeitig mit den schweren Brandungsbooten gegen 9 Uhr abends in dem ehemaligen französischen Stationsplatz Ekododo ein. Das dort stationierte kleine deutsche Wachkommando harrte bereits unserer Ankunft und hatte das Nachtlager bereitet. Am nächsten Morgen ging es in den Booten noch ein paar Stunden weiter, dann war der Wasserweg für uns zu Ende. Die Stationsleute von Ukofo kehrten mit den Booten zurück, ich war mit meinen Leuten allein, der Fußmarsch begann.

Es war selbstverständlich, daß wir für den Marsch, wo immer es möglich war, die von Dorf zu Dorf führenden Waldpfade benutzten, insoweit sie nur in der allgemeinen Richtung auf unser Endziel Djem verliefen. Mein tüchtiger Pangwe-Dolmetsch Beteke, den mir Herr Eltester als seinen besten Mann in freundlicher Weise überlassen hatte, mußte in Begleitung von Eingeborenen vorausmarschieren und die nächsten Dorfschaften von unseren friedlichen Absichten überzeugen. Was Beteke dabei alles zusammengelogen hat, weiß ich nicht. Jedenfalls machte er seine Sache sehr geschickt. Wir konnten in der ersten Woche unbehelligt marschieren und erhielten gegen Tauschwaren alle Lebensmittel, die wir brauchten. Es ging weit besser, als ich je zu hoffen gewagt hätte. In Ruhe konnte ich meine geographi-

schen Aufnahmen machen, in unmittelbarer Nähe der Dörfer auch etwas sammeln und sogar einiges ethnographisches Material zusammenbringen. Je weiter wir ins Innere kamen, desto mißtrauischer wurde die Bevölkerung, und es bedurfte immer größerer Anstrengungen Beteles und immer größerer Lügen, uns den freien Durchmarsch zu sichern und die nötige Verpflegung zu erhalten. Wenn es gar nicht mehr gehen wollte, so hatte der Hinweis auf die deutschen Uniformen, die schon ihrer Farbe nach mit den spanischen nicht zu verwechseln waren, immer noch einige Zugkraft, zumal, wenn Betele in ganz vertraulicher Weise von einem nahe bevorstehenden Krieg Deutschlands gegen Spanien sprach.

Vom dritten Tage an, nachdem wir die spanische Grenze überschritten hatten, mehrten sich schon die Anzeichen dafür, daß bis hierher noch kein Weißer gekommen war. Die meisten Männer hatten wohl auf ihren Kriegszügen, oder wenn sie zur Küste zogen, um Elfenbein gegen Gewehre und Pulver einzutauschen, schon weiße Menschen gesehen. Die Frauen und Kinder aber, die noch kaum über die Grenze ihrer Dorfschaft hinausgekommen waren, kannten die weiße Haut nicht. Das zeigte sich deutlich bei meinem Erscheinen. Entsetzen, Furcht oder zum mindesten unverhülltes Erstaunen löste der erste Anblick aus und so manches Pangweib floh kreischend mit den heulenden Kindern an den Händen in die nächste Hütte. Von dort lugten sie ängstlich und neugierig nach dem Wundertier, bis sie sahen, daß ihnen nichts geschah. Dann kamen sie allmählich näher und näher und glotzten mich unverwandt an. Ein paar ganz Vorwitzige wagten sogar, mir mit den Fingern über Hände und Gesicht zu streichen, ob es nicht abfärbe. Jedenfalls stand damit fest, daß vor mir noch kein Weißer hier gewesen war. Wir waren also schon in jenem Gebiet angelangt, über dessen Grenze die Spanier bisher nicht vordringen konnten. Daß es uns gelungen war, bis hierher ohne Schwierigkeiten durchzukommen, war nur dem äußerst geschickten Verhandeln Beteles zu verdanken, dann aber auch dem Umstande, daß wir keine Spanier, sondern wie Betele gelogen hatte, deren ärgste Feinde waren. — Trotzdem war dem Landfrieden immer weniger zu trauen. Das sagten uns schon die mißtrauischen Blicke der Männer und ihr unfreundliches, zum Teil sogar feindseliges Wesen, das von Tag zu Tag mehr fühlbar wurde. Vor allem zeigten sich immer größere Schwierigkeiten bei der Lebensmittelbeschaffung. Da um des lieben Friedens willen jeg-

liche eigenmächtige Requisition strengstens untersagt werden mußte, waren wir auf die freiwillige Lieferung von Lebensmitteln durch die Dorfbewohner angewiesen. Dafür bezahlten wir den geschätzten Wert in gangbaren Tauschartikeln, wie Stoffen, Tabak, Tonpfeifen, Polsternägeln und ähnlichen schönen Dingen nach eigenem Ermessen. Hatte sich dieses Geschäft in den ersten Tagen stets rasch und zur beiderseitigen Zufriedenheit abwickeln lassen, so wuchsen mit dem weiteren Vordringen die Schwierigkeiten. Warum auch sollten die Pangwes uns in ihr Land lassen, das sie noch gegen jeden Anderen so tapfer verteidigt hatten? Waren die Deutschen denn wirklich so viel besser als die Spanier? Oder wollten sie letzten Endes nur daselbe? Jedenfalls war unschwer festzustellen, daß die Eingeborenen immer mißtrauischer und feindseliger wurden. Es war daher mehr denn je Vorsicht geboten.

Hatte sich vom Betreten des fremden Gebietes an schon der Marsch unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln vollzogen, so wurden diese von nun an noch verschärft. Den unter Befehl vorausgeschickten Rundschaftern folgte in meist größerem zeitlichen Abstände die Expedition. An der Spitze der Vortrupp unter Führung Isumbas, dann folgte ich mit einem Gewehrträger und zwei Expeditionsgehilfen, anschließend daran das Gros der Karawane mit den Trägern, den Soldatenfrauen und -jungens. Dazwischen wieder Soldaten zum Schutze der Karawane und Aufrechterhaltung der Ordnung. Den Schluß machte der riesige Befreite M'bitta mit dem Rest der Soldaten. Beim letzten Appell vor dem Überschreiten der spanischen Grenze war von mir feierlich das Kriegsrecht verkündet und der ganzen Karawane äußerste Disziplin zur Pflicht gemacht worden. „Strong palaver live“ nannten es die Soldaten. Sie kannten es von früheren Kriegszügen her und wußten, was es zu bedeuten hatte. Nur eiserne Disziplin konnte unser friedliches Durchkommen gewährleisten. Alle Übergriffe den Eingeborenen gegenüber waren strengstens untersagt und unter Strafe gestellt. Kamen trotzdem Verstöße vor, so wurden sie exemplarisch bestraft. Hier half nur die Prügelstrafe, die auch energisch und rücksichtslos bei den kleinsten Verfehlungen angewandt wurde. Daß mir trotz aller Schwierigkeiten schließlich doch der Durchzug durch Spanisch-Guinea gelungen ist, war vor allem dieser Disziplin, die ich mit allen Kräften aufrecht erhielt, zu verdanken. —

Ein Glück war, daß wir in einer verhältnismäßig trockenen Zeit

marschierten, in der die ungezählten Wasserläufe noch ohne große Schwierigkeiten passiert werden konnten. Wenn auch täglich Regen fiel, so waren die Niederschläge doch nicht so groß, daß sie ein wesentliches Anschwellen der Bäche und Flüsse zur Folge gehabt hätten. Ein oder zwei Monate später wäre es weit schlimmer gewesen. Nach Angabe der Eingeborenen soll es dann oft tagelang regnen und Bäche und Flüsse mitunter längere Zeit Hochwasser führen. In solchen Lagen wäre die Karawane gezwungen gewesen, bis zum Ablauf des Wassers, was Tage und vielleicht sogar Wochen dauern konnte, in dem nächstgelegenen Dorfe zu warten. Ein untätiges Zuwarten aber mußte bei längerer Dauer unfehlbar zu Streitigkeiten führen, da trotz strengster Disziplin dann doch wohl Übergriffe unserer Leute vorgekommen wären. Sie hätten bei der an und für sich gereizten Stimmung der Dorfschaften unweigerlich zu blutigen Auseinandersetzungen geführt. Nur in einem zügigen Durchmarsch ohne längeren Aufenthalt sah ich die Möglichkeit, das gefährliche Gebiet kampflos zu durchqueren.

Immer weiter entfernten wir uns von Deutsch-Muni, immer breiter wurde der Streifen, der zwischen uns und der Hilfsstellung Eltefers lag, und immer wilder und troßiger wurden die Pangwes. Sie hatten bis jetzt vermocht, die verhassten Weißen aus ihrem Gebiete fernzuhalten, warum also sollten sie gerade mich durchlassen? Was hinderte sie, mit ihrer erdrückenden Übermacht die kleine Schar, die im Urwalde wie gefangen war, zu überfallen und niederzumetzeln, wie sie es schon mit viel stärkeren spanischen Expeditionen getan hatten? Waren nicht schon die vielen Hinterladergewehre und Patronen, die der Weiße und seine Soldaten trugen, des Kampfes wert? Dazu die vielen Waren, die er mit sich führte und nicht zuletzt die hübschen Frauen der Soldaten?

Mit jedem Marschtage wurde die Situation kritischer, auch Befehles Überredungskünste fingen an zu versagen. Und als wir eines Tages auf bewaffnete, weit vorgeschobene Dorfwachen, wie sie uns aus den Kampftagen im Munibezirk nur allzu bekannt waren, stießen und am Übergang über den Grenzbach das Buschwerk auf unserer Seite niedergeschlagen sahen, wußten wir, daß wir von jetzt an in Feindesland marschierten. Hatte man uns auch nach langen Verhandlungen den Durchzug nochmals gestattet, so war doch deshalb die Lage nicht weniger ernst. Wir mußten jederzeit mit einem Überfall rechnen.

Zum ersten Male wäre es beinahe in Mawane losgegangen. Dieses große, starke Urwaldedorf war durch unsere Kundschafter als unsicher bezeichnet worden, so daß wir schon nichts Gutes erwarteten. Wir ließen uns daher auch durch den scheinbar freundlichen Empfang nicht täuschen, sondern waren von Anfang an auf schärfster Hut. Wie recht wir daran taten, zeigte die Meldung, die mir Beteke brachte. Seine Späher hatten abseits des Dorfes im Walde größere Trupps Gewehrträger entdeckt, die offensichtlich bereitgestellt waren, uns im geeigneten Augenblick zu überfallen. Die Gelegenheit hierzu sollte ein Tanzfest geben, das angeblich uns zu Ehren veranstaltet wurde. Der Plan war zu plump, als daß wir darauf hereingefallen wären. Die Soldaten blieben unter Waffen und alarmbereit. Nur einige Träger und Jungens durften mit zum Tanze, der bei geringerer Wachsamkeit leicht zu unserem Totentanz hätte werden können. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß wir durch schwere Krankheitsfälle gerade an diesem gefährlichen Orte zwei Tage festgehalten wurden, und nur mit Mühe und Not gelang es, den wiederholt gesuchten Streit zu verhindern. Sehr kritisch wurde es nochmals kurz vor dem Abmarsch. Dieser Zeitpunkt wird von den Eingeborenen gerne zum Überfall benutzt, da dann die Kampfkraft der Karawane am schwächsten ist. So dachten wohl auch die Mawaneleute und überall sah man Gewehrträger in kleinen Gruppen herumstehen. Nur der letzte Anlaß fehlte noch. Man suchte also nach einem „Kriegsfall“ und stellte geradezu ungeheuerliche Forderungen für die gelieferten Lebensmittel, in der Hoffnung, daß es darüber zum Streit kommen würde. Ich aber ließ mich gar nicht weiter auf Verhandlungen ein, legte den ungefähren Gegenwert in Stoffen und anderen Tauschartikeln auf den Boden und gab den Befehl zum Antreten. Wie eine gut aufgezugene Maschine arbeiten die Leute, die Soldaten treten mit schußbereiten Gewehren ein, die Signalpfeife ertönt und die Expedition verläßt unbehelligt das feindselige Dorf.

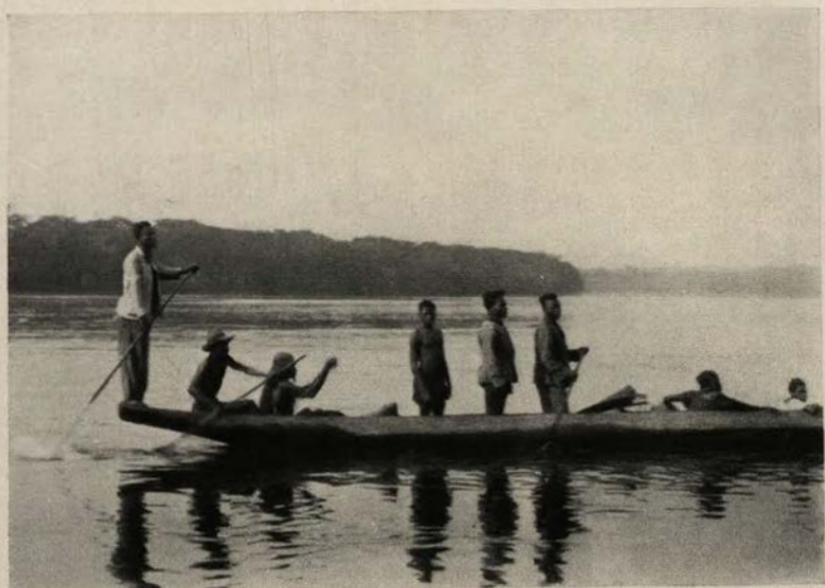
Die Geschlossenheit der Karawane, die Disziplin der Soldaten und wohl auch nicht zuletzt die weiße Haut ihres Führers hatten die Mawaneleute im letzten Augenblick noch von dem geplanten Überfall abgehalten. Wir aber wußten, daß wir nun einen starken haßerfüllten Feind mehr im Rücken hatten! Ein Glück nur, daß die Organisation der Pangwes selten über das Dorf und kaum jemals über den Stamm hinausreicht, sonst wäre es uns von nun an

schlimm gegangen. So aber fanden wir am nächsten Tage wieder bessere Verhältnisse in einem matwanefeindlichen Dorfe und waren froh, diese nun zwischen uns und unseren Widersachern zu wissen. Raum 48 Stunden durften wir uns einigermaßen friedlicher Verhältnisse freuen, dann meldeten die Kundschafter wieder Sturm. Wir näherten uns dem Gebiet des alten mächtigen Häuptlings Bisika, dessen kriegerischer Ruhm weit über die Grenzen seines Stammes gedrungen war. Er galt als das Haupt des Widerstandes gegen die weiße Herrschaft und würde keinen Unterschied zwischen einem Deutschen und einem Spanier machen. So kam es auch. Beteke war mit seinen Mannen unverrichteter Dinge zurückgekommen. Er war jenseits des Grenzaches gleich auf die vorgeschobenen Dorf- wachen Bisikas gestoßen und zur Umkehr gezwungen worden. Was nun? Ein Zurück war unmöglich. Wir wären in die Zange zwischen Bisika und Mawane gekommen und dann von deren vereinten Kräften bestimmt aufgerieben worden. Mit Bisika allein konnten wir es vielleicht aufnehmen. Wir mußten durch, koste es was es wolle. — Also schickte ich Beteke mit seinen Kundschaftern abermals nach vorne und folgte selbst zwei Stunden später mit der Expedition. Beteke sollte es zunächst nochmals in Güte versuchen und unter Hinweis auf den friedlichen Charakter meines Zuges den freien Durchzug verlangen. Würde dieser aber endgültig verweigert, so solle er mit Gewalt drohen. Ich sei stark genug, mir den Durchzug zu erzwingen. Außerdem hätte ich ein Maschinengewehr in meinen Kisten, mit dem ich im Augenblicke Bisika und alle seine Leute töten könne. —

In Zweifeln vergingen die nächsten Stunden. Wir waren inzwischen schon ein gutes Stück weiter marschiert und hatten nicht mehr weit zum Grenzbach. Da sehen wir auch schon Beteke auf uns zukommen. Was wird er wohl für eine Botschaft bringen? Krieg oder Frieden? — Beteke hatte seine Sache gut gemacht. Er hatte unter dem Hinweis auf das nicht vorhandene Maschinengewehr, dessen furchtbare Wirkung er vermutlich in den glühendsten Farben ausgemalt hatte, die Situation gerettet. Keiner der Bisika- leute hatte noch ein „Machine-gun“ gesehen aber die Kunde von diesem Ungeheuer war längst in den entlegensten Urwaldwinkel gedrungen und hatte Schauern und Grausen erregt. Mit einem wirklichen Maschinengewehr hätte ich nie eine annähernde Wirkung erzielen können, wie Beteke mit seinem erlogenen „Machine-gun“. —

Nur ungern waren die jungen Krieger dem Befehl des Häuptlings gefolgt, die Karawane passieren zu lassen. Sie hätten uns beim Überschreiten des Grenzaches so schön in der Falle gehabt! Davon konnten wir uns sehr bald selbst überzeugen, als wir den Bach überschritten. Das Buschwerk an unserem Ufer war niedergeschlagen, so daß wir dem Hagel der feindlichen Geschosse schutzlos preisgegeben gewesen wären. Und drüben am jenseitigen Ufer standen noch gruppenweise die Verteidiger beisammen, die im Busch versteckt gelegen waren. Auf ihre langen Buschgewehre gestützt, ließen sie uns schweigend passieren, ihre haßerfüllten Blicke aber verrieten nichts Gutes. Was aber sollten wir machen? Es blieb uns gar nichts anderes übrig als in das Dorf zu ziehen. Einen anderen Ausweg gab es nicht. Ein großes, zweizeiliges Urwaldsdorf mit den quer gestellten Palawerhäusern am Ein- und Ausgang, wie wir sie seit Monaten tagtäglich passiert hatten, nimmt uns auf. Sehr verdächtig ist schon, daß der alte Bisikahäuptling nicht zu sehen ist. An seiner Stelle empfängt uns sein Sohn in wenig freundlicher Weise und macht keine Miene, die verlangten Quartiere anzuweisen. Wir müssen sie uns also selbst suchen und nehmen kurzerhand den oberen Teil des Dorfes mit dem abschließenden großen Palawerhaus, das sich nötigenfalls gut verteidigen läßt, in Beschlag. Das Wachlokal wird eingerichtet und ein Doppelposten zieht sofort auf. Immer mehr werden die herumlungernenden Gewehrträger im Dorfe. Die Lage fängt an ungemütlich zu werden, zumal Bisika sich noch immer nicht zeigt. Er allein hat durch sein Alter und seine Tapferkeit — er hat so manchen Feind erschlagen und schon fünf Elefanten mit dem kurzen vergifteten Speer aus seinem Buschgewehr geschossen — die nötige Autorität, die Kriegspartei niederzuhalten und uns den Frieden zu gewährleisten. Daß er sich fern hielt, war kein gutes Zeichen. Er konnte nur Schlimmes gegen uns im Schilde führen. Wo er nur steckt? Niemand konnte oder wollte uns Auskunft geben. Bis Betekes Spione den Alten im Walde entdeckt hatten, zusammen mit drei weiteren Häuptlingen. Sie hatten schon einige Hundert Gewehrträger um sich gesammelt, augenscheinlich in der Absicht uns in den Rücken zu fallen, sobald es im Dorfe zum Kampf käme. Und darauf schienen es die Dorfleute anzulegen. Numba hatte schon über 50 Gewehrträger gezählt, die sich über das Dorf verteilten und augenscheinlich nur auf eine Gelegenheit zum Angriff warteten.

Wir saßen in einer Falle, aus der es kaum mehr ein Entrinnen gab. Der Ernst der Lage war allen klar. Verängstigt hatten sich die Soldatenfrauen in die Hütten verkrochen, auch von den Trägern war nicht mehr viel zu sehen. Nur die Soldaten hatten noch Zuversicht und drängten zum Kampfe. Der aber hätte in unserer augenblicklichen Lage wohl den sicheren Untergang der Expedition bedeutet. Wir hatten, eingepfercht in das enge Dorf, von der Überlegenheit unserer Schußwaffen so gut wie keinen Vorteil, im Gegenteil, der Eisenhagel aus den Buschgewehren war auf nahe und nächste Entfernungen wirkungsvoller als unsere Bollgeschosse. Außerdem war die zahlenmäßige und auch die körperliche Überlegenheit der riesenhaften Pangwes derart, daß über den endgültigen Ausgang des Kampfes kein Zweifel möglich war. Hier konnte uns nur noch eines retten: die weiße Haut. — Damals gab es im schwarzen Erdteile noch weite Gebiete, in denen die Eingeborenen im „weißen Manne“ immer noch eine Art überirdischen Wesens sahen. Er war für sie etwas Unfassbares, vor dem sie Scheu, Angst aber auch Bewunderung hatten. Die Zauberkraft der weißen Haut gab ursprünglich ein großes Übergewicht bei der Unterwerfung Afrikas und der späteren Herrschaft der Weißen über die Schwarzen. So ist es lange geblieben, bis im Laufe der Zeit die Weißen in ihrer Kurzsichtigkeit und Gewissenlosigkeit selbst alles taten, diesen Nimbus zu zerstören! Vielleicht aber mochte man hier im innersten Urwalde, wo der größte Teil der Eingeborenen nur vom weißen Manne gehört, ihn aber bisher nicht gesehen und vor allem nicht seine Schwächen kennengelernt hatte, noch an seine überirdischen Eigenschaften glauben! Also herrsche ich, wie wenn ich allein Herr im Dorfe wäre, die nächststehenden Eingeborenen an und deute auf den Schmutz der Straße und vor dem Palawerhaus. Dabei hebe ich in nicht mißzuverstehender Weise den Arm mit der Nilpferdpeitsche. Und siehe da, die nächststehenden herkulischen Pangwes vergaßen, daß sie mich eben noch erschießen wollten und wichen scheu zurück. Und schon hat Beteke, der im ersten Moment wohl geglaubt hatte, ich sei verrückt geworden, die Lage erfaßt und führt die Rolle seines Herrn meisterhaft weiter. Er brüllt nun auch seinerseits die Dorfleute an, sie sollten endlich einmal das Palawerhaus sauber machen, die Dorfstraße kehren und Lebensmittel bringen. Die Geduld des weißen Mannes sei zu Ende und er würde ganz andere Saiten aufziehen, wenn sie nicht vorwärts



Mein Rundschafter-Kanu auf dem Ganga



In Bongo, der letzten Station am Sanga, werden
die Koffer für die Heimat gepackt

machten. Und das half. Noch siegte die weiße Haut, für den Augenblick wenigstens. Ein Gewehrträger nach dem anderen stahl sich wie verlegen fort und bald war kein Bewaffneter mehr zu sehen. Die Unentwegten hatten sich wohl zu Bisika in den Busch begeben, die schwächeren Herzen aber waren stillschweigend in den Hütten verschwunden und erschienen, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, bald wieder als harmlose Dorfbewohner. Sie taten, wie wenn nichts gewesen wäre, holten Lebensmittel oder halfen die Hütten und das Palawerhaus rein machen.

Nun heißt es aber, die Rolle sicher und ruhig weiter spielen. Der Zelttisch steht schon im Freien, Kartenmaterial und Papier liegen vor mir. Ich zwingen mich zu einer gleichgültigen Haltung und arbeite scheinbar mit Eifer an meinen Karten wie wenn alles in schönster Ordnung wäre. Und doch weiß ich sehr wohl, daß dem Frieden nicht zu trauen ist, bevor sich der alte Bisika nicht selbst bei mir sehen läßt, und solange Weiber und Kinder, die man vor unserem Einmarsch „verräumt“ hatte, nicht wieder zurückgekehrt sind. Wie aber kann ich Bisika gewinnen, der doch seiner letzten Gewalttätigkeiten halber, bei denen viele Spanier getötet worden waren, ein sehr schlechtes Gewissen hatte? Vielleicht, wenn es gelang, ihn bei seiner Eitelkeit und Gewinnsucht zu packen. Da gabs kein besseres Mittel als ihm, dem großen Häuptling, die Errichtung einer Faktorei zu versprechen! Das Wort „Faktorei“ übt bei jedem Schwarzen, insbesondere bei den Stämmen im Innern des Urwaldes, die weit zur Küste oder zum nächsten Handelsplatz haben, eine gewaltige Zugkraft aus. Vielleicht fällt auch der Alte darauf herein. Ich reiste ja angeblich als Kaufmann, der nach Djem wolle, warum also sollte ich nicht hier an diesem schönen Orte eine Faktorei errichten? Beteka wird mit zwei Dorfleuten, die sich schon mächtig auf den neuen Zuwachs ihres Dorfes freuen, zu Bisika geschickt. Er solle sofort zu mir kommen, um einen Platz für das Faktoreigebäude anzuweisen. Es müßte aber ein besonders schöner und großer Platz sein, denn die Faktorei soll die größte im ganzen Umkreis werden. —

Aufmerksam hört der Häuptling die Botschaft, doch so rasch wie seine Leute aus dem Dorfe glaubt er nicht. Er ist so oft betrogen worden und den Weißen gegenüber schon des schlechten Gewissens halber besonders mißtrauisch. Doch Beteka ist ihm über, er weiß seine Landsleute zu behandeln. „Gut, wenn Du nicht willst, dann soll

Dwang — das war das nächste Dorf, mit dem Bisika in bitterer Fehde lebte — die schöne Faktorei bekommen!“ Das zog. Diesen Dwang-Lumpen wollte der Alte schon gar nichts gönnen und Bisika kam. Freilich noch immer nicht frei von Mißtrauen. Der alte Fuchs war gewisigt, er wollte sicher gehen. — Und als der Platz angewiesen war, verlangte er, daß wir die Waren bis zur Vollendung des Baus in sein Haus brächten. Doch auch hierauf wußte Beteke Antwort und erklärte, daß dies nicht geschehen könnte, da wir sie erst in Djem holen müßten. Morgen früh wollten wir schon nach dort aufbrechen, um bald wieder zurück zu sein. Das war zu viel für den Alten! Grimmig schüttelt er sein graues Haupt und steht auf. Geht er, so gibt es Krieg, die Seinen warten schon darauf. Helf, was helfen mag, wir müssen ihm irgendein Unterpfand für unsere Faktorei geben, sonst glaubt er nie mehr daran und der Streit wird unvermeidlich. Und so händigte ich dem schon Widerstrebenden einige Paß schwerer Nägel aus, damit er mit dem Bau sofort beginnen könne. Dazu mache ich mich mit Bandmaß, Bleistift und Papier sofort daran, mit größter Umständlichkeit den Bauplaß auszustrecken und den Grundriß aufzuzeichnen. Mißtrauen und Gewinnsucht spiegeln sich in den Mienen Bisikas wieder, als er unser Tun beobachtet. Dann siegt die Gewinnsucht. Was konnte er, der reichste Mann im Dorfe, nicht alles für sein vergrabenes Elfenbein kaufen, wenn der Deutsche wirklich eine Faktorei errichtete? Dann wollte er sich täglich güthlich tun am süßen Rum und brauchte nicht mehr wochenlang zur Küste zu marschieren, um bunte Stoffe und andere schöne Dinge für seine Frauen zu holen. So etwa mögen seine Gedankengänge gewesen sein, als er mit den Ältesten der Dorfschaft zusammensaß und sie die Ausführung des Baues besprachen. Möglichst groß wollten sie das Haus machen, damit recht viel Waren darin Platz fänden.

Nochmals schien der Friede hergestellt zu sein. Ob er freilich dauern würde bis wir morgen früh glücklich aus dem verfluchten Neste heraus waren? Wer kann es sagen? Die während der Nacht immer wieder erklingenden Kriegstrommeln sprachen eine andere Sprache. „Kommt und helft uns gegen den weißen Mann!“ Für uns war das gerade keine liebliche Melodie. Was wird die Nacht bringen? — Vor dem Palawerhaus lodert das Wachfeuer, auch am anderen Ende brennt eines. Wir wollen wenigstens Licht haben, wenn sie kommen. Gleichmäßig patrouillieren die Posten auf und

ab, im gleichen Takte klappern die Soldatenstiefel auf dem gestampften Lehm. Darüber schlafe ich ein. . . .

Der Morgen graut, als mich zur befohlenen Zeit der Posten weckt. In der Nacht ist zwar nichts passiert, doch weiß niemand, wie wir daran sind. Glaubt man noch an das Märchen der Faktorei oder hat die Kriegspartei die Oberhand gewonnen? Fast scheint es so, denn Bisika ist nicht mehr im Dorf. Er wird wohl draußen bei seinen Mannen sein und im Kriegsrat die entscheidende Stimme führen. Leicht war die Sache für ihn sicherlich nicht. Sollte er auf ein leeres Versprechen hin die sichere Beute aus dem Garn lassen? Ja, wenn das furchtbare „Machine-gun“ nicht gewesen wäre und die unbegreifliche Angst mancher seiner Leute vor dem weißen Manne! In Bisikas Brust kämpfen zwei Seelen. Welche wird wohl siegen?

Für uns aber kam der schwierigste Moment, der Abmarsch. Draußen vor dem Dorfe, am Wege den wir ziehen mußten, war alles schwarz von Gewehrträgern. Befefe hatte es schlotternd vor Angst gemeldet, nachdem er vergeblich versucht hatte durchzukommen. Zum ersten Male sah ich diesen wackeren Burschen mutlos und verängstigt. Scharf fahre ich ihn deshalb an, schon der anderen halber, unter denen so manches Hasenherz war. Sie sahen ohnehin schon schwarz genug und glaubten uns alle verloren. Ja, wenn es sich nur um den Tod gehandelt hätte, das wäre noch nicht das Schlimmste, meinten sie, aber daß sie hernach auch noch von den Pangwes aufgestressen würden, das schien ihnen der furchtbarste Gedanke zu sein.

Für mich aber war klar, daß bei dem geringsten Zeichen von Schwäche die Expedition angegriffen und damit auch vernichtet würde. Nur größte Ruhe, Disziplin und Kaltblütigkeit mochte uns vielleicht noch retten. Also nahm ich, trotzdem auch mir das Herz im Leibe schlug, eine möglichst sorglose Haltung an, tat, wie wenn uns nichts passieren könnte und gab Tsumba ruhig und gelassen die Befehle zum Aufbruch. So flink, rasch und ohne Gezefer hatten die Leute noch nie gearbeitet, auch nicht in Mawane. Sie wußten alle, daß es diesmal um ihr Leben ging. Die Karawane steht, noch strammer als sonst erstattet der Sergeant die Meldung: „Abmarschbereit!“ — Nun galts. Gegen meine sonstige Gepflogenheit setze ich mich heute selbst an die Spitze, ohne jede Waffe, nur die Nilpferdpeitsche in der Hand. Scharf tönt das Kommando und wir

ziehen, den schwarz-weiß-roten Wimpel vor mir, zum Dorfe hinaus. — Draußen ein dichter Wall schwarzer Leiber. Nur Männer sind, die meisten mit Buschgewehr und langem Messer, nur wenige mit Speer oder Haumesser bewaffnet. Kein Weib oder Kind ist zu sehen. Das bedeutet nichts gutes. Und wieder siegt die weiße Haut. Noch ist sie hier für die meisten etwas Unantastbares. Stumm öffnen sich die feindlichen Reihen und die Karawane zieht unbelästigt in Griffnähe an den Wällen herkulischer Körper vorbei, wortlos und stumm. Eine einzige Unvorsichtigkeit von Seiten unserer Leute, ein Schimpfwort, ein Schlag oder gar ein Schuß und um uns alle wars geschehen. Doch nichts erfolgt. Wie gebannt starren die Pangwes uns an, kein Arm hebt sich. Nur wenige Minuten und wir sind wieder im Urwalde untergetaucht und kein Bisika ist mehr zu sehen. Diese wenigen Minuten aber waren die stärkste Nervenprobe meines Lebens.

Wie so manchem Afrikaner früherer Zeiten, so hat auch mir und meinen Leuten der Nimbus des „weißen Mannes“ das Leben gerettet. Daß man mit diesen unwägbar gewaltigen Vorteilen, die die Zugehörigkeit zur weißen Rasse einmal bedeutet hat, heute in Afrika nicht mehr rechnen kann, und daß es kaum mehr einen schwarzen Stamm gibt, der an die überirdischen Kräfte des Weißen glaubt, daran tragen diese allein die Schuld. Den letzten Rest der naturgegebenen Autorität des Weißen hat der Weltkrieg zerstört, den unsere Feinde, z. T. auch gegen die Bestimmungen der Kongo-Akte, auf den schwarzen Erdteil ausgedehnt haben. Darüber hinaus wurden auf fast allen Kriegsschauplätzen Schwarze und andere Farbige gegen weiße Truppen eingesetzt. Der Feindbund war es, der die Schwarzen im großen Stile angelernt hat, Weiße zu töten. Damit haben sie den noch vorhandenen Rest des Glaubens an dessen höhere Kräfte für immer zerstört. Der Gipfel der Rassenschändung aber war es, für die Besetzung deutscher Gebiete auch schwarze Truppen zu verwenden. Man hat damit Schwarze zu Borgesezten der Weißen gemacht und deutsche Männer, Frauen und Kinder den sadistischen Quälereien ihrer schwarzen Peiniger ausgesetzt. Es ist dies eine der schwersten Verfündigungen gegen die eigene Rasse, die die Geschichte kennt. Die Schäden einer derartig kurzfristigen und ihrer Auswirkung nach verbrecherischen Politik sind nie wieder gut zu machen und belasten alle Kulturstaaten, die Kolonien in warmen Erdteilen haben, in gleicher

Weisse. Und wenn je einmal der Ruf unter den schwarzen Völkern erschallen sollte: „Afrika den Afrikanern“, dann hat jene rassen-schänderische Politik des ehemaligen Feindbundes sicher das ihre dazu beigetragen und auf alle Fälle die Entwicklung wesentlich beschleunigt. In einem heißen Lande, in dem der Europäer in seiner Leistungsfähigkeit der ureingewohnten Bevölkerung so sehr unterlegen ist, daß er ohne schwarze Hilfskräfte kein mit schwerer körperlicher Arbeit verbundenes Unternehmen auf die Dauer durchführen kann, mußte dieser Ausfall durch einen anderen Vorzug mehr als ausgeglichen werden, um trotzdem herrschen zu können. Das konnte nur der Glaube des Schwarzen an die Überlegenheit der weißen Rasse sein. Dieser Glaube durfte nicht erschüttert werden. Daß es trotzdem geschehen ist, rächt sich heute schon an denen, die entgegen den Gesetzen der eigenen Rasse gehandelt haben, und wird sich mit Vermehrung und fortschreitender Zivilisation der schwarzen Völker auch noch einmal an der Gesamtheit der weißen Rasse rächen. Sie hat nicht verstanden ihre heiligsten Güter zu wahren. Es mag ja in letzter Verfolgung des Rasse- und Bodengedankens vielleicht auch die Anschauung vertreten werden, daß der Weiße in einem Lande, in dem er weder richtig arbeiten, noch auch ohne Untergrabung seiner Gesundheit dauernd leben kann, überhaupt nichts zu suchen hat, wie es ja auch Ideologen gibt, die jede Kolonialpolitik als eine Vergewaltigung schwächerer Völker und für ein politisches Unrecht halten. Abgesehen davon, daß in der Politik je nach dem Standpunkt des Beurteilenden Recht oder Unrecht fast immer gegensätzliche Auslegungen finden wird, war die Erschließung Afrikas zwecks Nutzbarmachung seiner tropischen Naturschätze für die Entwicklung der europäischen Kulturstaaten eine Notwendigkeit geworden. Sie hat andererseits auch der eingeborenen Bevölkerung der schwarzen Erdteile zweifellos manche Vorteile gebracht, wenn man überhaupt die Segnungen der Zivilisation und die Vermittlung der Technik, auf weite Sicht gesehen, als einen Gewinn für ein ursprüngliches, in einem gesegneten Lande lebendes, bedürfnisloses Volk gelten lassen will.

Solche und ähnliche Erwägungen haben mich verfolgt, als ich die Gefahrenzone von Bissaka hinter mir hatte und sich die Gedankengänge wieder mit etwas anderem beschäftigen konnten als nur mit der Frage der eigenen Lebenserhaltung. Hatten die Pangwes von ihrem Standpunkt aus nicht recht, daß sie jedes fremde Vordringen

in ihr Gebiet mit Waffengewalt zu verhindern suchten? Im Grunde genommen mußte ich vor ihrer Freiheitsliebe und ihrem kriegerischen Sinne nur Achtung haben. Eine wenig schöne Rolle spielte dabei eigentlich nur der alte Bisika, der auf ein seiner Genuß- und Gewinnsucht schmeichelndes leeres Versprechen hin die bisherigen Grundsätze seines Stammes preisgab und eine sichere Beute ent schlüpfen ließ. Er, der einzige seines Dorfes, der durch wiederholte Reisen zur Küste fremde Genüsse kennen gelernt hatte und von ihnen angekränkelt war, versagte gerade deshalb, trotz seiner sonstigen Tapferkeit.

Wie froh waren wir, als kein Feind mehr zu sehen und kein Angriff mehr zu erwarten war. Eine weitere Verfolgung über ihre Dorf- oder Stammesgrenze hinaus kennen die Pangwes in der Regel nicht. Wir fühlten uns um so sicherer, als nach kurzer Strecke der Weg immer schlechter wurde und schließlich völlig zugewachsen war. Eine augenscheinliche Bestätigung der durch unsere Kundschafter bereits erhaltenen Mitteilung, daß Bisika mit dem benachbarten Dwangstamme seit längerer Zeit schon in schärfster Fehde läge und der Verkehr zwischen ihren beiden Dörfern völlig abgebrochen sei. Wenige Monate haben schon genügt, daß der Urwald von dem aufgelassenen Buschwege wieder Beschlag genommen hat und daß an seine Stelle dichtes Gewirr von Holzpflanzen aller Art getreten ist. Wir mußten streckenweise die Haumesser zu Hilfe nehmen, um den Busch Schritt für Schritt freizuschlagen oder mußten uns mühsam durch die grünen Wände durchzwängen. Und doch schien uns dieser anstrengende und beschwerliche Marsch wie ein Erholungspaziergang! Man brauchte nicht mehr in ständiger Sorge zu sein, aus dem Hinterhalt von einem Eisenhagel zerfleischt oder von einem Giftpfeil lautlos in die ewigen Jagdgründe befördert zu werden. Neue Lebenslust und -hoffnung beseelte uns.

Merkwürdig, wie schnell sich auch im tiefsten Urwald Nachrichten verbreiten, selbst in Fällen, bei denen scheinbar jede Verbindung abgeschnitten war wie zwischen Bisika und Dwang! Seit Tagen schon wußten die Dwangleute von unserem Kommen und hatten zum Empfang sogar das letzte Stück Weg gerichtet. Diese überraschend schnelle Nachrichtenvermittlung, die ich sowohl in Ost- wie in Westafrika in den entlegensten Gegenden feststellen konnte, ist mir immer ein Rätsel geblieben. Ich habe die letzten Zusammenhänge nie reslos aufklären können, möchte aber wohl

annehmen, daß es sich mehr um einen organisierten Läuferdienst, als um zufällige oder gelegentliche Verbreitung von wichtigen Neuigkeiten gehandelt hat. —

Was wir sonst noch in Spanisch-Guinea erlebten, war nicht mehr von Bedeutung. Je mehr wir uns dem ebenfalls neu in deutsche Herrschaft übernommenen Djembezirke näherten, desto fühlbarer wurde schon der Einfluß der Station. Häuptlinge, deren Dorf noch weit von der deutschen Grenze entfernt war, zeigten in Spanisch-Muni schon voll Stolz schwarz-weiß-rot umränderte Ausweise, die sie sich in Djem geholt hatten.

Am 11. September vormittags mögen wir, wenn meine mit größter Gewissenhaftigkeit gemachten Itineraraufnahmen einigermaßen richtig sind, den als Grenze zwischen Spanisch-Muni und Neukamerun geltenden Längengrad überschritten haben. Wir fanden uns damit wieder unter dem Schutze des damals so mächtigen deutschen Reiches.

Und weiter bis zum Kongo

Es war anzunehmen, daß ich nach glücklicher Durchquerung von Spanisch-Guinea vom Gouvernement noch weitere Aufträge erhalten würde, um die nun einmal gut eingearbeitete Expedition im Interesse der Kolonie noch möglichst ausnützen zu können. So kam auch bald die Anfrage, ob ich nicht auch noch das östliche Gebiet unserer Neuwerbung, den am Sanga gelegenen Landstreifen bereisen und über den Kongo heimkehren wolle. Ich sollte vor allem das Gebiet der vielgenannten französischen Gummigesellschaft Compagnie forestière Sanga-Oubangui bereisen und über die bisherigen Leistungen der Gesellschaft, sowie über den Zustand der Pflanzungen und über sonstige, die deutsche Regierung interessierende Verhältnisse berichten. Dabei hätte ich auch Gelegenheit, Beobachtungen über die dort besonders stark verbreitete Schlafkrankheit und ihre Bekämpfungsmöglichkeiten zu machen. Auch darüber wurde ein Bericht erwartet. — Eine Fülle neuer, interessanter Aufgaben, die freilich sehr erheblich über mein ursprüngliches Reiseprogramm hinausgingen und mich etwa noch weitere vier bis fünf Monate in Afrika festhalten würden. Da die Urlaubfrage vom Gouverneur selbst schon in die Hand genommen worden war, konnte ich ohne Besinnen zusagen zumal ich immer noch

völlig gesund geblieben war. Die neue Reise bot neben viel Interessantem wohl auch im Graslande vor Carnot Gelegenheit zur Jagd, die bisher reichlich zu kurz gekommen war. So konnte ich vielleicht noch manches nachholen.

Mein Reiseplan war rasch gefaßt. Von Djem aus wollte ich auf kürzestem Wege die als nördlichster Punkt vorgesehene Station Carnot erreichen und von dort den Nambere und Sanga abwärts die verschiedenen Betriebsplätze der Compagnie forestière besuchen. Nach Abschluß dieser Tätigkeit würde ich mich wohl am besten mit dem Boot bis nach Bonga rudern lassen und von dort auf dem Kongo mit einem der mehr oder weniger regelmäßig verkehrenden Heckraddampfer weiter bis Kinshasa am Stanley-Pool fahren. Damit lag zwar wieder eine weite Reise, und dabei über 700 km Landmarsch vor mir, doch konnte ich mir diesmal vieles erleichtern. In Alt-Kamerun wenigstens war es bei den dortigen guten Wegverhältnissen voraussichtlich möglich die meisten Strecken zu reiten, so daß ich körperlich wesentlich entlastet wurde. Wenn man über ein halbes Jahr nahezu Tag für Tag 6—8 Stunden und noch mehr auf den schlechtesten Wegen oder gar durch Wasser und Sumpf stapfen mußte, so kann man begreifen, daß ich die Lage zählte, bis endlich das vom Gouvernement gestellte Reittier kam.

War im Djembezirke auch noch so manches in ursprünglichem Zustande, so konnte man doch bald nach Überschreiten der spanisch-deutschen Grenze am Benehmen der Eingeborenen den wohlthätigen Einfluß der deutschen Verwaltung feststellen. Die Buschgewehre und Speere waren verschwunden, die Dorfschaften empfingen uns überall in friedlicher Weise und beteuerten ihre Deutschfreundlichkeit. Wir fühlten uns mit einem Schlage wieder sicher und geborgen. Alles atmete wie befreit auf, und selbst die durch die letzten Wochen stark verängstigten Soldatenfrauen bekamen wieder neuen Lebensmut. Es war eine anerkennenswerte Leistung des Bezirkschefs von Djem, des trefflichen Hauptmanns Haedike, in kaum zwei Jahren sich derart durchzusetzen. Noch dazu in einem Bezirke, in dem die Franzosen in einer mehr als zehnfachen Zeit so gut wie nichts fertiggebracht hatten. Ihnen schien wohl wichtiger, für das eigene Wohlergehen zu sorgen als für die allgemeine Sicherheit im Bezirk. Wo immer französische Posten waren, fehlte es nicht an bequemer Unterkunft, soweit dies im Busch überhaupt möglich war, an Gärten und vor allem nicht an

Lebensmittelpflanzungen. In dieser Hinsicht geschah sicher nicht zu wenig, im übrigen aber kümmerte man sich nicht allzu viel um das anvertraute Land. So war kaum ein brauchbarer Weg vorhanden, als Haedike kam und sofort diese vordringlichste aller Kolonisationsaufgaben in Angriff nahm. Seit Monaten fanden wir zum ersten Male wieder längere Strecken gangbarer Wege. Zum mindesten waren die schlechtesten Buschpfade ausgebessert und für trockene Übergänge über Wasser und Sumpf gesorgt. Vorläufig freilich war erst der Anfang gemacht und noch unendlich viel zu tun, bis wenigstens die allerwichtigsten Verkehrsstrecken in Ordnung kamen. — Besonders auffallend war für uns die disziplinierte Haltung der Dorfschaften. Der Häuptling meldete sich ohne weiteres unter Vorzeigung seines Häuptlingsbuches, Verpflegung wurde reichlich gebracht, bei der Bezahlung gab es nirgends Schwierigkeiten, kurz und gut, man sah, daß man in ein Gebiet gekommen war, in dem eine strenge Verwaltung Ordnung geschaffen hatten.

Hatten wir so auch ohne Karte die ungefähre Grenze zwischen spanischer und deutscher Kolonie feststellen können, so drängte sich die nach Altkamerun jedem einigermaßen beobachtenden Reisenden geradezu von selbst auf. Schon die sofort besser werdenden Straßen, die Damm- und Brückenbauten, die vielen und gut gehaltenen Pflanzungen und nicht zuletzt die Ordnung und Sauberkeit in den Dörfern ließen ohne weiteres erkennen, daß wir in ein langjährig gut verwaltetes Gebiet gekommen waren, das alles bisher Gesehene weit übertraf: Altkamerun war erreicht. Uns aber, die wir monatelang in den unwirklichsten Gegenden zugebracht und die fürchterlichsten Wege kennen gelernt hatten, kam es in Altkamerun vor, wie wenn wir endlich wieder ein zivilisiertes Land erreicht hätten. Wir freuten uns über alles, was wir dort sahen, vor allem über die bisher nicht gekannten, dauernd gutbleibenden Wegverhältnisse. Weite Strecken waren schon als Kunststraßen für Lastwagen- und sogar Automobilverkehr ausgebaut oder im Bau begriffen. Überall sah man Eingeborene unter Leitung von weißen Aufsichtsbeamten am Wegbau beschäftigt. Verbesserung der Straßen und möglichst rascher Ausbau aller Verkehrsmöglichkeiten war von Anfang an das Leitmotiv der deutschen Kolonialverwaltung in allen ihren Kolonien. Nur auf diese Weise war es möglich, der sinnlosen Kraft- und Zeitvergeudung durch den Trägerdienst ein Ende zu

bereiten. Eine Kolonie, in der ein großer Teil der kräftigsten Männer jahraus, jahrein auf der Straße lag und dabei die Gesundheit ruinierte, konnte nicht gedeihen.

Ohne auf die Einzelheiten meines Marsches durch Ostkamerun, den ich in meinem im Jahre 1923 bei Georg Stille, Berlin erschienenen Buche „Quer durch den Urwald von Kamerun“ geschildert habe, näher einzugehen, soll hier nur der Gesamteindruck wiedergegeben werden, den auf mich damals der Zug durch den Süden unserer alten Kolonie gemacht hat. Der Marsch über die Bezirke Akoasim—Lomie—Dume nach dem im Osten erworbenen Neukamerun zeigte mir das Bild einer nach jeder Richtung hin hervorragend verwalteten und im besten wirtschaftlichen Aufschwung befindlichen Kolonie. Deutscher Fleiß und Organisationstalent hatten Hervorragendes geschaffen, das freilich damals schon den Neid der Nachbarkolonien erregt hatte. Wer es weiß, welch ungeheuere Arbeitskraft dazu gehört, in einem Gebiete, das zum größten Teil aus Regenwald besteht, nicht nur feste Straßen und große moderne Siedlungen mit den dazugehörigen Lebensmittelpflanzungen zu schaffen, sondern darüber hinaus dem Walde immer wieder neue große Flächen zum Anbau für Kakaó, Ölpalmen, Gummi, Kaffee und neuerdings auch für Baumwolle abzuräumen, muß größte Hochachtung vor diesen Leistungen haben. Neben den von Amts wegen vorgenommenen eigenen Kulturarbeiten war die Verwaltung auch bestrebt, belehrend auf die bäuerliche Tätigkeit der Eingeborenen einzuwirken. So wurden diese systematisch zur Verbesserung ihrer Lebensmittelpflanzungen angehalten und durch staatliche Musterfarmen in Bananen, Kassa-da, Jams, Erdnüssen, Ananas, Reis und Sesam ein praktisches Vorbild gegeben. Auch auf dem Gebiete der Viehzucht wurden von der Verwaltung weitgehende Versuche gemacht, doch waren die Erfolge im allgemeinen nicht befriedigend. Pferde und Großvieh litten streckenweise sehr unter der Iseffe. Besser ging es mit der Zucht von Schweinen, Schafen und Ziegen. Sie wurde denn auch von den Eingeborenen in weitem Umfange, meist mit Beihilfen des Gouvernements, übernommen. In der Gewöhnung an landwirtschaftliche Tätigkeit, deren Früchte den Bauern selbst zugute kamen, sah die deutsche Verwaltung die beste Möglichkeit, die eingeseffene Bevölkerung zur Arbeit zu erziehen. Ohne jeglichen Druck war, im Anfang wenigstens, nicht viel zu erreichen, da die Eingeborenen

bei der großen Fruchtbarkeit des Landes ihren Lebensunterhalt auch ohne große Anstrengungen fanden und daher von Natur aus sehr bequem waren. Erst als sie sich allmählich an höhere Bedürfnisse, wie sie jede Kolonisierung mit sich bringt, gewöhnt hatten, waren sie von selbst gezwungen, mehr als bisher zu arbeiten. Sie lernten sehr rasch den Wert des Geldes und seine Macht kennen und verkauften ihre sonst brachliegende Arbeitskraft. Nur auf diese Weise, nicht aber mit Peitsche und Knute kann man die Urbevölkerung eines Landes sich dauernd dienstbar machen.

Der Eingeborene ist und bleibt in Kolonien, in denen der Europäer so gut wie keine schwere körperliche Arbeit zu leisten vermag, das wichtigste Aktivum. Ihn richtig zu behandeln und zu williger Arbeitskraft zu erziehen, muß der Kern jeder vernünftigen Kolonialpolitik sein. Daß die unsere in diesem Punkte vollkommen entsprechend gewesen sein muß, beweisen schon die damals von der ganzen Welt anerkannten Leistungen Deutschlands. Es hat als jüngste Kolonialmacht die weit älteren rasch erreicht oder sogar überflügelt und seine Schutzgebiete in verkehrstechnischer, land- und forstwirtschaftlicher, wie auch in kultureller Hinsicht geradezu vorbildlich ausgebaut und verwaltet. Solche Leistungen können nicht durch brutalen Arbeitszwang allein geschaffen werden, sondern sie konnten nur bei einem willigen Mitarbeiten der Eingeborenen erreicht werden. Sind diese großen Erfolge schon allein ein Beweis für die Fähigkeit der Deutschen zu kolonisieren und für die Richtigkeit ihrer Eingeborenenbehandlung, so erbrachte der Weltkrieg einen noch viel schlagenderen: Die Treue und Anhänglichkeit unserer Schwarzen an ihre Herren. Soldaten und Träger hielten, ohne daß der geringe Prozentsatz der Deutschen sie dazu hätte zwingen können, freiwillig aus bis zum bitteren Ende! Nie wäre eine solche bis in den Tod gehende Opferbereitschaft möglich gewesen, wenn die Eingeborenen ihren weißen Herren nicht von innerstem Herzen zugetan gewesen wären. Es war daher eine ebenso große Lüge, wie Geschmacklosigkeit, daß die Weltpresse in und nach dem Kriege wider besseres Wissen die Kolonial-Deutschen als die größten Bedrücker des schwarzen Volkes und als zweifelhafte Existenzen bezeichnet hatte. Genau das Gegenteil war der Fall. Wo immer ich Beamte, Offiziere, Angestellte oder Kaufleute in deutschen Kolonien getroffen habe, waren sie bei aller Strenge gut und fürsorgend für die ihnen anvertraute Bevölkerung. Auch sonst habe ich persönlich

nur gute Erfahrungen mit meinen Landsleuten draußen gemacht. Dankbarst gedenke ich heute noch der weitgehenden Unterstützung und der großen Gastfreundschaft, die ich dort ausnahmslos gefunden habe. Man teilte mit mir, was man hatte, ohne dabei zu überlegen, daß jede Flasche Wein, jede Konserve 2—3 Wochen und noch länger auf dem Rücken der Träger transportiert werden mußte.

Was ich an Pflichttreue, Arbeitsfreude und Leistung bei fast allen Deutschen, auch auf den verlassenen und schwierigsten Posten gesehen habe, war kaum mehr zu überbieten. An solch' leuchtenden Vorbildern äußerster Pflichttreue habe ich mich selbst immer wieder aufgerichtet, wenn nach ununterbrochenen, monatelangen, Körper und Geist auf das Äußerste anstrengenden Arbeiten, Lust und Freude zu weiterem Schaffen erlahmen wollten. — Mag sein, daß ab und zu einmal ein rüdiges Schaf unter den vielen in der Kolonie tätigen Deutschen war. Solche Fälle kommen immer und überall vor. Die überwiegende Mehrzahl aber entsprach vollkommen den an sie gestellten Anforderungen; das bewiesen schon ihre Leistungen auf allen Gebieten, die auch die größten Lügen nicht ins Gegenteil verkehren können.

Nordöstlich geht der Marsch weiter, tage- und wochenlang ohne nennenswerte Abwechslung. Nur die klimatischen Verhältnisse ändern sich mit zunehmender Entfernung vom Regenäquator. Wir kommen allmählich über die reine Regenzone hinaus, und damit ändern sich Höhe und Verteilung der Niederschlagsmenge innerhalb des Jahres. Im Gebiete des immergrünen Regenwaldes gab es, wenn auch in bestimmten Monaten weniger, vielleicht auch einmal mehrere Tage gar kein Regen fiel, keine ausgesprochene Trockenzeit. Jetzt aber kamen wir allmählich in Gebiete, in denen die Niederschläge sich mehr auf gewisse Jahreszeiten konzentrierten und mengenmäßig geringer wurden. Damit bildete sich eine immer fester umrissene und länger werdende Trockenzeit heraus. Mehr und mehr wich der Regenwald und machte einer anderen Vegetation Platz. Wir waren aber auch schon über den 4. nördlichen Breitengrad gekommen, und hatten damit die theoretisch angenommene Grenze des immergrünen Regenwaldes überschritten. Schon vor Dume waren Lockerungen im bisher geschlossenen Walde, sowie ein allgemeiner Rückgang des Höhenwuchses bemerkbar geworden. Damit verliert das Waldbild den Charakter des typischen

Regenwaldes. Der bisher geschlossene, hochstrebende Wald fängt an, sich allmählich in eine Baumsteppe mit niedriger werdenden Baumgruppen aufzulösen. Auch sie werden immer spärlicher und kleiner, kurzschäftige Einzelbäume treten an ihre Stelle. Noch weiter nördlich verschwinden sie ganz. Reines Grasland ist an Stelle des Regenwaldes getreten und nur an den Flußläufen finden wir noch Waldgebilde. Es sind die für das Steppenlima charakteristischen Galeriewaldungen.

Wie oft hatte ich mich in den monatelangen Urwaldwanderungen, die jagdlich so wenig boten, nach dem Grasland gesehnt, das nach Angabe meiner Leute ein Wild-Dorado sein sollte. Wie oft hatten mich Soldaten, die das Grasland kannten und dort schon mit ihren Herren gejagt hatten, mit den Wildmengen getröstet, die uns erwarteten. Nur wieder einmal Wild sehen und richtig pürschen können, das war meine ganze Sehnsucht! Von Monat zu Monat hoffte ich auf den Tag, an dem wir endlich den alles verdämmernenden Regenwald hinter uns haben würden. Dann wollte ich nachholen, was ich bisher versäumt. Nun waren wir endlich so weit gekommen und vor uns dehnte sich das unendliche Grasland. Aber was sagte mir schon die erste Stunde dort? Sie sagte mir, daß wir gerade zur ungünstigsten Zeit gekommen waren, zu einer Zeit des höchsten Grasstandes, der die Jagd ganz unmöglich machte. Monatelang hatte es geregnet und das Gras stand zwei bis drei Meter hoch, das sogenannte Elefantengras noch viel höher. Ein ausgewachsener Elefant konnte darin untertauchen. — So war ich wieder einmal zur unrichtigen Zeit gekommen. Gewiß gab es Wild genug, man konnte es auch überall spüren, die jagdlichen Ausichten aber waren noch schlechter als im wildarmen Urwalde, in dem man wenigstens ab und zu einen Schuß anbringen konnte. Hier aber war überhaupt nichts zu wollen, das zeigten mir schon die ersten kläglich mißlungenen Versuche. Keine fünf Meter weit hatte man Ausblick und jeder Schritt in den hohen Graswänden mußte mühsam erkämpft werden. Zerschunden und von dem regennassen Gras völlig durchnäßt, kehrte ich nach Stunden anstrengendster Pürsche zum Lager zurück und mußte mir sagen, daß jeder weitere Versuch aussichtslos war. Einige Monate später, wenn das vertrocknete Gras von den Eingeborenen niedergebrannt ist und der Boden nach den ersten Regenfällen sich wieder zu begrünen beginnt, mochte vorzügliche Jagd sein, jetzt

aber war jede Mühe umsonst. Es war so wenig Hoffnung, auch nur ein Stück Wild zu Gesicht zu bekommen, daß selbst meine ungewöhnliche Jagdleidenschaft mich zu keinem weiteren Pürschversuche mehr verleiten konnte. Voll Bitterkeit mußte ich mit dem Versagen dieser letzten guten Jagdgelegenheit zugeben, daß Kamerun ein jagdlicher Mißerfolg für mich geworden war. Denn auch für den letzten Teil meiner Reise war nicht mehr viel zu erhoffen. Mit unserer, in kurzer Zeit beginnenden Umkehr nach dem Süden und der damit erfolgenden Annäherung an den Regenäquator mußte das Grasland verschwinden und naturnotwendig wieder Regenwald kommen. Ihn hatte ich jagdlich schon längst hassen gelernt.

Auch in anderer Beziehung war das Grasland eine große Enttäuschung. Die Auffassung, daß man hier wesentlich leichter marschieren könne als im Urwald mit seinen Wassern und Sümpfen, traf nur insoweit zu, als der Weg gereinigt, das Gras geschnitten oder doch mit Stöcken niedergedrückt war. Wo dies aber nicht der Fall war, wie in den von der Verwaltung noch wenig erfaßten Graslandgebieten NeuKameruns, bot der Zug zwischen den hohen Graswänden, die sich oft zu förmlichen Grastunnels zusammenschlossen, noch mehr Schwierigkeiten als die berüchtigten Urwaldmärsche. Mir wenigstens wurde das Marschieren und Hindurchzwingen durch diese heißen, jeder Zugluft entbehrenden stückigen Grastunnels sehr bald zur Qual.

Aber auch das Grasland hatte sein Gutes. Es bot Sonne, Licht und unendliche Weiten. Alles Dinge, die wir im Walde so lange vermissen mußten. Wenn der Reisende in Afrika die Sonne auch oft genug verwünscht haben mag, in den ersten Tagen, an denen wir sie nach so langer Zeit wieder in ihrem ganzen Glanze genossen, freuten wir uns doch von Herzen darüber. Die Stimmung hob sich, man fühlte sich froher und freier als in dem alles erdrückenden Urwalde. Nie habe ich den gewaltigen Einfluß der umgebenden Natur auf den Charakter der Bevölkerung mehr empfunden als beim Wechsel des Waldgebiets mit dem Graslande. Die Menschen sind völlig andere geworden. Dort im Düster des Waldes ernste, finstere Gestalten mit schwerem Gemüt, hier im Lande des Lichtes und der Sonne ein lebensfrohes, leichtlebigen Volk. Musik und Tanz treten wieder in ihre Rechte, laute Fröhlichkeit und Lebenslust, wohin man sah. Von weitem kamen uns schon

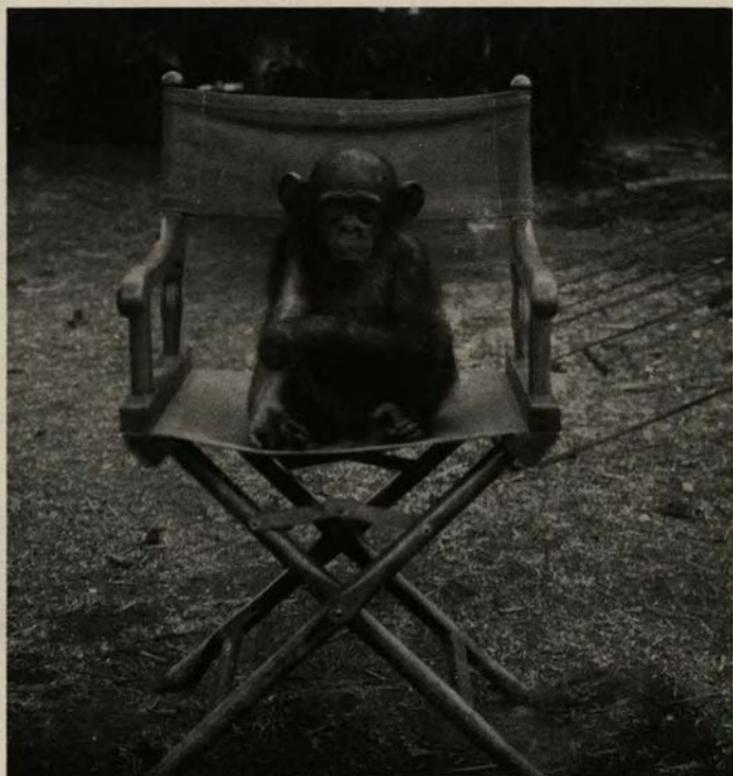
die Häuptlinge entgegen, meist hoch zu Ross, in lange, wallende Gewänder gehüllt. Mann und Pferd mit allen möglichen Zieraten und glitzerndem Tand behangen. Hinterdrein Paukenschläger und Musikanten mit verschiedenartigen, selbstgefertigten Klanginstrumenten. Oft war neben dem eigentlichen Stammeshäuptling auch der Häuptling der Haussas, dieses Händlervolkes aus dem Osten, mitgekommen, um auch seinerseits mit allem Gepränge unseren Zug zu empfangen und sich dabei in Erinnerung zu bringen. Sicher hatten sich die Soldaten und Träger auf dem Marsche durch den Urwald Geld erspart, das konnten sie nun bei den Haussas loswerden! Und wurden es auch meist los. In keinem größeren Dorfe fehlen diese Schmarozer. Nur in der Waldzone hatten wir sie vermisst. Bei den wilden, armen Pangwes war für sie kein Platz. Dafür aber um so mehr im Graslande, wo es sich besser lohnte. Mit gutem Spürsinn hatten die Haussa die Dörfer gefunden, in denen etwas zu holen war, und sich in einem eigenen Viertel — auch eine Art von Ghetto — angesiedelt. Dort hielten sie ihren Schund und Plunder feil, mit dem sie die Dorfbewohner und ihre Arbeitskraft bis zum Letzten auszubeuten verstanden. War dies geschehen, so verschwand auch der Haussa, um in anderen Gebieten sein Schmarozerdasein fortzusetzen.

Nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Siedlungen des Graslandes zeigen gegenüber dem Regenwaldgebiet und seinen eingegengten Dörfern einen unverkennbaren Fortschritt. Hier brauchte man nicht wie im Walde mit jedem Quadratmeter Boden geizen und konnte daher schon in der ersten Anlage großzügiger und zweckmäßiger verfahren. Rechtwinkelige Straßenzüge, größere Dorfplätze und solidere Wohnhütten, die meist auf runden, festen Lehmwänden ein spitzes Grasdach tragen und im Innern schon Trennungswände zeigen, erwecken den Eindruck einer gewissen Kultur. Wenn nur die Frauen nicht gewesen wären! Sie ließen im Gegensatz zu den Männern von einer fortgeschrittenen Eingeborenenkultur auch nicht das Mindeste erkennen und gaben an Ursprünglichkeit und Scheußlichkeit den Pangwefrauen nichts nach. Sie waren nur noch häßlicher. Nackt bis auf einen Blätterbüschel vorne und einen hinten, hatten sie nur noch einen Baststrick um die Hüften, der ihre „Toilette“ zusammenhielt. Zu festlichen Gelegenheiten, wie z. B. zu unserem Empfang wurden die Blätterbüschel ab und zu erneuert. Das war aber auch alles, was sie sich

leisteten. Daß sie aber trotzdem nicht von Eitelkeit frei waren, zeigten die franz- oder ballonförmigen Gebilde, zu denen sie mit Hilfe von gefärbtem Lehmbrei ihre Haare formten und nicht zuletzt die qualvolle Verlängerung der Oberlippe durch eingeklemmte Holzscheiben. Gerne ertrugen sie die Schmerzen, wenn sie dafür nur recht „schön“ wurden. Der Geschmack ist ja glücklicherweise verschieden, aber ich hätte nicht geglaubt, daß auch solche Scheusäler geliebt werden. Dabei machen die Männer durchaus keinen tiefstehenden Eindruck. Im Gegenteil, sie legen Wert auf gewisse Außerlichkeiten, die sie von den Haussas übernommen haben, wie sie auch alle mit einer Art Hemd oder Überwurf aus Baumwollstoff bekleidet sind.

Am 5. November verlassen wir schon wieder Altkamerun und überschreiten den Grenzfluß auf einer lediglich aus Buschmaterial hergestellten, einfachen Brücke. Zu Anfang unserer Urwaldwanderungen waren wir bei tiefen Wasserläufen auf die Eimbäume der Eingeborenen angewiesen. Meist bis zum Rande belastet waren es recht unsichere Fahrzeuge. In Altkamerun gab es auf den wichtigeren Verkehrswegen überall Brücken. Als ich mich zum ersten Male einer solchen, nur aus Buschmaterial hergestellten Brücke anvertrauen sollte, hatte ich gewisse Zweifel über ihre Festigkeit. Die eingeschlagenen Joche waren schwache kaum mehr als armstarke Stangen und alle Teile nur mit Buschreben ohne Eisenklammern und ohne Nägel zusammengehalten. Dazu bestand der Belag aus fingerdicken Ruten! Die Brücke aber war fest und zäh und hätte noch weit schwerere Lasten ausgehalten. Anstandslos trug mich das brave Maultier hinüber in mein neues Arbeitsgebiet.

Der krasse Unterschied zwischen dem Kulturzustande der neu übernommenen Gebiete und dem in Altkamerun war ein sprechendes Zeugnis für die Fähigkeit der Deutschen zu kolonisieren. Er war aber ein ebenso vernichtendes Dokument für die vielgerühmte französische Kolonialtätigkeit. Sicherlich haben die Franzosen auch in vielen ihrer Kolonien Hervorragendes geleistet, in den uns abgetretenen Gebietsteilen aber hatten sie vollständig versagt. Konnten wir dies schon im Muni- und Djembegirk feststellen, so erneut wieder im oberen Sangabegirk, den wir nunmehr betreten hatten. Wo die deutsche Verwaltung in der Kürze der Zeit sich noch nicht hatte durchsetzen können, war von einer ehe-



Junger Schimpanse in Ufoko



Woermann-Faktorei in Goby

maligen Verwaltungstätigkeit so gut wie nichts zu bemerken. Keine auch nur einigermaßen ausgebauten Wege erinnerten an französische Kolonialtätigkeit. Dafür zeigte sich die Bevölkerung im höchsten Grade mißtrauisch und streckenweise sogar feindlich, so daß wir wieder kriegsgemäß marschieren mußten. Am unangenehmsten machte sich die unfreundliche Haltung der Eingeborenen insofern fühlbar, als es an den nötigen Lebensmitteln zu fehlen begann. Wir waren daher zu sehr starken Märschen gezwungen, um möglichst bald wieder bessere Gegenden zu erreichen. Die Hungerstrecke dauerte Gottlob nicht lange. Der Einfluß der deutschen Station Mambere-Carnot machte sich von Tag zu Tag mehr geltend und damit waren wir aller Not enthoben.

Carnot liegt im Schlafkrankheitsgebiet, für das besondere sanitätspolizeiliche Maßnahmen gelten. Es wurden daher meine zum größten Teil aus Kribi in Utkamerun stammenden Träger ausgemustert und wieder nach dort zurückgeschickt. Vorher aber mußten sie sich noch einer ärztlichen Untersuchung unterziehen, um eine Verschleppung der Seuche zu verhüten. Die Untersuchung wurde peinlichst genau durchgeführt, dann erst erhielten die Leute den Gesundheitspaß. Man sah schon bei diesem ersten Anlaß, wie ernst es die deutsche Verwaltung mit der Bekämpfung der Schlafkrankheit nahm.

In richtiger Erkenntnis, daß das neu eingetauschte, an sich wertvolle Gebiet nur dann eine Kolonisationsarbeit wirklich lohnen wird, wenn es gelang, die seit Jahrzehnten hier grassierende und das ganze Gebiet verseuchende Schlafkrankheit erfolgreich zu bekämpfen, hat die deutsche Regierung von Anfang an alles getan, was möglich war, dieser verheerenden Seuche Herr zu werden. Es warf ein schlechtes Licht auf die voraus gegangene französische Verwaltung, daß bisher nichts Durchgreifendes geschehen war, die Schlafkrankheit zu bekämpfen oder doch wenigstens die Weiterverbreitung zu verhindern. Von Jahr zu Jahr nahm sie zu, die ersten Europäer lagen schon unter dem Rasen und immer weitere Gebiete wurden verseucht. Ein furchtbares Dahinsiechen und qualvolles Sterben hatte in Zentralafrika Einzug gehalten. Es waren erschütternde Bilder, wenn wir auf unserem Zuge wiederholt große stattliche Dörfer verlassen und verödet fanden. Die Hütten waren verfallen, die Wege und Plätze vergrast, weit und breit kein Eingeborener mehr zu finden. Und wenn ich nach dem Grund

der Abwanderung fragte, erhielt ich immer die gleiche Antwort: „Schlafkrank“. Eine grausame Tragödie hatte sich hier abgespielt. Zuerst waren es einige alte schwache Leute, die der tödlichen Krankheit zum Opfer fielen, dann kamen Männer und Frauen im besten Alter daran, und was nicht starb, siechte langsam dahin. Der weitaus größte Prozentsatz der Dorfbewohner war schon befallen und die Zahl der Kranken mehrte sich immer noch. Da erfaßte die Armen eine wahnsinnige Angst und in sinnloser Flucht verließen sie ihr Dorf und ihre Heimat und zogen immer weiter und weiter bis in den Urwald. Dort wollten sie ein neues Leben beginnen. In schwerer ungewohnter Arbeit hatten sie die Stämme gerodet und sich von neuem angesiedelt. Sie alle hofften auf den Wald als letzte Rettung. Vergebliches Hoffen. Die meisten von ihnen trugen schon die todbringenden Trypanosomen mit sich im Blute und waren rettungslos verloren.

Die Schlafkrankheit ist zur furchtbarsten Geißel Zentralafrikas geworden. Sie hat in zunehmendem Maße anfangs dieses Jahrhunderts große und reiche Landstriche entvölkert und fraß immer weiter. Und nichts geschah, bis Deutschland kam. Von diesem Zeitpunkt an kann man erst von einem organisierten Vorgehen sprechen. In erster Linie galt es, Ostkamerun vor einem Übergreifen der Seuche zu schützen. Man führte den Gesundheitspaß ein und stellte den Verkehr mit den verseuchten Gebieten unter strenge Kontrolle. Schlafkrankheitslager, in denen die bereits Infizierten gesammelt wurden, sollten weitere Ausdehnung und Ansteckung verhüten. Sie hatten freilich nur Sinn in weniger befallenen Gegenden. Wo die Seuche schon einen größeren Prozentsatz erfaßt hatte — es gab Dörfer, in denen weit mehr als die Hälfte der Einwohner erkrankt waren — war mit Konzentrationslagern nichts mehr zu machen. Hier setzte die viel gerühmte Atopylbehandlung durch die Regierungsärzte an Ort und Stelle ein. War auch bei der damaligen Heilmethode eine Rettung der Schwerkranken in den meisten Fällen nicht mehr zu erwarten, so brachten die Atopylinjektionen doch vorübergehende Besserung und eine Linderung der Schmerzen. Außerdem machten sie das Blut auf längere Dauer keimfrei und verhinderten damit für diese Zeit wenigstens weitere Infizierungen. — Jedenfalls geschah von Seiten der deutschen Verwaltung alles, was möglich war, der Seuche Herr zu werden. So habe ich selbst wiederholt Regierungsärzte weit ab

von ihrem Dienstsitz angetroffen, die von Dorf zu Dorf zogen und planmäßig gegen die Seuche vorgingen. Anfangs hatten die Eingeborenen eine begreifliche Angst vor den Ärzten und mancher Kranke riß vorher aus oder wurde von seinen Angehörigen versteckt, doch wuchs von Monat zu Monat das Vertrauen. Ich war in einigen Fällen Zeuge, wie freudig die deutschen Ärzte von den Dorfschaften empfangen und wie bereitwillig sie in ihrer schweren Arbeit von den Dorfsältesten unterstützt wurden. Systematisch und mit deutscher Gründlichkeit wurde gearbeitet. Die Einwohner wurden listenmäßig aufgenommen, die Drüsenträger punktiert und wenn Trypanosomen festgestellt waren, mit Atogyl behandelt. Ich habe mich immer wieder von der Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und selbstlosen Hingabe der deutschen Ärzte und ihrer Gehilfen bei Ausübung ihres schweren gefährvollen Amtes überzeugen können. Gerade sie waren der lebende Gegenbeweis für die unerhörte Lüge, daß die Deutschen nichts für die Eingeborenen getan hätten. Sie haben jedenfalls in der kurzen Zeit seit der Übernahme unendlich viel mehr auf diesem menschlich so wichtigen Gebiete geleistet, als die vorausgegangene französische Verwaltung in mehreren Jahrzehnten. Dafür aber leisteten die Franzosen sich nach dem Kriege das Ungeheuerliche, vor aller Welt den Deutschen das moralische Recht und jede Fähigkeit zum Kolonisieren abzuspochen. Und nun wollte es die Ironie des Schicksals, daß nicht lange nach dem Diktat von Versailles gerade diese als unfähig und unwürdig für jede Kolonisationsarbeit gebrandmarkt Nation zur Wohltäterin von ganz Zentralafrika wurde. Deutschem Erfindergeist und deutscher chemischer Industrie blieb es vorbehalten, in dem Präparat „Bayer 205“ das weit bekannt gewordene „Germanin“ zu schaffen, das im Gegensatz zu Atogyl nicht nur vorübergehende Besserung, sondern dauernde Heilung erzielen kann. Was das bei einem bisher als unheilbar erkannten Leiden bedeutet, darüber braucht weiter kein Wort verloren zu werden.

Damals freilich, als ich mich im Schlafkrankheitsgebiet befand, gab es für die Unglücklichen, die einmal infiziert waren, nahezu keine Hoffnung mehr auf Heilung. Ein entsetzlicher Gedanke, wenn man an die ständige Möglichkeit der eigenen Infizierung durch die massenhaft auftretende Tsetsefliege (*Glossina palpalis*) dachte. Hatte diese unheilvolle Fliege die Trypanosomen aus dem Blute eines Erkrankten gesogen und auf einen Gesunden übertragen, so

gab es so gut wie keine Rettung mehr, vor allem nicht bei den Europäern. Damals war wenigstens noch kein Fall bekannt, in dem ein Trypanosomenträger unter den Weißen mit dem Leben davongekommen wäre. Langwieriges Siechtum, Verfall der Kräfte und dann qualvoller Tod waren das sichere Los. Auf dem kleinen Europäerfriedhof in Carnot zeugen sechs Grabhügel, die sich in wenigen Jahren dort gehäuft haben, von dem tragischen Schicksal junger, lebensfroher Franzosen, die voller Hoffnungen in dieses unheilswangere Land gekommen und in verhältnismäßig kurzer Zeit nacheinander der Schlafkrankheit zum Opfer gefallen waren. Ein außergewöhnlich hoher Prozentsatz im Verhältnis zu der kleinen Zahl der in Carnot ansässigen Weißen! Wie ein Schatten lag trotz des hellen Sonnenscheins das Gespenst dieser furchtbaren Seuche über dem ganzen Landstrich, und wo immer sich Weiße trafen, war die Schlafkrankheit das Hauptgespräch. Wie rasch ging doch die Übertragung der Krankheitserreger durch die verfluchte Fliege! In wenigen Minuten konnte auch der Gesündeste infiziert und dem Tode geweiht sein. Dazu immer und überall dieses unheimliche Insekt. Wie oft wurde man tagtäglich gestochen, vor allem auch bei den vielen Bootsfahrten! Heimtückisch schlüpfen die Glossinen in die Hosenbeine oder Ärmel und ehe man sich versah, hatte man einen Stich weg. Wie leicht war in diesem schwer verseuchten Gebiete eine Infektion möglich! Eine unsagbare Wut erfaßte mich, wenn uns die Fliegen auf den Bootsfahrten oft stundenlang verfolgten, ohne daß man sich ihrer erwehren konnte. Hunderte Male wurde ich in den vielen Wochen unseres Aufenthaltes am Sanga gestochen, so daß ich vielleicht auch schon krank war. Man wird daher verstehen, wie mir zumute war, als wir gegen Ende meiner Reise unten am Sanga vom Regierungsarzte Dr. Siebert aus Molundu, der sich gerade auf einer Dienstreise befand, auf Schlafkrankheit untersucht wurden. Zuerst kamen meine Leute daran, die mich auf der Bootsfahrt begleitet hatten. Gottlob war kein Trypanosomenträger darunter. Dann wurde von mir die Blutprobe genommen. Unverhältnismäßig lange blickt Dr. Siebert ins Mikroskop. Es scheint etwas nicht in Ordnung zu sein, denn noch immer ist er nicht fertig. Es waren für mich keine angenehmen Minuten, bis der Arzt den bescheidenden Bescheid gab: „Keine Trypanosomen und auch keine Malariakeime. Sie sind völlig gesund.“ Wie ein schwerer

Alpdruck löste es sich von meiner Brust. Erleichtert und befreit atmete ich auf, wie wenn mir das Leben von neuem geschenkt worden wäre.

Nur wer selbst längere Zeit im Schlafkrankheitsgebiet gereist ist und tagtäglich ihre verheerenden Wirkungen vor Augen gesehen hat, kann ermessen, was diese Geißel für ein Land bedeutet und welche große Verantwortung die Kolonialmächte in den verseuchten Gebieten zu tragen haben. Die Schlafkrankheitsbekämpfung muß ihre erste und wichtigste Aufgabe sein, sie muß allen anderen Kolonialaufgaben vorausgehen, da mit der Gesundung des Landes die Kolonisationsmöglichkeit steht und fällt. Deutschland hat danach gehandelt. Es hat mit Energie und Verständnis das von den Franzosen Versäumte nachzuholen versucht und war auf dem besten Wege, durch Ausbau seines Arztedienstes und Zentralisation der Bekämpfungsmaßnahmen der Seuche Einhalt zu tun. Auch war die Einrichtung einer eigenen wissenschaftlichen Untersuchungsanstalt im Bezirke Carnot geplant, um über alle mit der Schlafkrankheit zusammenhängenden Fragen Klarheit zu schaffen. Vor allem bestanden noch sehr erhebliche Zweifel über die Art der Übertragung. Die Annahme, daß nur die *Glossina palpalis* die Überträgerin sei, erschien mir von Anfang an schon als sehr unwahrscheinlich, zumal ich Schlafkranke auch in glossinenfreien Gebieten antraf. Sicherlich ist sie einer der hauptsächlichsten Überträger, sehr wahrscheinlich aber ist auch noch eine Reihe anderer Fliegen und Stechmücken, vielleicht auch sogar der Sandfloh daran beteiligt. Hier wäre meiner Ansicht nach ein dankbares Feld für die angewandte Entomologie, auf deren Gebiete Deutschland schon in vielen Fällen bahnbrechend gewirkt hat.

Die letzte größere Aufgabe, die mir übertragen worden war, betraf die Compagnie forestière Sanga-Oubangui. Die zu diesem Zwecke vorgenommenen örtlichen Erkundungen gaben mir unter anderem auch einen sehr interessanten Einblick in die großen Möglichkeiten der Gummierzeugung in den von Deutschland neu erworbenen Gebietssteilen. Hatte ich im Munigebiet den Gummibaum (*Kiackxia elastica*) überhaupt nicht oder doch nur ganz selten angetroffen und nur Kautschuklianen als Gummilieferanten gefunden, so konnte auf dem Marsch nach dem Osten die Zunahme der Gummibäume in fortschreitendem Maße festgestellt werden. Vor allem war der größten Teils zum Konzessions-

gebiete gehörende Mamberebezirk sehr reich an Gummi. So habe ich schon in den ersten ins Grasland einbuchtenden Urwaldstreifen, die den Wiederbeginn des mehr südlich gelegenen Regenwaldes andeuteten, einen großen natürlichen Reichtum an Gummibäumen und -lianen festgestellt. Freilich zeigte mir die nähere Besichtigung dieser Waldstreifen auch gleich den Raubbau, der dort getrieben wurde. So ziemlich jeder einigermaßen zapfungsreife Baum war bis hoch hinauf fischgrätenartig eingeschnitten und mancher schon zu Tode gezapft. Nicht anders war es bei den Kautschuklianen. Jede stärkere war 5—6 m weit hinauf spiralenförmig angezapft, wenn man sie nicht überhaupt, der leichteren Milchgewinnung halber, heruntergerissen und zerstückelt hatte. Diese Wahrnehmungen rücksichtslosesten Raubbaues waren vor allem in den Freihandelsgebieten zu machen, aber auch die Compagnie forestière konnte von stellenweisen starken Übernutzungen nicht freigesprochen werden. Andererseits aber mußte anerkannt werden, daß die Gesellschaft die natürliche Gummierzeugung im Lande durch Anlage ausgedehnter Pflanzungen auch wieder erhöhte. Auffallend groß und sauber gehalten waren die Lebensmittelplantagen, aus denen Angestellte und Arbeiter verköstigt wurden. Es war dies ein sehr wesentliches Moment in der von der Gesellschaft neuerdings betriebenen Arbeiterfürsorge. Früher soll es allerdings anders gewesen sein und die Forestière, die zehn von den im Sanga-Ubangigebiet sitzenden Gummigesellschaften in sich vereinigt hat, stand anfänglich nicht im besten Rufe. Sie hatte mit Wissen und vielleicht sogar mit Unterstützung der französischen Regierung jahrelang eine rücksichtslose Ausbeutung der eingeborenen Arbeitskräfte getrieben, bis es darüber zu einem öffentlichen Skandal kam. Ob der auffallende Umschwung lediglich auf bessere Erkenntnis zurückzuführen ist, oder ob nicht die Angriffe in der französischen Kammer, die der Compagnie forestière eine grausame Arbeitserpressung vorwarfen, daran die Hauptschuld tragen, möchte ich dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls war die Behandlung der Eingeborenen von Seiten der Forestière in der Zeit der deutschen Verwaltung einwandfrei. Vor allem verstand es die Gesellschaft, in richtiger Erkenntnis der Psyche der Eingeborenen, ihre Liebe durch reichliche und gute Verpflegung zu gewinnen. So war das Verhältnis zwischen Schwarzen und Weißen wieder ein vertrauensvolles geworden, und das offensichtlich gute

beiderseitige Eilvernehmen überzeugte mehr als die langatmigen Ausführungen zweier Denkschriften, in denen die Gesellschaft ihre Arbeiterfürsorge über den Schellenkönig lobte und die vollbrachten Leistungen stark übertrieb.

Sehr zweckmäßig und sorgfältig war die Behandlung des Milchsaftes von der Zapfstelle bis zum Versand des fertigen Produktes. Im Gegensatz zu der aus vielen Freihandelsgebieten gelieferten, oft durch alle möglichen Beimischungen verfälschten oder durch unsaubere Aufbereitung stark verunreinigten Ware, war der von der Forestière gelieferte Gummi vollkommen rein, so daß er unter dem aus Kamerun gelieferten Kautschuk am höchsten bewertet wurde und Preise erzielte, die nicht viel unter dem Parafine standen.

In einem Punkt hat die Forestière entschieden versagt, er lag auf waldbaulichem Gebiete. Sie hatte in ihrem ungeheuren, für eine richtige Bewirtschaftung ganz unmöglich großen Konzessionsgebiete gewaltige Urwaldstrecken, in denen zwar der natürliche Bestand an Gummipflanzen, vor allem an Kiekzien durchaus kein großer war, aber sehr leicht hätte vermehrt werden können. Nach meinen Beobachtungen erträgt der Gummibaum einen ziemlich starken Grad von Beschattung, namentlich wenn das Schirmdach sehr hoch über dem Boden steht. Demnach wären weite Teile des primären Urwaldes ohne weiteres zur Einbringung von Gummibäumen auf dem Wege der Pflanzung und sehr wahrscheinlich auch durch Saat geeignet gewesen. Außerdem war es ohne Zweifel möglich, durch Auslichtung samentragernder Bäume eine natürliche Verjüngung vorhandener Gummibestände einzuleiten und allmählich zu einer horst- und gruppenweisen Wirtschaftsform überzugehen. Auf diese Weise müßte es ohne weiteres möglich sein, den natürlichen Bestand an Gummibäumen, der mitunter kaum mehr als etwa 10 Stück pro Hektar betrug, in wenigen Jahren zu vervielfachen und zu einer viel intensiveren Wirtschaft zu kommen. Eine auf diese Art vorgenommene Mehrung der Gummierzeugung im Walde würde sehr viel weniger kosten, als die Anlage von Gummipflanzungen und auch später weit geringere Ausgaben für die nachfolgende Bestandespflege verlangen. Und endlich würden die im Urwalde eingesprengten Horste und Gruppen weniger den Gefahren durch Schädlinge ausgesetzt sein als ausgedehnte Reinkulturen. Daß mit derartigen waldbaulichen Maßnahmen, die zum Teil auch

größere Eingriffe in den primären Urwald verlangten, gleichzeitig seine Überführung in einen Wirtschaftswald angebahnt werden konnte, mußte diese Aufgabe für einen Forstmann doppelt reizvoll machen.

Einer der wundesten Punkte waren die „Aménagements“, zu deren planmäßiger Bewirtschaftung „exploitation méthodique“ die Gesellschaft durch Art. 4 des ursprünglichen Konzessionsvertrages verpflichtet war. Von einer planmäßigen Bewirtschaftung war, wenn man die an Raubbau grenzende Gummizucht nicht als solche bezeichnen wollte, in diesen Aménagements nichts zu sehen. Man hatte lediglich versucht, in einigen Waldteilen durch Einlegung eines Schneisensystems in Kilometerabstand eine Art Forsteinrichtung und damit die Vertragserfüllung vorzutauschen. Daß es sich hierbei nur um „Potemkinsche Dörfer“ handelte, konnte ich sehr bald feststellen, wenn ich trotz Abratens des mich begleitenden Direktors der Forestière den Schneisen ein Stück weit nachging. Wo die Sicht vom Wege aus endete, war sehr oft auch der Aufhieb schon zu Ende. Das allein war für mich schon genügend Beweis, daß die Schneisen nicht etwa weiteren forstlichen Maßnahmen dienen sollten, sondern lediglich Selbstzweck waren. Sie hatten keinen anderen Zweck, als durch Vortauschung der „exploitation méthodique“, die in diesem Falle nach dem Vertrag mögliche Eigentumsübertragung der betreffenden Aménagements zu begründen. Ich hätte aber auch ein richtig durchgeführtes Schneisensystem niemals als sinngemäße Erfüllung des Artikels 4 bezeichnet, sondern es vielmehr als eine, bei der gewaltigen Wiederverjüngungskraft des Urwaldes geradezu unsinnige Verschwendung der für wichtigere Zwecke benötigten Arbeitskräfte verurteilt.

Wenn man trotz aller Mängel der Forestière, die bei weitem nicht das war und leistete, was sie in ihren sehr geschickt abgefaßten Propagandaschriften ¹⁾ zu sein vorgab, Vergleiche zwischen ihr und dem Freihandel zieht, so möchte ich der Compagnie doch bei weitem den Vorzug geben.

Das gleiche gilt für die übrigen Konzessionsgesellschaften, die sich dem Freihandel gegenüber, vor allem hinsichtlich der Arbeiterpolitik als weitsichtiger und bei Preisschwankungen als wider-

¹⁾ „La Compagnie Forestière Sangha Origines; ses Méthodes, ses Résultats, ses Aspirations“, Nov. 1911 und „La Compagnie Forestière Sangha Origines: Travaux d'Aménagement Forestière p. p.“, Januar 1912.

standsfähiger erwiesen haben. Sie haben auch den schweren Gummisturz des Jahres 1913 verhältnismäßig gut überstanden, während dieser Preisverfall sich im Freihandel stellenweise verheerend ausgewirkt hat. Bei schlechten Absatzlagen lohnte der Preis nicht einmal mehr den weiten Trägertransport, so daß Hunderttausende von Kilogramm bereits aufgearbeiteten Gummis aufgegeben wurden. Was hätten diese um wenig Geld erhältlichen und bei richtiger Lagerung unbegrenzt haltbaren Gummimengen für Deutschland in den folgenden schweren Jahren bedeutet! —

Mitte Dezember kam heran, bis ich mit meinen Erkundungen im Gebiete der Forstière, bei denen ich in dankenswerter Weise sowohl von den deutschen, wie auch von den Beamten der Gesellschaft unterstützt wurde, Schluß machen konnte. Ich glaubte über die wesentlichsten Punkte so weit informiert zu sein, daß ich dem Gouvernement brauchbare Vorschläge für die Ablösung der Konzession unterbreiten konnte. Am zweckmäßigsten schien mir für beide Teile zu sein, die Gesellschaft für ihre Konzession mit Übertragung des Eigentums auf einem sehr viel kleineren Gebiete abzufinden. Wenn dieses auch nur einen Bruchteil der bisherigen Konzessionsfläche betragen konnte, so würde es bei entsprechender Vermehrung der Gummibestände und der damit erst möglichen Intensivierung des Betriebes doch annähernd gleiche Erwerbsmöglichkeiten wie bisher gewährleisten. Der endgültigen Eigentumsübertragung mußte aber vorher noch die Ausscheidung genügend großer Eingeborenen-Reservate vorausgehen, um der Bevölkerung die Existenzmöglichkeit nach wie vor zu gewährleisten und sie von der Gesellschaft unabhängig zu machen. Es waren dies alles Forderungen, über die man bei gutem Willen zu einer beide Seiten befriedigenden Einigung kommen konnte. —

Am 16. Dezember bin ich endlich so weit, von Nola aus die Bootfahrt zum Kongo anzutreten. Schwer wurde mir der Abschied von der Mehrzahl meiner braven Soldaten, die von hier aus nach Altkamerun zurückkehren sollten, da sie auf der Bootfahrt nicht mehr benötigt wurden. Nur ein paar Mann sollten mich begleiten, dazu meine persönliche Bedienung und die beiden Expeditionsgehilfen. Als Fahrzeug wurde ein der Forstière gehöriges großes Stahlboot — Balainière genannt — gemietet. Diese Boote, die bis zu 4 Tonnen Nutzlast tragen konnten, hatten sich im Verkehr

auf dem Sanga sehr bewährt. Sie waren bei richtiger Rudermannschaft trotz ihrer Größe schnell und boten die Möglichkeit, sich für eine längere Fahrt wenigstens einigermaßen bequem einzurichten. So wurde für mich inmitten des Bootes ein Sonnendach errichtet, unter dem mein Zeltstuhl stand. Davor mehrere Kisten und Koffer als Tisch, so daß ich auch während der Fahrt die nötigen Aufschreibungen machen konnte. Drei Mann der Rudermannschaft stehen vorne am Bug mit langen Stangen, um zu helfen, wo es not tut, acht Mann rudern stehend am Heck, während ein flußvertrauter Mann das Steuer bedient, so daß im ganzen zwölf Mann ständig an der Arbeit sind. Es sind durchweg ausgesuchte, kräftige und rudergewandte Leute, die ihr Handwerk verstehen. Staunenswert ist ihre Leistungsfähigkeit. Es kam vor, daß sie 8—10 Stunden im Tag ruderten, ohne zu ermüden und ohne auch nur eine Pause zu machen. Sogar ihr kärgliches Essen nahmen sie während des Ruderns ein. Mit einer derartig gut eingeschulten Mannschaft vermag man stromaufwärts etwa 1—2 km in der Stunde, stromabwärts unter günstigen Wasserhältnissen bis 9 km und mehr zurückzulegen. Außer mir nahm nur noch meine persönliche Bedienung im Boote Platz, während die wenigen Soldaten, die mich auf diesem letzten Teile der Expedition begleitet hatten, mit ihren Frauen in zwei große Kanus verteilt waren. Ein drittes kleines Kanu, ebenfalls unter der Leitung eines Soldaten, sollte als Kundschaftsboot vorausrudern. Dies war notwendig, da es im ersten Teile der Fahrt viele seichte Stellen gab, denen das tiefer gehende Stahlboot ausweichen mußte. Trotzdem saßen wir wiederholt fest. Die Leute mußten aussteigen und das schwere Boot mitunter längere Strecken über den Sand hinwegreißen.

Wenn ich geglaubt hatte, auf der Bootsfahrt einmal richtig ausruhen zu können, so hatte ich mich in dieser Annahme wieder einmal gründlich getäuscht. Es gab auf der nun schon dreiviertel Jahr dauernden Expedition für mich überhaupt keine Ruhepause. Ich kann mich auch nicht eines Tages erinnern, an dem ich einmal hätte richtig faulenzeln können. So war es auch diesmal mit der erhofften „Erholungsfahrt“. Sie war auf die Dauer anstrengender als die Buschwanderungen. Die große brütende Hitze wirkte trotz des Sonnendaches bei der Bewegungslosigkeit, zu der man verurteilt war, erschlassend. Dazu die Eintönigkeit der Fahrt zwischen dicht-

berwaldeten Ufern. Waren wir doch schon längst wieder im Regenwaldgebiete mit seinem grünen Einerlei. — Nur ab und zu einmal ein einzeliliges langes Fischerdorf, eine kleine Eingeboreneniedlung oder ein verlassener ehemaliger französischer Posten, sonst immer nur Wald und Wald. So konnte man auf dem ersten Teil der Fahrt schon gar nichts anderes tun als arbeiten von früh bis abends. Stoff dazu war mehr als genug vorhanden, es gab viel nachzuholen. Die Fahrt begann frühmorgens bald nach Tagesanbruch und endete meist erst am späten Nachmittage an einem Fischerdorfe oder sonst an einem zum Nächtigen geeigneten Platz. Die Abende wurden leider immer mehr vergällt durch die mit der Talsfahrt sich mehrende Mückenplage. Waren die unheimlichen Glossinen weniger geworden, so hatten wir in der Fiebermücke (*Anopheles*) nicht viel Besseres eingetauscht.

Wenn die ewig gleichbleibenden Bootfahrten gar zu langweilig würden, so legte ich auch einmal einen Rasttag ein. Meist ging es dann hinter einem von unseren vorausgeschickten Kundschaftern bestätigten Elefanten her. Doch waren wieder alle Mühen umsonst. Zweimal wäre es möglich gewesen, an den Ufern des Ganga jüngere Elefantenbullen mit geringem Elfenbein zu strecken, doch ließ ich lieber den Jagdschein für 1000 Mark, der mir noch einen Elefanten freigab, verfallen, als daß ich eine unwaidsmännische Handlung begangen hätte. Ich bin heute noch stolz darauf, daß ich auf Schuß und Elfenbein verzichtete! Eine im Verordnungswege erzwungene Waidgerechtigkeit schätze ich nicht allzu hoch ein. Sie muß freiwillig sein und auch ohne Kontrolle standhalten, sonst taugt sie nichts. —

War es mir also auch nicht gelungen den zweiten erlaubten Elefantenbullen zu strecken, so hat mir doch die Verfolgung einer starken Fährte weiter oben am Mambere eine besonders interessante Erinnerung hinterlassen. Dicht hinter dem mächtigen Tritt des Bullen stand im nassen Lehm der Abdruck eines winzig kleinen, aber kräftig ausgebildeten menschlichen Fußes. „Babongo“ d. h. Pygmäe, lautete die Auskunft des mich führenden Eingeborenen. Die kleine Spur aber sagte uns, daß der gefährlichste Feind der Elefanten, der Pygmäe, hinter dem Rüsselträger her ist. Mit fägenartiger Gewandtheit schlüpft der furchtlose Zwerg dem äsenden Riesen unter den Leib und stößt ihm die mit Widerhaken versehene, vergiftete schwere Lanze in die Weichteile. Wo ein

Pygmäe pürscht, ist für uns nichts mehr zu wollen. — Also wieder einmal umsonst! — Verdrossen ob der abermaligen Enttäuschung geht es zum Flusse zurück. Da finden wir von ungefähr im Walde versteckt zwei frischangelegte und zum Teil halbfertige Laubhütten. „Babongo“ lautet wieder die lakonische Antwort des Buschmannes auf meine Frage. Die Pygmäen aber waren schon wieder verschwunden, sie hatten längst unser Kommen bemerkt. Es ist für einen Europäer ein vergebliches Beginnen, die echten Urwaldzwerge, deren Sinne den tierischen wohl ähnlicher sind als den menschlichen, in ihrem Lager überraschen zu wollen. Nur ein großer Glückszufall könnte einmal zu einem Zusammentreffen führen, erzwingen läßt sich ein solches nicht. Die vielen Begegnungen mit Pygmäen, von denen die Afrika-Reisenden so gerne erzählen, kann ich nur dahin werten, daß es sich in diesen Fällen wohl meist um Mischlinge handelt, die schon viel vertrauter geworden sind. Solche haben auch wir wiederholt angetroffen und sogar als jagdliche Begleiter gewonnen. Sie haben aber mit dem reinen Blute auch die Wildheit der Rasse verloren, suchen Verkehr mit den anderen Urwaldstämmen und tauschen bei diesen Elefantfleisch und -zähne gegen Speerspitzen, Messer und vegetabilische Lebensmittel um.

Nur eines Jagderlebnisses möchte ich noch Erwähnung tun, das mir um so lieber in Erinnerung geblieben ist, als es mit dem Christabend zusammenfällt. Weihnachten wollte ich auf meine Art feiern, und das konnte ich in Afrika nicht anders als auf der Jagd. Nachdem ich am 24. Dezember mich tagsüber wieder einmal erfolglos auf Elefanten abgemüht und schon fast jede Hoffnung auf irgendeinen jagdlichen Erfolg aufgegeben hatte, versuchte ich doch nochmals eine kurze Abendpürsche gleich hinter dem Buschlager. Es war schon so spät geworden, daß kaum mehr Büchsenlicht war, als ich den gesuchten Platz erreicht hatte. Da tritt im letzten Augenblick noch ein starkes Stück aus und wechselt auf mich zu. Gerade daß ich noch Kimm und Korn zusammenbringen und die Kugel auf den Stich antragen kann. Im Schnall stürzt das starke Wild zusammen und vor mir liegt die seltene Sumpfantilope, *Boocerus eurycerus*, das Bongo.

Wie jubelten meine Leute, als ich zu unserem kleinen Buschlager zurückkam und bald darauf das inzwischen von acht Mann geholte Wild ins Lager gebracht wurde. Gab es doch heute Fleisch in

Menge und der Herr würde wohl auch wieder, wie bei allen freudigen Anlässen in die Geschenkliste langen. Und das geschah auch besonders kräftig, es war ja heute der heilige Abend, an dem man so gerne anderen Freude macht! Jeder von meinen Leuten, angefangen von den Soldaten bis zum letzten Ruderer bekam reichlich von dem Wenigen, was ich noch hatte und sie alle waren froh wie die Kinder. Das war mein Weihnachtsgeschenk.

Vom französischen Posten Wesso an, an der Einmündung des viel Wasser führenden Dschah, wird der Sanga für die in der Kongoschiffahrt beliebten Heckraddampfer fahrbar, allerdings nur für die kleinen Typen von 50—60 Tonnen. Wenn wir Glück hatten, konnten wir vielleicht einem solchen begegnen. Und so kam es auch. Als wir Ende Dezember wieder einmal irgendwo im Busch lagern, hören wir das Stampfen eines Dampfbootes, das den Sanga heraufkommt. Es ist der kleine Heckraddampfer „Djah“, der den Verkehr zwischen Kinshasa und Molundu vermittelt. Ein Boot der Kameruner Schiffahrtsgesellschaft, die unter Dr. Endrucks sich glänzend entwickelte. Im Augenblick sind wir in einem Kanu und halten auf den Dampfer zu, von dessen Heck die schwarz-weißrote Flagge flattert. Schon sieht uns der Schiffsführer und stoppt ab. Wir legen am Dampfer an und in wenigen Sekunden bin ich oben am Deck. Kapitän Quadtbeck heißt mich herzlich willkommen und muß von Deutschland, von der Heimat erzählen. Das Kanu im Schlepptau zieht der Dampfer langsam aufwärts, während Quadtbeck immer noch berichten muß. Dann endlich kommen wir auf die Hauptsache meines so ungewöhnlichen Besuches auf dem Dampfer. Es soll mich der Djah auf seiner Rückfahrt in Bonga mit meinem Expeditionsgepäck aufnehmen. Am 8. oder 9. Januar, meint der Kapitän, könne er dort sein. Ein Händedruck noch und ein herzliches „Auf Wiedersehen“, dann stößt unser Kanu vom Dampfer ab. —

Wie wohl hatte es mir getan, die Planken eines deutschen Schiffes unter den Füßen zu haben und war es auch nur ein armseliger winziger Flußdampfer mit vorwärtsflutlicher Holzfeuerung! Aber die Verbindung mit der Heimat schien mir zum ersten Male wieder hergestellt zu sein, und freudig ging es zum Lager zurück.

Immer weiter abwärts geht die Fahrt, langweilig wie bisher. Ab und zu wird noch einmal ein Jagdtag eingelegt. Wir haben ja reichlich Zeit bis der Djah von Molundu zurückkommt. Am

7. Januar nachmittags sind wir endlich am Ziele der nun schon 3 Wochen dauernden Bootfahrt angelangt. Hoch oben am Ufer liegt unsere letzte Station, der kleine Zollposten Bonga, und vor uns wälzt der Kongo seine trüben Wasser. —

Wieder daheim und im Kriege

Am 19. Februar 1913 hatte ich das Forsthaus Isen voll Latendrang und Reiselust verlassen, am 16. Februar 1914 zog ich wieder in das festlich geschmückte Heim ein, herzlichst empfangen von meiner lieben, alten Mutter. Was hatte ich in diesem Jahre nicht alles an Schönem und Interessantem gesehen, was hatte ich in dieser Zeit aber auch Schweres durchgemacht! Wie dankbar mußte ich dem Geschick sein, daß ich überhaupt wieder, und dazu noch völlig gesund zurückgekommen war. Es war ein außergewöhnlich hartes und anstrengendes Jahr gewesen, das mir kaum einen einzigen freien Tag gebracht hatte, denn auch auf der Schiffsreise heimwärts arbeitete ich von früh bis spät an meinen Berichten für das Gouvernement und das Reichskolonialamt. Jetzt wollte ich nur noch kurz nach Berlin, um am Kolonialamt mündlich Bericht zu erstatten, dann aber sollte es in Urlaub gehen, um mich endlich einmal richtig ausruhen zu können. Da kam schon die erste Enttäuschung. Mein Stellvertreter in Isen, der es im letzten Jahre auch nicht leicht gehabt hatte, wollte gerade jetzt in Urlaub gehen und hatte ihn von der Regierung bereits genehmigt erhalten. Er sollte nur noch warten, bis ich von der Berichterstattung in Berlin zurück sein würde. Also mußte ich mich mit der Hoffnung trösten, daß es sich nur um eine kurze Verschiebung handeln würde. Dafür aber wollte ich meinen wohlverdienten Urlaub dann um so gründlicher nachholen und in den bayerischen Bergen Erholung suchen. Eine Zeit lang völlig auszuspannen war mein ganzes Verlangen. Es kam aber wieder einmal anders als ich dachte und zum Faulenzen kam ich überhaupt nicht mehr.

Meine ausführlichen schriftlichen Berichte über das Namigebiet, die inzwischen in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht worden waren, sowie meine Vorträge bei den Staatssekretären des Auswärtigen Amtes und des Reichskolonialamtes waren nicht unbeachtet geblieben. Man legte Wert darauf, daß ich auch dem Reichskanzler über Neukamerun und die dortigen wirt-

schaftlichen Möglichkeiten persönlich Bericht erstatten sollte. Und so wurde ich für den 26. Februar abends 18 Uhr zu Herrn von Bethmann-Hollweg bestellt. Ich entsinne mich noch wie heute, als ich zum ersten Male das altehrwürdige Reichskanzlerpalais betrat und von dem Diener in das einfache Zimmer geführt wurde, in dem seinerzeit der Alt-Reichskanzler des neuen Deutschlands Geschicke gelenkt hatte. — Mit großer Liebenswürdigkeit wurde ich von Herrn v. Bethmann, einer großen, vornehmen Erscheinung, empfangen und zur eingehenden Berichterstattung über Neukamerun aufgefordert.

Die forstliche Seite meines Berichtes interessierte den Kanzler wohl weniger, dafür aber umsomehr meine Beobachtungen, die ich im Schlafkrankheitsgebiete gemacht hatte. Er freute sich außerordentlich, von der energischen Bekämpfung, die dort von Seiten der deutschen Verwaltung eingesezt hatte, zu hören und zeigte volles Verständnis für die Wünsche der Ärzte auf Vermehrung des Personals und Einrichtung eines besonderen wissenschaftlichen Institutes im Mambere-Carnotbezirke, um an Ort und Stelle alle mit der Schlafkrankheit zusammenhängenden Fragen, vor allem auch deren Übertragungsmöglichkeiten praktisch zu studieren. Bei der weiteren Aussprache ließ der Kanzler die Bemerkung fallen, daß gerade letzterem Punkte schon in dem neuen Budgetvoranschlage weitgehend Rechnung getragen sei. Es seien bedeutende Mittel für Abholzung der Waldungen in der Nähe der Dörfer vorgesehen, um den gefährlichen Glossinen ihre Lebens- und Fortpflanzungsmöglichkeiten zu nehmen. Eine Annahme, die mich veranlaßte, sofort dagegen Stellung zu nehmen. Herr von Bethmann war sehr erstaunt, von mir zu hören, daß ich derartige Abholzungen für eine völlig verfehlte Maßnahme halte, die nicht das geringste nütze. Angenommen selbst, daß die Glossinen hinsichtlich ihres Vorkommens an Wald gebunden seien, könne man den Urwald doch nicht so weit abholzen, daß die Fliegen die nunmehr entwaldeten Strecken nicht mehr überfliegen könnten. Und was helfe es, wenn man den Wald niederschlage, ohne ihn gleichzeitig zu roden und in eine andere Kulturart überzuführen? Bei der großen Verjüngungskraft des Urwaldes würde auf diesen Kahlf lächen in kürzester Zeit wieder Wald entstehen und dann die Verhältnisse die alten sein. Auch seien die Lebensbedingungen der Glossinen noch lange nicht genügend bekannt, um solche kostspielige Maßnahmen zu rechtfertigen. Wer könne denn beweisen, daß das Vorkommen der *Glossina pal-*

palis tatsächlich nur an das Vorhandensein von Wald gebunden sei und sie sich nicht auch, wenn dieser ausgerottet würde, anderen Vegetationsverhältnissen anpasse? Und endlich kämen wahrscheinlich auch noch andere Insekten als Überträger der Trypanosomen in Frage. Es sei daher viel wichtiger und billiger, zunächst einmal einen tüchtigen Entomologen, der auch genügend biologisch geschult sein müßte, in das Schlafkrankheitsgebiet zu senden, um als Erstes die Lebensweise der wohl gefährlichsten Überträger der verschiedenen Glossinenarten zu studieren. Hernach müßte in enger Zusammenarbeit mit den Ärzten auch die Möglichkeit der Übertragung von Trypanosomen durch andere Insekten geprüft werden. Dies seien Aufgaben, die möglichst bald ausgeführt werden müßten, während die geplanten und mit ihrem Geldbetrag im Budget bereits eingefestigten und für das kommende Jahr vorgesehenen Abholzungen ein Schlag ins Wasser seien. Jede hierfür ausgegebene Mark sei nutzlos zum Fenster hinausgeworfen. Der Kanzler, der meinen Ausführungen mit Interesse gefolgt war, hielt sie für so wichtig, daß er mich bat, meine Auffassung über diesen Punkt im Kreise maßgebender Herren der Regierung und des Parlaments zu wiederholen. Er wolle demnächst einige Herren zum Abendessen bitten und ich hätte dann Gelegenheit, nach Tisch bei einem Glas Bier meine Gedanken sowohl über die Einrichtung eines Staatsregiebetriebs zur Ausnutzung des Munitwaldes zu entwickeln, wie über die erwähnten Punkte der Schlafkrankheitsbekämpfung zu sprechen. Auch Spanisch-Guinea sollte ich nicht vergessen und der großen Vorteile Erwähnung tun, die eine Erwerbung der Südostecke unter dem Gesichtswinkel des Bahnbaues für ganz Südkamerun haben könne.

Die geplante Abendeinladung kam am 6. März zustande. Es waren neben dem Staatssekretär Dr. Solf und dem gerade in Berlin weilenden Gouverneur Ebermayer auch noch der Kriegsminister von Falkenhayn, ferner die Reichstagsabgeordneten Giesberts und Geheimrat Dr. Spahn vom Zentrum, Dr. von Heydebrand und Graf Westarp von den Konservativen, Schiffer und Dr. Paasche von den Nationalliberalen und noch einige andere Herren des Parlaments geladen. Von der Reichskanzlei waren Unterstaatssekretär von Wahnschaffe und Herr von Oppen erschienen. Der Abend verlief programmäßig, ich saß neben Herrn von Heydebrand und Herrn von Wahnschaffe und mußte viel erzählen. Nach Tisch versammelte man sich im Nebenzimmer bei bayerischem Bier. Hierbei fand eine

eingehende Aussprache über Neukamerun statt, an der sich fast alle Herren beteiligten. Als ich nach Mitternacht in bester Stimmung das Reichskanzlerpalais verließ, nahm ich den Eindruck mit, daß meine Gedankengänge bei den meisten Herren Verständnis oder doch Interesse gefunden hatten.

Nun sollte ich auch noch vom Kaiser empfangen werden. Der Reichskanzler hatte das Interesse Sr. Majestät für mich und meine kolonialen Pläne erweckt und der Kaiser wollte mich sehen. Ich war kaum wieder ein paar Tage in Ißen, als von der Reichskanzlei die telephonische Weisung kam, ich solle mich am 11. März vormittags 11 Uhr bei Sr. Majestät im Schlosse zu Berlin melden. Also ging's gleich wieder zurück nach Berlin, nachdem vorher noch die Anzugfrage, die mir damals besonders wichtig erschien und viel Kummer machte, glücklich gelöst war. Wie sollte ich vor dem uniformliebenden Kaiser erscheinen? Die goldstrotzende Uniform eines kgl. bayerischen Forstmeisters wäre wohl recht schön und zweckentsprechend gewesen. Ich besaß aber eine solche nicht und meine alte Uniform als Hauptmann d. L. war doch recht schäbig geworden und paßte so gar nicht zu einem forstlich-kolonialen Vortrag. So sorgte ich mich wegen dieser Oberflächlichkeit mehr als seinerzeit in mancher kritischen Lage unter den Pangwes, bis das erlösende Telegramm kam: „Gebrock.“

Zur angegebenen Zeit fuhr ich in einer Berliner Droschke am Portal II des königlichen Schlosses vor. Ein Lakai führte mich in den Säulensaal, der zwischen den Gemächern des Kaisers und der Kaiserin lag. Dort wurde ich vom Chef des Zivilkabinetts, Geheimrat von Valentini, empfangen. Mit Interesse sieht S. Exzellenz die mitgebrachten Photographien ein, läßt dabei aber die Bemerkung fallen, daß mein Vortrag leider nur sehr kurz sein könne, da S. Majestät noch nicht aus dem Tiergarten zurück und um 11,15 Uhr bereits wieder anderweitig in Anspruch genommen sei. Doch der Kaiser ist pünktlicher, als Herr von Valentini annimmt. Kurz nach 11 Uhr wird von einem Leibjäger die Türe zum Arbeitszimmer des Kaisers geöffnet und ich trete mit meinen Karten und Photographien ein. Es ist zum ersten Male, daß ich den Kaiser sehe, der, mit Interimsrock und Schwerterorden angetan, mir mit den Worten die Hand reicht: „Grüß Gott, Escherich, der Kanzler hat mir schon viel von Ihnen erzählt.“ Ich breite meine Karten auf einem niedrigen Mahagonitisch aus und der Vortrag kann be-

ginnen. Immer wieder hat der Kaiser Zwischenfragen und interessiert sich äußerst lebhaft für alle Einzelheiten. Am meisten beschäftigte ihn meine Anregung, den Südostteil von Spanisch-Guinea zu erwerben, um eine Bahn von Ufoko ausgehend durch Spanisch-Guinea etwa bis nach Molundu am Dschah oder bis zu einem anderen mit 60—80 tonnigen Dlmotorbooten erreichbaren Platz am Sanga zu bauen. Eine solche Bahn würde für ganz Südkamerun von größter Bedeutung sein. Sie würde nicht nur eine wenigstens teilweise Nutzbarmachung der ungeheueren Holzvorräte ermöglichen, sondern auch ein gewaltiges Gebiet, wozu in Verbindung mit dem Wasserweg der Sangadistrikt und weite Teile des Kongogebietes gehören, auf kürzestem Wege zum Atlantik anschließen. Bei entsprechender Tarifpolitik sei es wohl möglich einen Teil des vom oberen Kongo kommenden Frachtenverkehrs an sich zu ziehen, vorausgesetzt, daß die Schiffe klein genug sind, sangaaufwärts bis zur deutschen Eisenbahn zu gelangen. Bisher hatte die Kongobahn, die auf der Strecke Kinshasa-Matadi die berückichtigten Kongoschnellen umgeht, ihre Monopolstellung in rücksichtslosester Weise ausgenützt und so hohe Frachtsätze gefordert, daß ihr ein unverhältnismäßig großer Gewinnanteil an den Erzeugnissen des Kongobeckens zufiel. Es wäre ein Werk von internationaler Bedeutung, dieser gewinnlüchtigen, jede gesunde Entwicklung des Hinterlandes hemmenden Tarifpolitik durch ein billiger arbeitendes Konkurrenzunternehmen Abbruch zu tun, wobei trotzdem noch genug verdient werden könnte. — Das war etwas für den Kaiser, der sich für alle größeren Pläne begeistern konnte! Er faßte das Projekt schnellstens auf und hatte auch sehr bald seine Schwierigkeiten, sowie Licht- und Schattenseiten erkannt. Ich habe mich nicht genug wundern können über die Auffassungsgabe des Kaisers und über seinen richtigen Blick in großen Fragen. Mit Eifer studiert er die Karte, macht treffende Einwendungen und ist noch mehr als ich selbst von dem großen Wert des Bahnbaues nicht nur für die eigene Kolonie, sondern für das ganze Kongogebiet überzeugt. Großes Interesse zeigte der Kaiser auch für die von mir vorgeschlagenen Pläne über die Nutzbarmachung des Muniwaldes. Im Gegensatz zu manchem Fachmann erkannte Wilhelm II. die Erschließung dieser ungeheueren Wälder sehr richtig als eine nötige Ergänzung der deutschen, hauptsächlich auf Nadelholz abgestellten Forstwirtschaft, nicht aber als eine unnötige Konkurrenz, und sah darüber hinaus in den Waldschätzen Ka-

meruns noch manche Möglichkeit für die Rohstoffversorgung Deutschlands. —

Eine Viertelstunde konnte nach Aussage Valentinis bestenfalls meine Audienz dauern, eineinhalb Stunden hatte sie gedauert, und S. Majestät hatte hernach höchste Eile, zur Laufe im Hause Solms-Baruth nach Potsdam zu kommen. Mit einem „Waidmannsheil Escherich“ verabschiedete sich der Kaiser. Herr von Valentini, der ihn noch hinausgeleitet hatte, beglückwünschte mich zum Erfolg meines Vortrags und meinte, S. Majestät würde wohl sicher nochmals auf die Angelegenheit zurückkommen. — So war denn alles gut gegangen und voll Freude fuhr ich wieder zurück zum Hotel Kaiserhof. Diesmal aber nicht im bescheidenen Einspänner wie zwei Stunden vorher, sondern in einer kaiserlichen Equipage. Ich kannte mich selbst nicht mehr, so stolz war ich in jenen Augenblicken!

Der nächste Vormittag sah mich im Reichstage. Ich sollte als Regierungsvertreter in der Budgetkommission zum Kamerun-Etat sprechen, insoweit dieser die von mir bereisten Gebiete Neukameruns betraf. Alle möglichen und unmöglichen Fragen wurden von den Herren Reichstagsabgeordneten gestellt und von mir schlecht und recht beantwortet. Daß ich dabei gleich mit dem Führer der äußersten Linken, Herrn Ledebour, scharf zusammenstieß, war für mein späteres politisches Wirken bezeichnend. Er wollte nichts von dem, was ich lobend über die geleistete deutsche Koloniarbeit und über den Wert der Neuwerbung sagte, gelten lassen. Seine Einwürfe waren nicht allzuschwer zurückzuweisen. Daß ich dabei ziemlich grob wurde, ist die einzige angenehme Erinnerung an mein erstes und letztes Auftreten im Reichstage. Sonst haben mir diese wenigen Stunden, in denen ich verurteilt war, einer parlamentarischen Kommission anzugehören, keinen allzu günstigen Eindruck hinterlassen. Es war geradezu beschämend, welche Unkenntnis in vielen Fragen, über die die Herren Reichstagsabgeordneten eigentlich hätten beschlagen sein müssen, bei manchen zu Tage trat. Dafür aber machten sie mit größter Unverfrorenheit die unmöglichsten Vorschläge und bekriftelten wohl begründete Urteile erfahrener Sachmänner.

Auch diese Stunden gingen vorüber und als ich die Budgetkommission verlassen hatte, glaubte ich nun genugsam über Neukamerun ausgefragt worden zu sein. Ich hoffte jetzt endlich den immer nötiger werdenden Urlaub antreten zu können. „Aus-

spannen“ sagte die Mutter, sagten die Freunde, sagten alle, die es gut mit mir meinten, auch die Herren des Kolonialamtes; doch sollte ich, so lautete ihr neuester Wunsch, vorher noch eine ausführliche erschöpfende Denkschrift über Verwaltung und Nutzbarmachung des Kameruner Urwaldes, insbesondere des Numibezirkles, ausarbeiten. Die Vorlage sei dringend, sie müsse unbedingt noch im Sommer erledigt werden. Dabei war eine so große Anzahl von Punkten angeführt, auf deren eingehende Behandlung besonderer Wert gelegt wurde, daß ich mit einer mehrmonatigen Arbeitsdauer rechnete, zumal der forstamtliche Dienst doch auch erledigt werden mußte. Das waren nette Urlaubsaussichten! Es blieb mir aber, wollte ich die Auswertung meiner Expeditionsergebnisse nicht selbst gefährden, nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und in Gottes Namen wieder eine neue Arbeit anzupacken.

Da damals weder das Forstamt Isen noch ich persönlich im Besitze einer Schreibmaschine waren, mußte alles mit der Hand geschrieben werden. Bei einer umfangreichen, viel Schreibwerk erfordernden Denkschrift war dies nicht gerade arbeitsfördernd. Der erste Abschnitt behandelte die Bestellung des Staatseigentums an allem noch freien Walde nach vorheriger Ausscheidung reichlich bemessener Eingeborenen-Reservate. Es folgten noch die Kapitel „Forstschuß“ und „Schußwaldungen“, dann nahm mir der Krieg die Feder aus der Hand. Am 3. August rückte ich als Hauptmann der Landwehr II zur Fahne ein und wurde am 24. August schon in den Vogesen am Col de St. Marie westlich Markkirch als Batterieführer durch einen französischen Querschläger schwer verwundet und für immer frontdienstuntauglich. Es waren schwere Monate, die ich im Krankenhaus in Karlsruhe zubringen mußte, während die Kameraden draußen an der Front ihren unerhörten Siegeszug fortsetzten. Mit nahezu 45 Jahren heilt man einen so schweren Schuß, wie es die Zerschmetterung des Schienbeines bedeutet, nicht mehr so leicht aus. Nur der großen, liebevollen Fürsorge des leider viel zu früh verstorbenen Geheimrats von Beck und meiner kräftigen Natur war es zu danken, daß das Bein nicht abgenommen werden mußte. Ich konnte hoffen, wenigstens einigermaßen wieder gehfähig zu werden. Mit meiner großen körperlichen Leistungsfähigkeit war es freilich ein für allemal zu Ende. Dieses Bewußtsein betrübte

mich um so mehr, als ich mir bisher alles zutrauen durfte, was man von einem Mann in meinen Jahren überhaupt verlangen konnte. Auf Krücken gestützt, kam ich Mitte November nach Iken zurück und war tief unglücklich, so frühzeitig aus dem schweren Ringen Deutschlands ausgeschaltet worden zu sein. Ich kam mir so unnütz vor. In dieser trübseligen Stimmung entsann ich mich meiner durch den Krieg unterbrochenen forstlichen Denkschrift für Kamerun. Vielleicht konnte ich damit während der Rekonvaleszenzzeit doch wenigstens einiges Nützliche für das Vaterland leisten. Also machte ich mich, sobald ich wieder am Schreibtisch sitzen konnte, an die Arbeit und hatte nur die eine Sorge, daß ich nicht rechtzeitig damit fertig würde, bevor den Krieg unser entscheidender Sieg beendete. Dann würden sicher auch unsere Kolonien neuen Aufschwung erfahren und meine forstlichen Projekte erhöhte Bedeutung gewinnen. Auch in Berlin dachte man sehr optimistisch über den Ausgang des Krieges und machte sich über die Zukunft unserer Kolonien — selbst wenn wir sie durch die erdrückende Übermacht der Feinde in Afrika vorübergehend verlieren würden — keinerlei Sorge. Wir würden sie alle wieder zurückverlangen und noch mehr dazu, so daß wir sofort nach dem Friedensschluß unsere zurückgestellten Kolonialpläne wieder aufnehmen könnten. In diesem festen Glauben arbeitete ich mit Eifer an meiner Denkschrift und konnte sie schon im Februar 1915 dem Kolonialamte vorlegen.

Die Richtlinie meiner Ausführungen über die Nutzbarmachung des mittelafrikanischen Regenwaldes war, waldbauliche Maßnahmen zu treffen, um die qualitative und quantitative Verbesserung der Urwaldbestände einzuleiten. An Stelle des lockeren, artenreichen und nutzholzarmen Urwaldes sollte ein vollbestockter aus nur etwa 1—2 Duzend Nutzholzarten zusammengesetzter Wirtschaftswald geschaffen und damit nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein regulärer Nachhaltsbetrieb ermöglicht werden. Wenn wir uns auch über dieses Endziel klar wären, so beständen doch über die zu ergreifenden waldbaulichen Maßnahmen wie über den für die Überführung benötigten Zeitraum erhebliche Zweifel, da derartige Versuche meines Wissens im zentralafrikanischen Regenwalde noch nirgends in größerem Stile durchgeführt worden seien. Die Forstwirtschaft in den Tropen sei über das erste Anfangsstadium noch nicht hinausgekommen. Hier würde für die deutsche Forstwissenschaft, die neben der österreichischen

führend auf der Welt sei, ein neues großes und dankbares Arbeitsgebiet eröffnet. Vor allem müsse das forstliche Versuchswesen in Kamerun sofort ausgebaut werden, um die Grundlage für einen richtigen Tropenwaldbau zu liefern.

Auch die Frage, ob der Staatsregiebetrieb geeignet sei, in besonders günstigen Lagen sofort ein gewinnbringendes Holzunternehmen zu beginnen, glaubte ich anschnelden zu müssen. Mein Urteil darüber war damals negativ. Ich hielt ein staatliches Holzunternehmen, das sich nur auf die wenigen marktfähigen Holzarten erstrecken konnte, für völlig aussichtslos. Waren schon gut eingeführte Privatunternehmungen in letzter Zeit kaum mehr lohnend, da Fällung und Bringung der zerstreut vorkommenden Nuthölzer unverhältnismäßig kostspielig waren, so würde bei dem immer teureren Arbeiten der Staatsbetriebe mit Sicherheit eine Verlustwirtschaft herauskommen. So lange der Markt nur etwa ein Duzend Kamerunhölzer abnahm und die Preise so niedrig waren, daß sie mitunter nicht einmal die hohen Gesehungs- und Frachtkosten deckten, war an Rentabilität eines Staatsregiebetriebes nicht zu denken. Erst wenn der Handel einmal die doppelte oder dreifache Zahl der im Urwald vorkommenden Holzarten anstandslos aufnahm und wenn durch bessere Ausformung des Nutholzes, durch sorgfältigere Behandlung während des Transportes nur gute, einwandfreie Ware auf den Markt kam und für die Kamerunhölzer im allgemeinen höhere Preise als bisher erzielt würden, war später vielleicht auch bei noch ursprünglichen Waldgebieten an die Möglichkeit eines Staatsregiebetriebes zu denken.

Wenn demnach das Reich für die nächste Zeit als Holzunternehmer im Kamerunwald nicht in Betracht kommen konnte, so hatte es dafür mit Schaffung eines Wirtschaftswaldes andere auf weite Sicht gestellte forstliche Aufgaben zu lösen. Hierfür war wiederum die Privatwirtschaft nicht oder weniger geeignet, da sich die meisten Ausgaben voraussichtlich erst in mehreren Jahrzehnten verzinsen würden. Dies kann sich wohl der langlebige Staat, kaum aber ein meist nur für die nächste Zeit arbeitendes Privatunternehmen leisten. — Obwohl ich also daran festhielt, daß im Hinblick auf die Zukunft der Waldkolonie Kamerun dem Reiche die Forsthoheit im weitesten Sinne und die Übertragung des Eigentums am gesamten freien Walde zuerkannt werden müsse, so sollten doch vorläufig noch in beschränktem Umfange Waldgebiete der Aus-

beutung durch Holzfirmen überlassen werden, schon um die Privatinitiative nicht auszuschalten und durch sie immer mehr Kamerunhölzer auf dem Weltmarkte einzuführen. Bei richtiger Auswahl gut arbeitender, kapitalkräftiger Firmen, bei richtigen Auflagen hinsichtlich der Aushaltung, Ausformung, Maß und Qualität der zu verschiffenden Holzarten und bei Gewährung von Prämien für Einführung neuer Holzarten auf dem Weltmarkte war es wohl möglich, den in Mißkredit geratenen Handel mit Kamerunhölzern wieder zu heben und bessere Preise zu erzielen. — Das ungefähr waren die leitenden Gedanken meiner Denkschrift über die Nutzbarmachung des mittelafrikanischen Urwaldes. Die darin niedergelegten waldbaulichen Vorschläge waren wohl im allgemeinen richtig. Ihre spätere Nutzanwendung aber auf die Praxis entbehrte noch der Erfahrungen eines mit Holzunternehmungen größeren Stiles vertrauten Fachmannes. Meine Ausbildung als bayerischer Staatsforstbeamter war recht theoretisch und einseitig gewesen. Ihr mangelte vor allem jegliche Praxis im Sägewerksbetrieb und in anderen technischen und chemischen Holzverwertungsmöglichkeiten. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ich später auch diese Lücken einigermaßen ausfüllen konnte.

Inzwischen tobte in Kamerun zwischen der kleinen tapferen Schutztruppe und den weit überlegenen englisch-französischen Streitkräften der Kampf. Deutschland hatte gleich zu Beginn des Krieges vergeblich versucht die Neutralisierung des „konventionellen Kongobeckens“, zu dem fast ganz Neukamerun gehörte, durchzusetzen. Die Antwort darauf war, daß die Franzosen am 7. August bereits die Feindseligkeiten in Neukamerun eröffneten. Das Gouvernement hatte zur Verteidigung der Kolonie nur rund 200 weiße Offiziere und Unteroffiziere und etwa 3000 schwarze Soldaten zur Verfügung. Dazu war an keinerlei Nachschub zu denken, so daß von Anfang an der Kampf gegen die feindliche sich stetig mehrende Übermacht, die von ihrer Heimat laufend mit Kriegsmaterial aller Art versorgt wurde, völlig aussichtslos war. Und doch hat die kleine Schar mit äußerster Verbissenheit und Tapferkeit gekämpft und aller Welt ein Vorbild leuchtender Vaterlandsliebe gegeben. Bis Ende 1915 dauerte der Heldenkampf, dann schloß sich der rund 30 000 Mann betragende englisch-französische Ring immer enger um die letzte Verteidigungsstellung bei Jaunde, so daß den deutschen Truppen, um der Gefangenschaft zu entgehen,

nichts anderes übrig blieb, als auf das spanische Rio-Munigebiet überzutreten, wo sie entwaffnet wurden.

So traurig es auch für Deutschland war, eine so wertvolle und tapfer verteidigte Kolonie dem Feinde überlassen zu müssen, so dachte doch niemand im entferntesten an einen endgültigen Verlust. Im Gegenteil, wir hofften nach dem Kriege nicht nur ganz Kamerun, sondern dazu noch ein gutes Stück im Süden und im Norden hinzuzubekommen. Damit nahmen meine mittelafrikanischen Urwaldpläne in Gedanken und Phantasie noch weitere Formen an.

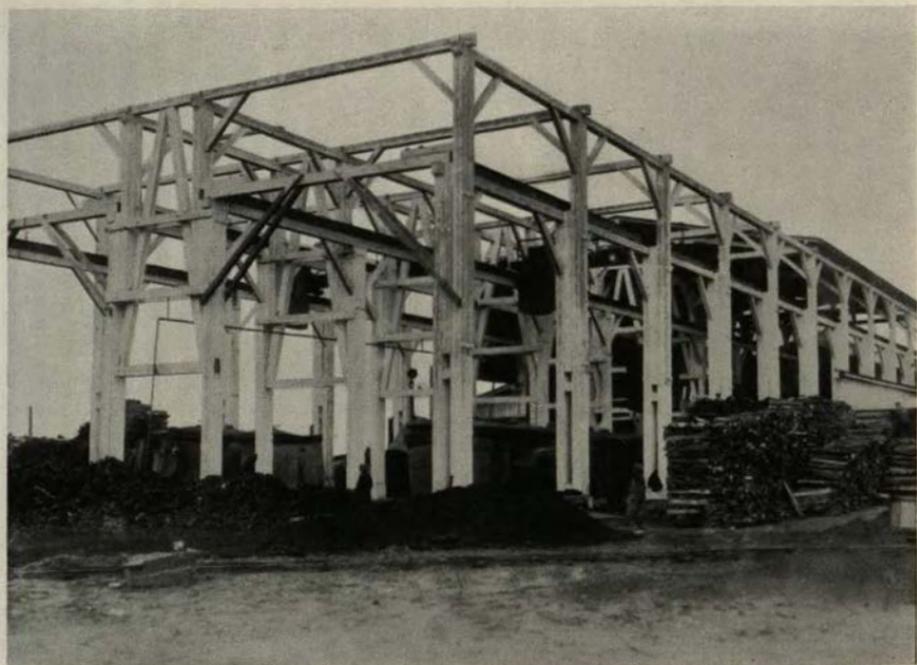
Immer noch saß ich in Isen und nur allzu langsam gings mit meiner Besserung vorwärts. Ich fürchtete, daß der Krieg zu Ende wäre, bevor ich nochmals aktiv teilnehmen könnte. Als ich daher im Sommer 1915 endlich wieder so weit war, mit Hilfe eines Stockes mich mühsam fortbewegen zu können, hielt ich es zu Hause nicht mehr aus. War es bei meinem immer noch recht elenden Zustande auch völlig ausgeschlossen, irgendwo an der Front unterzukommen, so wollte ich doch wenigstens versuchen, zunächst in der Etappe Verwendung zu finden. Wenn ich nur wieder einmal draußen war, so würde sich das weitere schon finden. Auf dem Dienstwege hätte ich, da der Stabsarzt gar nicht daran dachte, mich schon frei zu geben, wohl noch lange nichts erreicht. Also versuchte ich den Weg „hintenherum“ und wandte mich an meinen hohen Gönner, Prinz Leopold von Bayern, der damals als Oberbefehlshaber der 9. Armee an der Ostfront stand. Und schon bekam ich die Anfrage, ob ich mich vorläufig mit einer Stelle am Passante Lodz begnügen wolle. Ohne Besinnen sagte ich zu und fuhr so rasch als möglich los.

Nun war ich wenigstens einmal draußen und konnte, wenn auch nur an recht bescheidenem Posten, wieder mitarbeiten. Erbaulich war diese Tätigkeit für einen Forstmann ja gerade nicht. Auch der spätere Ausbau des Passwesens in Polen, die Einrichtung und Leitung der Passabteilung in Warschau konnte mich nur so lange befriedigen, als es sich um Aufbau und Organisation handelte. Dann aber war für mich der Reiz vorbei und das ruhige Leben in Warschau hätte mir bei allen Vorzügen auf die Dauer sicherlich nicht zugesagt. Ich war für geregeltes, ruhiges Leben damals noch nicht zu haben und liebte Unruhe und Schwierigkeiten.

Trotz des schweren Rückschlages im Westen an der Marne ging



Flößerei auf der Quosnia im Urwald von Bialowies



Kranbahn II der Holzverköhlungsanlage in Sajnowka

unser Siegeszug im Osten weiter. Der Urwald von Bialowies, der nicht nur gewaltige Nutzholzmengen barg, sondern auch den größten Wisentbestand in freier Wildbahn beherbergte, wurde von der 9. Armee erobert! Und damit war auch wieder über mein nächstes Schicksal entschieden. Hatte mir der Krieg auch zunächst meine großen mittelafrikanischen Urwaldpläne zerschlagen, so brachte er mir ein anderes Urwaldprojekt, an dem ich zeigen konnte, ob ich die Theorie auch in die Praxis umzusetzen vermochte. Kaum saß das Armeeeoberkommando 9 im Zarenschloß von Bialowies, als auch schon die Aufforderung an mich erging, nach dort zu kommen, um die Möglichkeit der Nutzbarmachung des Urwaldes für Heereszwecke zu erkunden.

Am 20. September schon konnte ich dem Armeeeoberkommando einen kurzen Organisationsvorschlag unterbreiten, der darin gipfelte, in Bialowies eine eigene Forstverwaltung zu errichten und ihr die gesamten forst- und jagdwirtschaftlichen Angelegenheiten zu übertragen. Meine Vorschläge wurden angenommen, und wenige Tage darauf war die Militärforstverwaltung gegründet und ich zu ihrem Leiter bestimmt. Gleichzeitig wurde mir auch die Ortskommandantur von Bialowies mit den Rechten und Pflichten eines Etappenkommandanten übertragen. Damit waren mir neben der zivilen auch die militärischen Machtmittel im ganzen Bezirke in die Hand gegeben und die sonst unvermeidlichen, Zeit, Arbeit und Nerven kostenden Kompetenzstreitigkeiten von vornherein ausgeschaltet. — Die Arbeit konnte beginnen.

War Bialowies auch weniger durch seinen Wald als durch seiner Wisente bekannt und als Jagdrevier des Zaren weltberühmt geworden, so hatte die Militärforstverwaltung sich doch in erster Linie mit dem Walde zu beschäftigen. Die Jagd, ihre Nutzbarmachung und ihre Hege konnten nur Nebenaufgaben sein. Die Hauptaufgabe war die Erschließung der gewaltigen Holzvorräte des Urwaldes für die Kriegswirtschaft.

Daß die Militärforstverwaltung trotz ihrer wichtigen, alle Kräfte stark in Anspruch nehmenden forstlichen Aufgaben Jagd- und Naturschutz nicht vernachlässigte, darüber habe ich in meinem Buche „Der alte Jäger“ eingehend berichtet. Vom ersten Tage an galt unsere Sorge vor allem der Erhaltung des durch die kriegerischen Ereignisse schon stark dezimierten Wisentbestandes. Die noch im September 1915 erlassene Jagdverordnung hatte als Kernpunkt die völlige Scho-

nung des Wisents enthalten. Sie stand nicht nur auf dem Papier, sondern wurde auch mit aller Strenge durchgeführt. Ausschließlich der Oberbefehlshaber konnte die Erlegung eines Wisents genehmigen und dies geschah nur in wenigen Fällen. Da ich über jedes erlegte oder eingegangene Wildrind Bescheid wußte und wohl hunderte Male Gelegenheit hatte, mich über den Stand der Wisente zu unterrichten, bin ich wohl in der Lage über diesen Punkt authentische Auskunft zu geben. Es ist eine unerhörte Verleumdung, der deutschen Verwaltung die später erfolgte fast völlige Vernichtung des Wisents zur Last zu legen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Obwohl dies bekannt war, erfand man, wie andere ungezählte Schuld-lügen, auch die „Wisentlüge“ und verbreitete sie mit allen Mitteln. Sie sollte mithelfen, das himmelschreiende Unrecht von Versailles durch schrittweise moralische Vernichtung der Deutschen wenigstens einigermaßen vor der Welt entschuldigen zu können. Wohl wissend, daß die gebildete Welt auf die Wisente von Bialowies sah, und daß die Vernichtung dieses einzigartigen Naturdenkmals als kulturwidrige Tat gebrandmarkt werden würde, schob man die Ende des Krieges durch andere erfolgte Ausrottung der letzten Wildrinder in freier Wildbahn den Deutschen in die Schuhe. Niemand nahm sich die Mühe, diese Verleumdung nachzuprüfen, was ohne weiteres an Hand der vielen Veröffentlichungen, der ungezählten Photos und schließlich der noch im letzten Kriegsjahre durch den Bund für Vogelschuß erfolgten kinematographischen Aufnahmen der Wisentherden möglich gewesen wäre. Während der dreijährigen Dauer der Militärforstverwaltung hat sich der Wisentbestand um etwa 30—40 Kälber vermehrt, so daß bei Auflösung der Verwaltung Ende Dezember 1918 wesentlich mehr Wisente vorhanden waren, als wir im September 1915 übernommen hatten. Es lebten noch weit über 150 Stück. Mit dem letzten deutschen Soldaten zog aber auch der letzte Beschützer des Wisents fort. Ein wildes Morden begann, und nur ganz wenige Stücke mögen sich noch in die unzugänglichen Sümpfe gerettet haben. Das ist die Wahrheit über die Wisente von Bialowies.

Und nun zurück zum Urwald von Bialowies und seiner Nutzung. Wenn meiner forstlichen Leitung anfänglich auch insgesamt 300 000 ha Waldungen unterstellt waren, so sollte sich doch die Nutzung schon aus Zweckmäßigkeitsgründen in der Hauptsache auf die besonders holzreichen Waldungen des Udiel — d. i. Krongut —

erstrecken. Die „Bialowicza Puszcza“, die rund 130 000 ha umfaßte, war ein selten schöner, in sich geschlossener Wald, wie ihn Europa in dieser Ausdehnung, diesen Wuchsverhältnissen und Massen an haubarem Holze wohl kaum ein zweitesmal hat. Die von der Militärforstverwaltung durch Hauptmann d. L. Lautenschlager in mehrmonatiger gewissenhafter Arbeit auf kartographischem Wege ermittelte Derbholzmasse bezifferte sich auf 32,6 Millionen Festmeter! Dabei sind diese Zahlen sehr vorsichtig gehalten, so daß zum mindesten keine Überschätzung vorliegt.

Es ist müßig darüber zu streiten, ob 1915 bei Errichtung der Militärforstverwaltung die „Bialowicza Puszcza“ noch als Urwald bezeichnet werden konnte oder nicht, zumal schon eine Jageneinteilung vorhanden war und auch da und dort — in der Hauptsache aus jagdlichen Gründen — größere Nutzungen stattgefunden hatten. Wenn also auch schon damals der Wald von Bialowies im strengsten Sinne des Wortes kein Urwald mehr war, so war er es doch seinem ganzen Charakter nach geblieben, da Werden und Vergehen auf der weitaus größten Fläche bisher ausschließlich der Natur überlassen gewesen war. Am meisten wurde das Bild des Urwaldes durch seine Übersetzung mit Wild gestört, das seit Jahrzehnten schon keinerlei Unterwuchs von Laubhölzern und Forstunkräutern, wie auch kaum mehr einen Föhrenanflug aufkommen ließ. Nur die wie Unkraut wuchernde Fichte konnte sich noch einigermaßen natürlich verjüngen. So war in Bialowies die Ursprünglichkeit des Waldes mehr durch die Einwirkungen eines unnatürlichen Wildstandes als durch die Eingriffe des Menschen verändert worden.

Von den bestandesbildenden Holzarten ist als die weitaus häufigste und wertvollste die Kiefer zu nennen. Sie kommt in Ausmaßen und in einer Qualität vor, wie ich sie sonst nirgends mehr gesehen habe. Bei einem Alter von 200 Jahren erreicht sie Höhen bis zu 37 m und Brusthöhendurchmesser bis zu 1 m! Die Schaftform ist nahezu walzenförmig, die Güte des Holzes infolge gleichmäßigen Wuchses und rascher Verkernung hervorragend. Die glatte schöne Borkenbildung am unteren Stammteile wie die weiterabgehende Spiegelrinde zeigen vorzügliches Gedeihen an. — Neben der Kiefer als wertvollster und auch wichtigster Holzart mit einem Vorrat von etwa 15,2 Millionen Festmeter kommt als Nadelholz nur noch die Fichte in größeren Mengen vor, während Weißtanne und Lärche fehlen. Von den Laubhölzern, deren Derbholzmasse

Lautenschlager auf 8,8 Millionen Festmeter angibt, sind die wertvollsten die Eichen und Eschen, die stellenweise sehr gutes Wachstum zeigen und je nach dem Standort gutes bis bestes Nutzholz ergeben. Dann folgen Linden, Ulmen, Spitzahorn, Weißbuche. Ganz ungewöhnliche Wuchsleistungen zeigt die Aspe, die auf geeigneten Standorten in höherem Alter Höhen bis zu 36 m und Brusthöhendurchmesser von 80—90 cm aufweist. Auch die Birke wird gegenüber unseren heimischen Verhältnissen außerordentlich stark. Es wurden verschiedentlich Höhen bis zu 36 m und Brusthöhendurchmesser bis zu 75 cm gemessen. Bei der östlichen Lage des Waldortes fehlen unter den Nadelhölzern Tanne und Lärche, bei den Laubhölzern die Rotbuche. Diese wird durch die gutwüchsige Hainbuche ersetzt, die den größten Anteil an den vorkommenden Laubhölzern bildet. — Alles in allem war Bialowies ein ausnahmsweise schöner, abwechslungsreicher und wüchsiger Wald, der das Herz jedes Forstmannes höher schlagen ließ. Überwältigend wirkten vor allem die gewaltigen Massen an reifem und überreifem Holze. Nie werde ich den starken Eindruck vergessen, den mir dieser einzigartige Wald bei meiner ersten Erkundungsfahrt hinterließ. War ich durch den immergrünen afrikanischen Regenwald immerhin schon an Einiges gewöhnt und waren dort einzelne Ausmaße noch viel gewaltiger, so war es doch ein fremdartiger Wald gewesen, der einen deutschen Forstmann wohl verstandes- nicht aber gefühlsmäßig beeindrucken konnte. Hier aber war ein Wald, bestehend aus unseren gewohnten heimischen Holzarten, mit geradezu überwältigenden Wuchsleistungen und besten Qualitäten! Einen solchen Wald aufschließen und unter möglichster Berücksichtigung seines Weiterbestehens nutzen zu können, schien mir eine Aufgabe von einem Umfange und einer Vielseitigkeit zu sein, wie sie sich ein Forstmann nicht schöner wünschen kann.

Die große Schwierigkeit, aber auch der Reiz der Aufgabe lag darin, daß für ein derartiges gewaltiges Holzunternehmen nichts vorhanden war, auf dem man aufbauen konnte, und alles erst von Grund aus geschaffen werden mußte. Für den Abtransport des gefällten Holzes standen nur einige ungenügende Wege zur Verfügung, an fest gebauten Straßen war lediglich die große Heeresstraße Bielsk-Pruschana, die in der Richtung von Westen nach Osten 38 km den Wald durchquert, vorhanden, an Bahnlinsen im Walde selbst nur die kurze Stichbahn Gajnowka—Bialowies, während die am Rande des Urwaldes vorbeiführende Linie Brest-Li-

tomsk—Wolkowysk in der Hauptsache für den Weitertransport des Holzes in Betracht kam. Die vordringlichste Aufgabe war demnach der Bau von leistungsfähigen Waldeisenbahnen. Es wurde die gebräuchliche 600 mm Spur gewählt und der Bau sofort begonnen. Nach planmäßiger Festlegung des an die Vollbahn anzuschließenden Netzes wurde die Bahn in die nächsten zum Abtrieb kommenden Waldteile vorgestreckt. Da es sich für die Hauptlinien nur um Lokomotivbetrieb handeln konnte, mußte Unter- und Oberbau bestens hergestellt werden, um sowohl eine große Belastung wie eine gewisse Schnelligkeit zu ermöglichen. Dabei wurde von Anfang an der ganze Bahnbau so sorgfältig ausgeführt, wie wenn es sich um keine vorübergehende, sondern um eine Daueranlage handelte und damit erreicht, daß während der fast dreijährigen starken Inanspruchnahme der Hauptstrecke nirgends größere Reparaturen nötig wurden. Im Ganzen wurden im Laufe der Jahre über 100 km Waldbahnen mit Lokomotivbetrieb fertiggestellt und in Betrieb genommen. Als Zubringer zu diesen Waldbahnen dienten Förderbahnen mit Pferdezug, deren Streckenlängen ebenfalls von Jahr zu Jahr wuchsen. Mit Fortschreiten des Bahnbaues wurde auch der Betrieb immer mehr geregelt, bis schließlich die Züge fahrplanmäßig liefen. Eine unendliche Fülle von Arbeit, die von der Waldbahnabteilung zu leisten war und unter der Leitung eines äußerst tüchtigen im Kleinbahnbetrieb erfahrenen Eisenbahnoffiziers, Hauptmann Seiler, auch geleistet wurde.

Neben den Feldbahnen kam als weiteres Beförderungsmittel noch die Narewka mit ihren Nebenflüssen, sowie auch die in den Bug mündende Lesna in Frage. Sie wurden zur Trift und Flößerei benutzt. Die Hoffnung, die wir von Anfang an auf den Wasserweg gesetzt hatten, der die Vollbahn für den Holztransport in weitem Umfange entlasten sollte, erfüllte sich nur teilweise. Die Zeit, in welcher der Wasserstand einen ergiebigen Floßbetrieb gestattet hätte, betrug meist nur wenige Wochen und genügte selbst bei bester Vorbereitung nur zum Abtransport eines verhältnismäßig geringen Holzquantums. Um den Wasserweg leistungsfähiger zu machen, wären langwierige Flußkorrekturen und Anlage von Staudämmen, Wehren und Schleusen notwendig gewesen, die sich nur auf lange Dauer gelohnt hätten. —

Im Hinblick auf die sehr große Entfernung des Waldgebietes

von der Heimat und von der hauptsächlich zu beliefernden Westfront mußte unbeschadet der Bedarfsdeckung beim Holztransport an Frachtmengen möglichst gespart werden. Das rollende Material der Eisenbahnen war durch die Kriegsführung über Gebühr in Anspruch genommen, so daß bei dem herrschenden Wagenmangel mit jedem Tonnenkilometer gerechnet werden mußte. Unter diesem Gesichtspunkte durfte Rohholz auf der Bahn überhaupt nicht oder doch nur in ganz hochwertigsten Stämmen versendet werden, sonst nur Schnittholz oder anderweitig veredeltes Holz. Hierdurch wurden z. B. bei Brettern und Balken allein schon 30—40% des Rohholzgewichtes erspart. Noch viel weitergehende Frachtersparungen boten verschiedene Methoden der Verkohlung mit oder ohne Destillationsverfahren. So wurde alles im Lande nicht benötigte Brennholz und die gewaltigen Mengen des bei den sechs Sägewerken anfallenden Abfallholzes im Meilereibetrieb verkohlt und die begehrte Holzkohle für die Schützengräben geliefert. Aus den kiehhaltigen Stockhölzern der Kiefer wurden in den von den Russen übernommenen und von uns verbesserten Kienöfen Terpentinöl und Holzteer gewonnen. Am rationellsten wurde die Verkohlung von Hartholz in der „Methylalkoholfabrik“ in Gajnowka durchgeführt, die mit einem jährlichen Verbrauch von 300 000 Festmeter Rohholz und 150 000 Festmeter Heizholz wohl mit zu den größten der damals bestehenden Holzverkohlungsanlagen gehörte. Der als bewährter Fachmann zu diesem Behufe nach Bialowies kommandierte Hauptmann d. R. Dr. Zeiß hat den größten Teil der Anlage im grimmigen, russischen Winter erbaut und, allen Zweiflern zum Trost, in der vereinbarten Zeit in Betrieb genommen. Eine Leistung, die kaum mehr überboten werden konnte. Der Bau der Anlage mußte aber auch mit allen Mitteln beschleunigt werden, um die Pulverfabriken befriedigen zu können, die auf die Endprodukte der Reforterverkohlung als Ersatzstoffe dringend angewiesen waren. —

Immer umfangreicher wurde der Betrieb und immer mehr Anforderungen wurden an die Militärforstverwaltung gestellt. — Zusammenlegbare, typisierte Bereitschafts- und Stallbaracken wurden für den Westen zum Aufstellen fertig geliefert, eine Holzwoollfabrik schickte in Ballen gepresste Holzwoolle an die Front, Holzschuhe, Agtsstiele und andere Holzfabrikate wurden in großen Mengen hergestellt. Daß in den umfangreichen Kiefernbeständen auch Harz gewonnen wurde, ist selbstverständlich. So entstand aus kleinsten

Anfängen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein gewaltiges Holzunternehmen. Es beschäftigte mit seinen Nebenbetrieben, wie Kraft- und Lichtanlagen, Eisen- und Holzbearbeitungswerkstätten, viele Tausend Menschen, für deren Unterkunft und Verpflegung gesorgt werden mußte. Wohnbaracken, Gefangenenlager, Verpflegungsanstalten, Soldatenheime, Lazarette, Entlausungsanstalten wuchsen aus dem Boden und selbst zwei Kinos wurden gebaut, um den Soldaten ab und zu eine Abwechslung und Anregung zu geben. Ein tüchtiger Wirtschaftsoffizier sorgte für Bestellung der Felder und für ausgedehnten Gemüsebau, und wo immer Nahrungs- und Futtermittel gewonnen werden konnten, geschah es. Draußen im Walde aber arbeiteten sieben Forsthauptleute als Leiter der Forstinspektionen mit großer Selbständigkeit. Sie waren die Säulen des ganzen Betriebes.

Bialowies war ein kleines Reich für sich geworden, in dem ich mit einem Stab besserer Mitarbeiter nach Kräften bemüht war, den vielen an uns gestellten Aufgaben gerecht zu werden. Neben dem reinen Holzunternehmen und dem jagdlichen Aufgabenkreis war die Militärforstverwaltung auch bestrebt, der wissenschaftlichen Erforschung des Urwaldes Raum zu geben. Eine zoologische und botanische Sammlung wurde angelegt und unter Leitung der „Wissenschaftlichen Abteilung“ erste Kräfte aus der deutschen Gelehrtenwelt zur freiwilligen Mitarbeit herangezogen. Dank ihrer Beiträge konnte die Militärforstverwaltung bei Paul Parey das später viel beachtete Werk „Bialowies in deutscher Verwaltung“ herausgeben, das ein beredtes Zeugnis ablegt für die geleistete gründliche Forscherarbeit. In diesem Zusammenhang möchte ich auch der Errichtung eines nahezu 4000 Hektar großen Naturschutzgebietes Erwähnung tun, das später von der polnischen Regierung übernommen und in gleichem Sinne weitergeführt wurde. Das sind alles Punkte, die ohne weiteres den angeblichen Vandalismus der Deutschen Lügen strafen. Ein Volk, das in seinem furchtbarsten Kriege Zeit und Willen findet, inmitten des Feindeslandes derartige Kulturarbeiten zu leisten, ist alles andere als ein Volk der Barbaren! Und wenn ich hiermit meine Ausführungen über die Militärforstverwaltung Bialowies schließe, so möchte ich es nicht tun, ohne in aufrichtiger Dankbarkeit der vielen wackeren Kameraden zu gedenken, die in treuester Pflichterfüllung mitarbeiteten und das Werk zum Erfolge führten. Ich verbinde damit gerne das Bekenntnis, daß

es nur durch eine besonders glückliche Lösung der Personalfragen möglich war, das zu schaffen, was geschaffen wurde. —

War auch der Urwald von Bialowies nach vielen Richtungen hin, vor allem schon durch seinen Nadelholzcharakter und hochprozentigen Nutholzgehalt, grundverschieden von dem mittelafrikanischen Regenwald, so habe ich doch in Bialowies sehr viel Erfahrungen gesammelt, die auch für das Kamerunprojekt von großem Wert sein konnten. Ich habe den Aufbau und Betrieb eines Holzunternehmens großen Stils selbst mitgemacht und aus den Fehlern gelernt. Vor allem habe ich vom Wert des Holzes als Rohstoff und von seiner vielfachen Eignung für die Ersatzstoffwirtschaft einen ganz anderen Begriff bekommen, als ich ihn vorher hatte. Bialowies hatte gezeigt, daß Holz jeglicher Art von einer gewissen Stärke an, die den Transport bis zum Betriebsplatz lohnt, in technischem und chemischem Verfahren nutzbringend verwertet werden kann. Die Nutzenanwendung dieser Erkenntnis auf die Tropen konnte von weittragender Bedeutung werden.

Also suchte ich gelegentlich eines Aufenthaltes in Berlin das Reichskolonialamt auf, um darzulegen, daß die Gedanken meiner im Jahre 1915 vorgelegten Denkschrift zum großen Teil durch die gemachten Erfahrungen der letzten Jahre überholt seien und daß die teilweise Übertragung des „System Bialowies“ auf das Kamerununternehmen diesem eine neue und viel günstigere Aussicht auf die Zukunft eröffnen würde. Der kluge und weitsichtige Staatssekretär Dr. Solf griff die Gedanken auf und versprach sobald als möglich nach dem Osten zu kommen, um sich selbst von der Vielseitigkeit der modernen Holzverwertung zu unterrichten und die Möglichkeit ihrer Übertragung auf Afrika zu prüfen. Schon wenige Tage darauf, am 7. November 1917, erschien Dr. Solf mit einigen Herren des Kolonialamtes in Bialowies und scheute keine Mühe, gründlichen Einblick in die dortigen Betriebe zu gewinnen. Sein Besuch endete mit der Aufforderung an mich, möglichst bald nach Berlin zu kommen, um dort in einer Sitzung des Kolonialamtes meine Gedanken und Vorschläge zu vertreten.

Um den Unterschied und die Vorteile der neuen Methode so recht vor Augen zu führen, schilderte ich in der am 27. November in Berlin stattfindenden Sitzung kurz die bisher übliche Holznutzung in Afrika mit all ihren Nachteilen. Sie gipfelte darin, daß die Eingeborenen gegen Stücklohn für Holzfirmen an der Küste

Edelhölzer lieferten. Es war ein denkbar primitives Verfahren. Die meist nur mit der Art ausgerüsteten Eingeborenen zogen in die flusnahen Waldteile und fällten in mühsamer Arbeit die meist räumlich weit voneinander stehenden wertvolleren Nutzholzer. Bei den großen Schwierigkeiten, die auch ein kurzer Transport der schweren Stämme zum Wasser bedeutete, wurde nur der wertvollste untere Stammteil genutzt, alles Übrige verrottete nutzlos im Walde. Durch diese Raubwirtschaft wurde der Wald in den günstig gelegenen Gegenden von Jahr zu Jahr ärmer an Edelhölzern. Es sei daher dringend notwendig mit einer derartigen, waldschädigenden Nutzungsart ein für allemal zu brechen. Technik und Chemie gäben uns nunmehr die Mittel in die Hand, auch bisher unverwertbares Material durch einen Veredlungsprozeß in ein mit Gewinn absetzbares Halbfabrikat umzuwandeln. Dadurch erhalte der Wirtschaftler wiederum die Möglichkeit, zu stärkeren Eingriffen, ja sogar zu Kahlhieben überzugehen. An Stelle des bisherigen arbeitsintensiven Verfahrens müsse das kapitalintensive treten. Durch Anlage von Waldbahnen solle der Transport verbilligt werden und durch technische oder chemische Veredlung auch das mindertwertige Holz noch lohnende Verwertung finden. Auch der Gedanke der Überführung des primären, artenreichen Urwaldes in einen artenärmeren aber nutzholzreicheren Wirtschaftswald sei bei schärferen Eingriffen in die Bestände leichter und rascher zu verwirklichen. Es bedarf bei Lichtbauungen lediglich einer geeigneten Unterpflanzung des Schirmbestandes und darauffolgender wiederholter Reinigungshiebe oder bei Kahlschlägen sofortiger Wiederaufforstung mit Heisterpflanzen in weitem Verbands. Selbstverständlich muß auch hier zwecks Zurückdämmens unerwünschten Anfluges mehrjährige Bestandespflege erfolgen. Die Kahlschlagswirtschaft gibt außerdem auch noch die Möglichkeit, dauernd oder doch vorübergehend größere Flächen in höhere Kulturart zu bringen, sei es durch Anlage von Lebensmittelpflanzungen, sei es durch Anpflanzung von Öl- und Gummibäumen.

Immer mehr Arbeit brachte mir das Kamerunprojekt. Die von Seiten des Reichskolonialamtes in den Kreisen des Überseehandels, der Handelskammern, des Parlaments für den Gedanken einer großzügigen mittelafrikanischen Urwalderschließung gemachte Propaganda hatte nicht nur viele Anfragen, sondern auch wiederholte Besuche von Reichstagsabgeordneten, Vertretern des Überseehandels und sonstigen Kolonialinteressenten zur Folge, die nach Bialowies

kamen und neue Arbeit brachten. All dies nahm mir bei anderweitiger starker Inanspruchnahme so viel Zeit weg, daß ich ohne fachmännische Hilfe nicht mehr auskommen konnte. Man sah dies in Berlin auch ein und half, soweit es möglich war.

Meinem Antrage entsprechend wurde in Bialowies mit Genehmigung des Oberbefehlshabers Ost im Frühjahr 1918 das „kolonialwirtschaftliche Büro“ errichtet. Hierzu wurden Oberleutnant d. Res. W. Wiech, der zuletzt als kaiserlicher Oberförster in Kamerun Dienst getan hatte, ferner als kaufmännischer Berater Leutnant d. Res. Müller, aus der bekannten Holzimport-Gesellschaft S. S. Müller & Sohn, Hamburg, und endlich als technischer Berater Diplomingenieur D. Bredt, kommandiert. Das Büro hatte die Aufgabe, unter meiner Leitung einen möglichst erschöpfenden Organisationsvorschlag für ein Holzunternehmen im Munibezirke mit prüfungsfähiger Rentabilitätsberechnung auszuarbeiten. Mit großem Eifer machten sich die Herren an die Arbeit. Viele gemeinschaftliche Sitzungen, an denen auch die Referenten der technischen und chemischen Abteilung der Militärforstverwaltung teilnahmen, wurden abgehalten. Dabei wurde der Chemie, für die bei der Vielseitigkeit des Kamerunwaldes besonders große Möglichkeiten bestanden, ein breiter Raum im Gesamtplane eingeräumt. Dankbar gedenke ich der freiwilligen Mitarbeit zweier hervorragender Chemiker, des Herrn Geheimrats Dr. Semmler-Breslau und des Herrn Dr. Kuzel-Wien, von denen Letzterer sehr wertvolle Anregungen hinsichtlich der Abfallverwertung gegeben hat. Auch dem Holzschliffverfahren, für das große Materialanfälle zu erwarten waren, wurde besondere Bedeutung zugemessen, um durch Einschaltung der Tropenhölzer den deutschen Wald von der ihn teilweise stark beanspruchenden Papierholzwirtschaft zu entlasten.

In erfreulicher Weise schritt die Arbeit vorwärts, so daß ich an einem Tage des Juli bereits bei einer Besprechung im Kolonialamt den bevorstehenden Abschluß der Arbeit ankündigen konnte. — Am gleichen Abend gab Dr. Solf in seiner mit großem Geschmack eingerichteten Dienstwohnung in der Wilhelmstraße ein Abendessen im kleinen Kreise. Ich sehe heute noch den Staatssekretär, wie er sein Glas erhob und mir zutrank: „Auf unser mittelafrikanisches Urwaldprojekt und seinen künftigen Leiter“ . . .

Wenige Tage darauf erfolgte der furchtbare Tank-Angriff im Westen. Das war der Anfang vom Ende. —

Nutzanwendung auf den Kolonialgedanken

Als die Mühe und Sorgen, die Deutschland für den Aufbau seiner Kolonien verwendet hat, waren umsonst gewesen. Als die Kolonien nach Jahren schwerer und kostspieliger Arbeit endlich so weit waren, dem Mutterlande Nutzen zu bringen, kam der Krieg und mit seinem unglücklichen Ausgang der Verlust unseres ganzen Kolonialbesitzes, der seiner Fläche nach das $5\frac{1}{2}$ fache des Mutterlandes betragen hatte. In brutalster Weise hat man durch das Versailler Diktat Deutschland seiner Kolonien beraubt, obwohl Wilson im fünften seiner historisch gewordenen 14 Punkte eine unparteiische Regelung der Kolonienfrage unter gleichmäßiger Berücksichtigung der Ansprüche Deutschlands und der Interessen der Eingeborenen in bindender Weise zugesagt hatte. Trotz dieses feierlichen Versprechens wurden die deutschen Kolonien ohne Einvernahme der eingeborenen Bevölkerung und ohne Anhören Deutschlands geraubt und als Mandate an die Hauptmächte des Völkerbundes verteilt. Dieses durch nichts gerechtfertigte Vorgehen muß nicht nur als himmelschreiendes Unrecht bezeichnet werden, sondern ist auch einer der schwersten Schläge, die neben dem Verbot der allgemeinen Wehrpflicht Deutschland durch den Versailler Friedensvertrag zugefügt worden sind. Um den gegen Treu und Glauben durchgeführten Raub unserer Kolonien wenigstens einigermaßen entschuldigen zu können, wurde nach Art des schon aus der Greuelpropaganda des Weltkrieges hinreichend bekannten Lügenfeldzugs die Presse der Welt in weitestem Umfange mit sorgfältig vorbereiteten Lügen versehen. So hoffte man für die im Geheimvertrag längst beschlossene Wegnahme unserer Kolonien am besten Stimmung machen zu können. Wie das Versailler Diktat auf die Lüge der Alleinschuld Deutschlands am Kriege aufgebaut war, so ist der Raub der Kolonien auf die koloniale Schuldüge gegründet. Man hat wider besseres Wissen die ungeheuerliche Behauptung in die Welt gesetzt, daß sich die Deutschen unfähig und unwürdig erwiesen hätten, Kolonien zu verwalten. Es sei daher eine heilige Pflicht für die fortgeschrittenen Mächte, die deutschen Kolonien unter ihre Mandats-

herrschaft zu stellen, um die Eingeborenen von der früheren grausamen Unterdrückung und gewissenlosen Ausbeutung zu befreien. Doch Lügen haben meist kurze Beine. Rascher als man glauben sollte, wurden diese wahrheitswidrigen Behauptungen aus den Reihen derer, die sie verbreitet hatten, widerlegt. Die hervorragende Kolonialarbeit, die geleistet worden war, war zu offensichtlich, als daß sie ohne weiteres hätte weggeleugnet werden können. Sie war ein ebenso beredtes Zeugnis für die Fähigkeit der Deutschen zu kolonisieren, wie der überraschend schnelle Verfall der ehemals blühenden Kolonien unter der Mandats Herrschaft gegen diese selbst sprach. Ein bitteres aber gerechtes Urteil über den Rückgang der deutschen Kolonien brachte das Dezemberheft 1920 der *Steads Review of Reviews*. Es lautete: „Weiße und Schwarze sind angeekelt von den in den ehemaligen deutschen Kolonien herrschenden heutigen Zuständen.“ Wo lag nun die Unfähigkeit? Bei den Deutschen oder ihren Nachfolgern?

Und wie sah die Lüge von der Bedrückung und Ausbeutung der Eingeborenen in Wirklichkeit aus? Die „Bedrückten“ selbst zerstreuten diese Märchen. Ihr Ruf nach den alten Herren wollte trotz aller drakonischen Maßnahmen der neuen Verwaltung nicht verstummen. Daß die unwandelbare Treue unserer schwarzen Askari an ihre weißen Herren als ein besonders schlagkräftiger Beweis für die richtige Behandlung der Eingeborenen angeführt werden kann, darauf habe ich bereits hingewiesen. Wenn es sich um Tod und Leben handelt, hat die Lüge ihre Macht verloren.

Geradezu widersinnig aber mutete es an, wenn von unseren Gegnern behauptet wurde, daß die Kolonien für Deutschland keine große wirtschaftliche Bedeutung gehabt hätten und daher ihre Wegnahme nicht viel bedeutete. Gerade das Gegenteil war der Fall. In einem so stark bevölkerten industrialisierten Lande wie Deutschland ist weder die Wirtschaft noch die Währung auf die Dauer ohne Kolonialbesitz aufrecht zu erhalten. Für uns sind Kolonien Lebensnotwendigkeit, wir müssen solche wieder erlangen, koste es was es wolle. Der Kampf um die Rohstoffe der Welt ist heute zum erbitterten Kampfe der Mächte geworden, an dem Deutschland bei seiner eingegengten ungünstigen geographischen Lage besonders interessiert ist. Es muß alles daran setzen, um in der Versorgung seiner Wirtschaft möglichst unabhängig vom Auslande zu werden und die zusätzlichen Lebensmittel und fehlenden Rohstoffe nicht in Devisen, sondern in

eigener Währung bezahlen zu können. Hierzu brauchen wir Kolonien, und zwar vor allem in Afrika, um dort all' das zu erzeugen, was unsere Sonne nicht hervorbringen kann. So z. B. die für unsere Bekleidung unentbehrliche Baumwolle oder pflanzliche Fette und Öle, an denen Deutschland einen sehr bedeutenden, im eigenen Lande nicht zu deckenden Bedarf hat. Ferner Kautschuk, Kakao, Kaffee und andere Kolonialprodukte, ohne die ein moderner Kulturstaat heute nicht mehr auskommen kann. Wir müssen die Möglichkeit wieder erlangen, innerhalb deutschen Hoheitsgebietes selbst zu erzeugen, was der tägliche Lebensbedarf verlangt und unsere Industrie an hauptsächlichsten Rohstoffen benötigt. Einen guten Teil davon brachten die Kolonien und darin lag ihr wirtschaftlicher Wert. Er mußte sich freilich erst allmählich entwickeln und wäre heute für uns von allergrößter Bedeutung. —

Wenn ich bei Einwertung unserer ehemaligen Kolonien den Wald an letzter Stelle nenne, so tue ich es, um diese Frage auch von weiteren weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Ich beschränke mich dabei auf Kamerun, das durch seinen großen Anteil an immergrünem Regenwalde in E. eine besonders wertvolle Kolonie war. Sie besaß in ihren ungeheueren geschlossenen Urwäldungen unschätzbare Werte, deren Nutzbarmachung erst noch der Erfüllung harrte. Alle Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen, als der unglückselige Krieg die weitausgreifenden Pläne zerstörte. Wäre dies nicht geschehen, so hätte Deutschland heute das tropische Urwaldproblem wohl schon zum guten Teil gelöst, jedenfalls aber im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte wertvolle Erfahrungen gesammelt, die auch den anderen am mittelafrikanischen Walde beteiligten Kolonialmächten zugute gekommen wären. Nicht als ein Konkurrenzunternehmen für die deutsche Waldwirtschaft sollte das von mir vorgeschlagene Urwaldunternehmen aufgezo-gen werden, sondern als ihre willkommene Ergänzung. Ist doch der deutsche Wald seiner Fläche und Erzeugungskraft nach nicht in der Lage, die für unsere Volkswirtschaft jährlich benötigten Holzmengen und -qualitäten zu erzeugen. Deutschland ist schon seit Jahrzehnten ein Holz-einfuhrland gewesen und wird es in Zukunft mit zunehmender Bevölkerung und fortschreitender Industrialisierung noch mehr werden. Zum Ausgleich für die fehlenden Holzmengen konnte in weitgehendem Maße der Kamerunwald herangezogen werden, der bei richtiger forstlicher Behandlung nach kurzer Übergangszeit schon leistungs-

fähig geworden wäre. Wenn nur ein Bruchteil der ungeheueren dortigen Waldflächen durch Kleinbahnen erschlossen und durch waldbauliche Maßnahmen verbessert wurde, so war die Frage der Holzeinfuhr schon in der Hauptsache für uns gelöst. Aus den vorhandenen, noch unberührten Beständen konnten, sobald sie zugänglich waren, sofort die für unsere Fournier- und Sperrplattenindustrie benötigten hochwertigen Laubhölzer in stärksten Dimensionen geliefert und bedeutende Einfuhren aus dem Auslande erspart werden. Gleichzeitig mußte die Nachzucht dieser und anderer Nutzhölzer in großem Umfange eingeleitet werden, so daß in wenigen Jahrzehnten schon die Nachhaltigkeit der Nutzholzwirtschaft gesichert war.

Eine besonders große Bedeutung aber kann der tropische Wald für die Zellstoffindustrie erhalten, wenn er als Rohstofflieferant im größten Stile herangezogen wird, um den auf der ganzen Welt immer fühlbarer werdenden Mangel an Papierholz endgültig zu beheben. Unter der Bezeichnung Papierholz fasse ich in erster Linie jene Nadelholzsortimente zusammen, die bis jetzt die hauptsächlichste Grundlage der Zellstoffindustrie und ihr fast ausschließlicher Rohstoff waren. Trat hierin einmal Mangel ein, so stand es schlecht um die Werke. Man suchte daher schon seit langem nach Ersatz und glaubte diesen vor allem in verschiedenen Bambusarten, die eine brauchbare Faser geben und sehr schnellwüchsig sind, zu finden, dann aber auch in einigen besonders raschwüchsigen Weichhölzern des Regenwaldes wie z. B. im Schirmbaum (*Musanga Smithii*). Diese ungemein schnellwüchsige Holzart, die auf allen Kahlfächen wuchert, kann in Verbindung mit dem Baumwollbaum (*Ceiba pendantra*) oder anderen zur Faserstoffgewinnung geeigneten Mischhölzern unschwer auf großen Flächen angebaut werden. In wenigen Jahren schon werden darauf große Mengen genügend starken Holzes stehen, das im Schleif- oder Halbzellstoffverfahren verarbeitet, einen veredelten Rohstoff für unsere Zellstoffabriken abgibt. Das Bedenken, daß durch derartige nach Europa gebrachte Halbfabrikate ein Preisrückgang unseres heimischen, als Zwischennutzung gewonnenen Papierholzes eintreten würde, teile ich nicht, da man ja die Höhe der Zufuhr nach diesem Gesichtspunkte regulieren kann.

Bei dem stets wachsenden Bedarf der Zellstoffindustrie der ganzen Welt, die bisher fast ausschließlich Nadelholz verarbeitete, gewinnt die Einschaltung des Tropenwaldes als neuzeitlicher Papierholzlieferant allgemein eine so große Bedeutung, daß dieses Problem

meiner Ansicht nach nicht mehr auf die lange Bank geschoben werden kann. Die steigende Kurve des Papierholzverbrauchs der Welt zeigt im Vergleich zur abnehmenden Zuwachskurve des Nadelholzes, daß Mangel daran in absehbarer Zeit eintreten muß. Der Zeitpunkt ist nicht mehr ferne, in dem der jährliche Zuwachs der gesamten hauptsächlich auf der nördlichen Halbkugel befindlichen Nadelholzbestände nicht mehr ausreicht, den Bedarf an Papierholz zu decken, es sei denn, daß man seinen prozentualen Anteil am Waldbestande zum Schaden der Bau- und Sägeholzerzeugung erhöhen würde. Eine Maßnahme, die vom forstpolitischen Standpunkt aus schärfstens zu verurteilen ist, da sie allmählich zur Abschwendung der Waldungen führen wird. —

Der Zeitpunkt, in dem der jährliche Anfall des Papierholzes bisheriger Ausformung nicht mehr ausreichen wird, wurde von deutschen und englischen Experten vor mehreren Jahren übereinstimmend auf höchstens 3—4 Jahrzehnte geschätzt. Er mag bei dem durch neue Verwendungsarten rapid steigenden Zellstoffbedarf inzwischen schon wieder wesentlich kürzer geworden sein, so daß eine fühlbare Verknappung des Papierholzes vielleicht schon in 1 bis 2 Jahrzehnten zu erwarten ist. Wenn bis dorthin kein anderer gleichwertiger Rohstoff zur Verfügung steht, so kann dies eine große Gefahr für die Nadelholzwaldungen der Kulturstaaen bedeuten. Sie werden dann bei der menschlichen Gewinnsucht und Findigkeit trotz aller Mahnungen und Verbote über Gebühr auf Papierholz genützt und damit in ihrer Nachhaltigkeit geschädigt werden. Eine rechtzeitige Ergänzung der vorhandenen Nadelholzbestände aber zum Zwecke erhöhter Papierholzerzeugung durch Aufforstung von Ödlandereien oder durch Umwandlung von Laubwäldern kommt bei der Langsamwüchsigkeit des Nadelholzes überhaupt nicht in Frage. Die neu entstandenen Nadelholzflächen würden noch lange nicht nutzungsreif sein, bis die Katastrophe schon eingetreten wäre. Abgesehen davon ist es m. E. überhaupt nicht möglich, auf diesem Wege mit dem schnell steigenden Bedarf Schritt zu halten. Es müssen also, um der sonst unvermeidlichen Abschwendung der für andere Zwecke unentbehrlichen Nadelholzbestände vorzubeugen, der Zellstoffindustrie anderweitige, gleichwertige Rohstoffe zugeführt werden. Die Versuche, die man mit Espartograss und anderen einjährigen Faserpflanzen gemacht hat, haben im großen und ganzen zu keinen befriedigenden Ergebnissen geführt. Es bleibt also nur wieder der Wald, diesmal aber nicht der Nadelholzwald der gemäßigten Zone, sondern der tro-

pische Wald mit seinen vielfach höheren Wuchsleistungen. So hat der englische Forstfachverständige Raitt in Indien in der Nähe großen Bambusvorkommens eine leistungsfähige Zellstoffindustrie geschaffen, die den Bambus an Ort und Stelle zu Vollzellstoff verarbeitet und trotz der weiten Entfernung noch mit Gewinn nach England verfrachtet. Mag diese Methode für das englische Imperium richtig sein, so halte ich sie für Länder, die, wie Deutschland, selbst eine hochentwickelte Zellstoffindustrie haben, für verfehlt. Für solche Länder könnte schon der Arbeiterfrage halber nur die Einfuhr eines veredelten Rohstoffes wie Holzschliff, Halbzellstoff oder ein anderes Faserkonzentrat in Frage kommen. Abgesehen davon dürfte in den Tropen der Betrieb großer chemischer Fabriken schon wegen der dort gegebenen geringen Leistungsfähigkeit weißer Facharbeiter auf große Schwierigkeiten stoßen.

Die Fragen der Erzeugung großer Mengen schnellwüchsiger Zellstoffhölzer im Niederwaldbetriebe, sowie der Heranzucht wertvoller Starkhölzer in einem auf Nachhaltigkeit eingestellten Hochwaldbetriebe, harren im mittelafrikanischen Urwalde immer noch der Lösung. Sie umfassen neue für die meist waldarmen Kulturstaaten immer wichtiger werdende Aufgaben, die ohne das auf forstlichem Gebiete führende deutsche Volk voraussichtlich noch lange nicht angepackt werden. Und doch ist die Nutzbarmachung des bisher so gut wie brachliegenden mittelafrikanischen Regenwaldes für alle daran beteiligten Kolonialmächte vordringlich geworden.

Die noch in den Kinderschuhen steckende Tropenforstwirtschaft wird damit vor neue große Aufgaben gestellt, die nicht mit Bücherweisheit, sondern zunächst nur gefühlsmäßig auf Grund angeborener Befähigung in Verbindung mit langjähriger Tätigkeit im Walde gelöst werden können. Nur ein Volk, wie das deutsche und das stammverwandte, forstlich gleich begabte österreichische, das in tausendjähriger Verbundenheit mit dem Walde über einen großen Stamm waldkundiger Forstleute verfügt, vermag die große Zahl benötigter Fachkräfte für solche gewaltige Aufgaben zu stellen.

Ist es nicht ein Wahnsinn, gerade das Volk von der Kolonialarbeit auszuschließen, das berufen wäre, auf einem so weltwirtschaftlich wichtigen Gebiete Pionierarbeit zu leisten? Ist es nicht ein Wahnsinn, ein 65 Millionen Volk, das in ganz hervorragender Weise seine Fähigkeit zu kolonisieren bewiesen hat, das in der Bekämpfung der Tropenkrankheiten unbestritten an erster Stelle steht,

das in der Fürsorge für die Eingeborenen und in der Sicherung ihres Lebens und Eigentums vorbildlich gewirkt hat und das durch seine Missionstätigkeit Millionen von Schwarzen christliche Lehren und Sitten vermittelt hat, von d e r Tätigkeit auszuschließen, zu der es als einer der ersten Kulturstaaten nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat? Es ist ein doppelter Wahnsinn, wenn man bedenkt, daß die übrigen Großmächte mit Kolonien geradezu übersättigt und zum Teil kolonialmüde geworden sind, so daß sie die zu einem richtigen Ausbau nötigen Kräfte gar nicht aufbringen können, während Deutschland einen Überschuß daran hat und in immer steigendem Maße zur Erweiterung seiner Boden- und Ernährungsgrundlagen gezwungen wird. Nur die Erlangung von Kolonien vermag dieses für ganz Europa bestehende Gefahrenmoment auszuschalten.

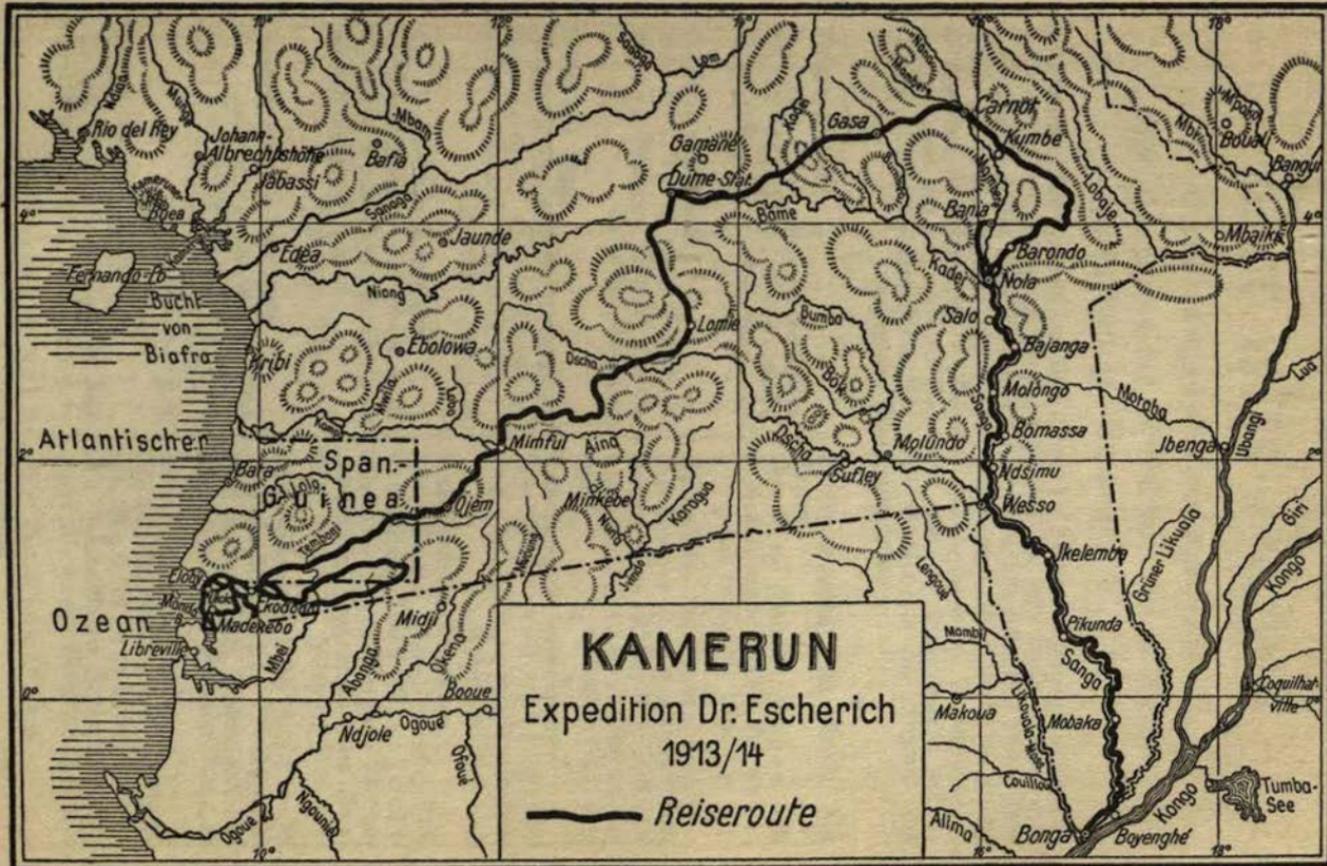
Eine weitere bewußte Lüge, mit der der Feindbund seinerzeit die Wegnahme unserer Kolonien zu begründen suchte, war die Behauptung, daß wir die Kolonien in erster Linie als militärische Stützpunkte betrachteten, durch deren Ausbau und weitere Verstärkung der Friede immer wieder bedroht würde. Auch hier trifft genau das Gegenteil zu. Der Weltfriede wird nicht durch Kolonialbesitz bedroht, der Deutschlands Kräfteüberschuß in friedlicher Arbeit bindet, er wird vielmehr dadurch gefährdet, daß man einem großen überbevölkerten Lande seine Lebensmöglichkeiten in kurzfristiger Weise beschnitten hat und es damit zur gewaltsamen Expansion treibt. Deutschland konnte nach dem Kriege von 1870—71 seine damalige noch nicht industrialisierte Bevölkerung sehr wohl auf eigener Scholle ernähren, heute nach einem Zuwachs von mehr als 20 Millionen Menschen und nach der Umwandlung in ein Industrieland kann es dies nicht mehr. Schon allein die Ernährungsfrage verlangt gebieterisch eine Erweiterung des Raumes, auf dem das Fehlende ergänzt und der zur Auswanderung gezwungene Volksteil dem Mutterlande erhalten werden kann. Wenn die heißen Länder infolge ihrer meist ungünstigen gesundheitlichen Verhältnisse für den Europäer auch kein ideales Siedlungsland sind, so hat doch die Tropenhygiene solche Fortschritte gemacht, daß auch ein längerer Aufenthalt dort bei entsprechendem Leben heute ohne Schädigung der Gesundheit möglich ist. Damit eröffnen sich in den Kolonien für unsere jungen Leute viele Zukunftsmöglichkeiten. Sie werden vor neue Aufgaben gestellt und erhalten die verschiedensten Anregungen, die indirekt wieder dem Mutterlande zugute kommen.

Vor allem kommt der junge Deutsche wieder hinaus in die Welt, lernt andere Länder und Sitten kennen und wird dabei von der unglückseligen Überschätzung des eigenen Könnens und der Unterschätzung des Fremden bewahrt. Nichts ist gefährlicher für ein Volk, als Überheblichkeit über andere Völker, deren inneren Wert und deren wahre Stärke es nicht kennen kann, weil es in verderblicher Eigenliebe grundsätzlich die Augen davor verschließt.

Der Ruf nach Wiedererlangung von Kolonien darf nicht mehr verstummen, nicht nur der deutschen Ehre und Weltgeltung halber, sondern auch aus der sicheren Erkenntnis heraus, daß der Kolonialbesitz heute zu einer harten deutschen Lebensnotwendigkeit geworden ist. Wenn diese Erkenntnis einmal in unserem Volke Boden gefaßt hat und damit der Kolonialgedanke Volksgedanke geworden ist, dann werden wir trotz allem auch unsere Kolonien wieder erlangen.



Expedition des Verfassers zum Rudolfsee im Jahre 1901.



Forstrat Dr. Georg Escherich
Der alte Jäger

Erinnerungen aus meinem Leben

Mit photographischen Abbildungen auf 16 Tafeln

Zweite Auflage. Gebunden Rm. 7,50

Mit welcher Begeisterung der erste Band der Lebenserinnerungen Escherichs aufgenommen wurde, zeigt die Tatsache, daß die erste Auflage schon nach 1 Monat vergriffen war. Seine Erlebnisse in der Oberpfalz, im Bayerischen Wald, in den Donau- und Isarauen, im Bayerischen Oberland und im Tiroler Hochgebirge, in Ostpreußen, in Bosnien und Herzegowina, in der Wachau, in Norwegen und vor allem in Bialowies, und seine Begegnungen mit berühmten Persönlichkeiten seiner Zeit geben Einblicke in ein besonders reich gesegnetes Waidmannsleben.

Bunte Strecke

Aus dem Leben eines ostpreussischen Jägers. Von M. v. Kobylinski. Mit 24 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Birschen und Böcke

Von Friedrich von Gagern. Zweite Auflage. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 9,—

Glückliche Tage

Jagdgeschichten aus fünf Jahrzehnten. Von E. Graf Silva Tarouca. Zweite Auflage. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 5,85

Im Zauber der Karpathen

55 Jahre Waidwerk von Oberst a. D. August von Spieß. Zweite Auflage. Mit 32 Tafeln. Gebunden Rm. 7,—

Sieben Kugeln und mehr

Aus meinem Jagdtagebuch. Von Maximilian von Rogister. Zweite Auflage. Mit 24 Tafeln. Gebunden Rm. 5,50

Diana, Dubertus und Ich

Von D. Caminnecki. Zweite Auflage. Mit 32 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Waidmannsfahre im Wandel der Zeiten

Von Ernst Johann Faber. Mit Textabbildungen von W. Buddenberg und 16 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Silberstifte auf meinen Büchsen

Erinnerungen eines rheinischen Waidmanns. Von Albert Freiherr von Boeselager. Mit 16 Tafeln. Gebunden Rm. 4,50

Aus meinem Jägerleben

Von Ferdinand S. v. Hildebrandt. Mit 15 Kunstdrucktafeln. Gebunden Rm. 4,05

Ausgerechnet Canada

Mit lachenden Jägeraugen durch Prairie und Busch. Von E. Mehrhardt-Flow. 7.—11. Tausend. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Auf Hummel und Birsch in Canada

Von E. Mehrhardt-Flow. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Canadisches Nocturno

Ein Trapper-Idyll in nordischer Wildnis. Von E. Mehrhardt-Flow. Mit humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 5,40

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Paul Parey · Berlin SW 11 · Hedemannstraße 28/29

Bücher des Jägers

Dem hohen Waidwerk. Anleitung zur waidgerechten Ausübung der Pirsch auf hohes Wild. Von Carl v. Dombrowski. Mit 23 Textabb. und 13 Tafeln. Gebunden Rm. 9,—

Der deutsche Edelhirsch

Ein Lebensbild mit photographischen Natururkunden aus der Wildbahn. Von Dr. Luz Heck, Direktor des Zoologischen Gartens, Berlin. Mit 175 Abbildungen. Gebunden Rm. 12,60

Das Schwarzwild

Naturbeschreibung, Hege und Jagd. Von K. Sneathlage. Mit Zeichnungen von Karl Wagner.

Gebunden Rm. 7,80

Kein Peger, kein Jäger

Handbuch der Wildhege für waidgerechte Jagdherren und Jäger von E. Graf Silva Tarouca. Zweite Auflage. Mit 18 Textabbildungen. Gebunden Rm. 7,20

Die Hebung der Niederjagd in Pacht- und Eigenjagdrevieren. Von Hegendorf. Zweite Auflage. Mit 75 Textabbildungen. Geb. Rm. 8,10

Der waidgerechte Jäger. Grundzüge der Jagdkunde und Leitfaden zur Vorbereitung auf die Jägerprüfung. Von Hermann Schulze, Mitglied des Prüfungsausschusses des Jagdkreises Salzwedel. Mit 82 Abb. Steif brosch. Rm. 3,20. Geb. Rm. 4,20

Jagd-ABC für alle, die Jäger werden wollen. Von Ernst v. Dombrowski. Vierte, neubearbeitete Aufl. Mit 23 Textabb. Geb. Rm. 4,—

Fährten- und Spurenkunde sowie die Beschreibung sonstiger Gewohnheiten und Zeichen des Wildes, die dem Jäger den Standort, Wechsel oder Paß verraten. Von Karl Brandt. Fünfte Auflage, herausgegeben von Herm. Eiserhardt. Mit 110 Textabb. Geb. Rm. 5,—

Die Kunst des Waidmanns, das Wild zu locken. Von Albrecht Bichhof, Oberstleutnant a. D. Mit 6 Textabb. Steif brosch. Rm. 2,40

Anleitung zur Altersschätzung des Wildes. (Rot-, Dam-, Reh-, Schwarz-, Gams-, Muffel- und Auerwild.) Neue Richtlinien, bearbeitet von Forstmeister W. Bieger. Mit 82 Textabbildungen. Steif brosch. Rm. 3,60

Moderne Fasanenzucht. Naturgeschichte und Aufzucht des Jungfasans sowie die Anlage von Fasanerien. Von Robert Holze, Fasanenmeister der Fasanerie der Herrschaft Ganz in der Ostprignitz. Mit 24 Textabb. Gebunden Rm. 4,05

Handbuch der praktischen Schusswaffenkunde und Schießkunst für Jäger und Sportschützen. Von Dr. Konrad Eilers. Dritte Auflage. Mit 311 Textabb. Geb. Rm. 10,—

Die Kunst des Schießens mit der Büchse. Von R. Wild-Queisner. Fünfte Auflage von M. Schmuderer-Maretsch. Mit 46 Textabbildungen und 7 Tafeln. Gebunden Rm. 3,—

Anleitung zum Flintenschießen. Von M. Schmuderer-Maretsch. Mit 25 Textabb. Geb. Rm. 5,85

Der Gebrauchshund, seine Erziehung und Dressur. Von Hegendorf. Fünfte, neubearbeitete Auflage. Mit 79 Textabbildungen. Gebunden Rm. 8,75

Der Waldgebrauchshund und seine Führung unter besonderer Berücksichtigung der Einführung des Jung Hundes in die Spürarbeit. Von Hermann Eiserhardt II. Mit 16 Textabb. Steif brosch. Rm. 4,20; geb. Rm. 5,20

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Paul Parey · Berlin SW 11, Hedemannstraße 28/29

Jagd- und Reisewerke

Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit

Von Dr. Arthur Berger. Mit 292 kulturhistorischen Textabbildungen. Gebunden Rm. 32,40

Tiere wie sie wirklich sind

Von Prof. Dr. L. Heck. Mit 75, meist ganzseitigen photographischen Tierbildern. Gebunden Rm. 4,80

Berge der Verheißung

Auf Elch, Bär und anderes Hochwild in Kanada. Von Woldemar Graf von Schwerin. Mit 24 Tafeln. Gebunden Rm. 6,—

Auf Hochwild in Canada

Waidwerk in der Wildnis Britisch Columbiens. Von A. Bryan Williams. Mit 60 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. Geb. Rm. 13,—

In Kanadischer Wildnis

Trapper- und Farmerleben. Von Max Otto. Zehnte Auflage. Mit Kapitel-
leisten und zwei farbigen Tafeln von Karl Wagner, 62 Abbildungen und 1 Karte. Gebunden Rm. 8,—

In Kanadas Urwäldern und Prärien

Erlebnisse und Streifzüge eines Trappers und Farmers. Von Max Otto. Fünfte Auflage. Mit Kapitel-
leisten von Karl Wagner und 39 Abbildungen. Gebunden Rm. 8,—

Mit der Büchse in fünf Weltteilen

Von Paul Niedieck. Fünfte Auflage. Mit 15 Kapitel-
leisten von Karl Wagner und 116 Abb. auf 62 Tafeln sowie 1 Karte. Gebunden Rm. 14,40

Kreuzfahrten im Beringmeer

Neue Jagden und Reisen. Von Paul Niedieck. Dritte Aufl. Mit 15 Kapitel-
leisten von Karl Wagner und 55 Abb. auf 48 Tafeln. Geb. Rm. 7,—

Berge, Buddhas und Bären

Forschung und Jagd in geheimnis-
vollem Tibet. Von Ernst Schäfer. Mit 32 Tafeln. Gebunden Rm. 5,70

Aus einem verschlossenen Paradiese

Von Dr. Arthur Berger. Vierte Auflage. Mit 121 Abbildungen auf Tafeln u. einer Karte. Geb. Rm. 10,—

In Afrikas Wildkammern als Forscher und Jäger

Von Dr. Arthur Berger. Dritte, neubearb. Auflage. Mit 122 Abbildungen auf 80 Tafeln. Geb. Rm. 10,—

In Tälern und Höhen des Himalaja

Jagden und Reisen in Kaschmir, Ladak und Baltistan. Von Hans Meyer Illmersdorf. Nach den Tage-
büchern herausgegeben von Dr. A. Berger. Mit 40 Abbildungen und Zier-
leisten. Gebunden Rm. 8,—

Von entlegenen Pfaden

Afrikanische Skizzen. Von P. E. von Gontard. Mit 93 photographi-
schen Abbildungen u. 26 Zeichnungen. Gebunden Rm. 4,80

Verlorene Heimat

Als Schußtruppler und Farmer in Südwest. Von Wilhelm Mat-
tenklodt. Mit einem Geleitwort von Hans Grimm u. Textillustr. von H. A. Ufshorn. Geb. Rm. 7,—

In den Wildnissen Afrikas und Asiens

Jagderlebnisse. Von Dr. Hermann von Bismann. Mit 28 Voll-
bildern und 42 Textabbildungen von Wilhelm Kuhnert. Dritte Auf-
lage. Gebunden Rm. 15,—

Im Reiche des Kondor

Von Rudolf von Colditz. Mit 87 Abbildungen und Zierleisten von Karl Wagner. Geb. Rm. 10,—

Wild und Hund-Kalender 1936. Taschenbuch für deutsche Jäger. Heraus-
gegeben von der Schriftleitung von „Wild und Hund“. Gebunden Rm. 2,80.

Pareys Jagd-Abreißkalender 1936. Herausgegeben von der Schriftlei-
tung von „Wild und Hund“. 160 reich illustrierte Blätter. Rm. 3,—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Paul Parey · Berlin SW 11 · Hedemannstraße 28/29

Die Jagdklassiker

Diezels Niederjagd. Vierzehnte Auflage der Originalausgabe. Herausgegeben von Forstmeister Ernst Kluge. Mit 24 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln und 242 Textabbildungen. Gebunden Rm. 19,80

Die Hohe Jagd. Herausgegeben von ersten deutschen Jagdschriftstellern. 5. Auflage. Mit 271 Textabb. und 32 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln. Gebunden Rm. 15,—

Das deutsche Waldwerk. Ein Lehr- und Handbuch der Jagd von Ferdinand von Raesfeld. Illustriert von Karl Wagner. Vierte Auflage, herausgegeben von E. Graf Silva Tarouca. Mit 310 Textabbildungen und 18 zum Teil mehrfarbigen Tafeln. Geb. Rm. 22,—

Das Rotwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelmildes in freier Wildbahn. Von Ferdinand von Raesfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 180 Textabbildungen und 6 Farbentafeln nach Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Das Rehwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn. Von Ferdinand v. Raesfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 8 Tafeln und 315 Textabbildungen nach Zeichnungen von Karl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Die Hege in der freien Wildbahn. Ein Lehr- und Handbuch für Jäger und Jagdbesitzer. Von Ferdinand v. Raesfeld. Illustriert von Karl Wagner. Zweite Auflage, herausgegeben von Oberstjägermeister Ulrich Scherping. In Vorbereitung.

Etwas ähnliches wie die aufgeführten sechs Bücher gibt es in keiner Literatur der Welt wieder; sie sind in ihrer Umfassendheit, Tiefe des Wissens, Größe der Erfahrung, Schärfe der Beobachtung, Klarheit der Wiedergabe und in ihrem überwältigenden Reichtum der Illustrierung einzig geblieben und bilden das Fundament jeder höheren jagdlichen Praxis.

Wild und Hund

Illustrierte Jagdzeitung

Mit den amtlichen Bekanntmachungen der deutschen Jagdbehörden / Amtliches Organ des Reichsverbandes für das Deutsche Hundewesen (RDH.)

Erscheint jeden Freitag.

Farbige Kunstbeilagen

Monatlich 1 RM

bei Jahresbestellung, zahlbar für 12 Monate im Voraus oder auch in vierteljährlichen Raten, zuzüglich der amtlichen Postgebühren.

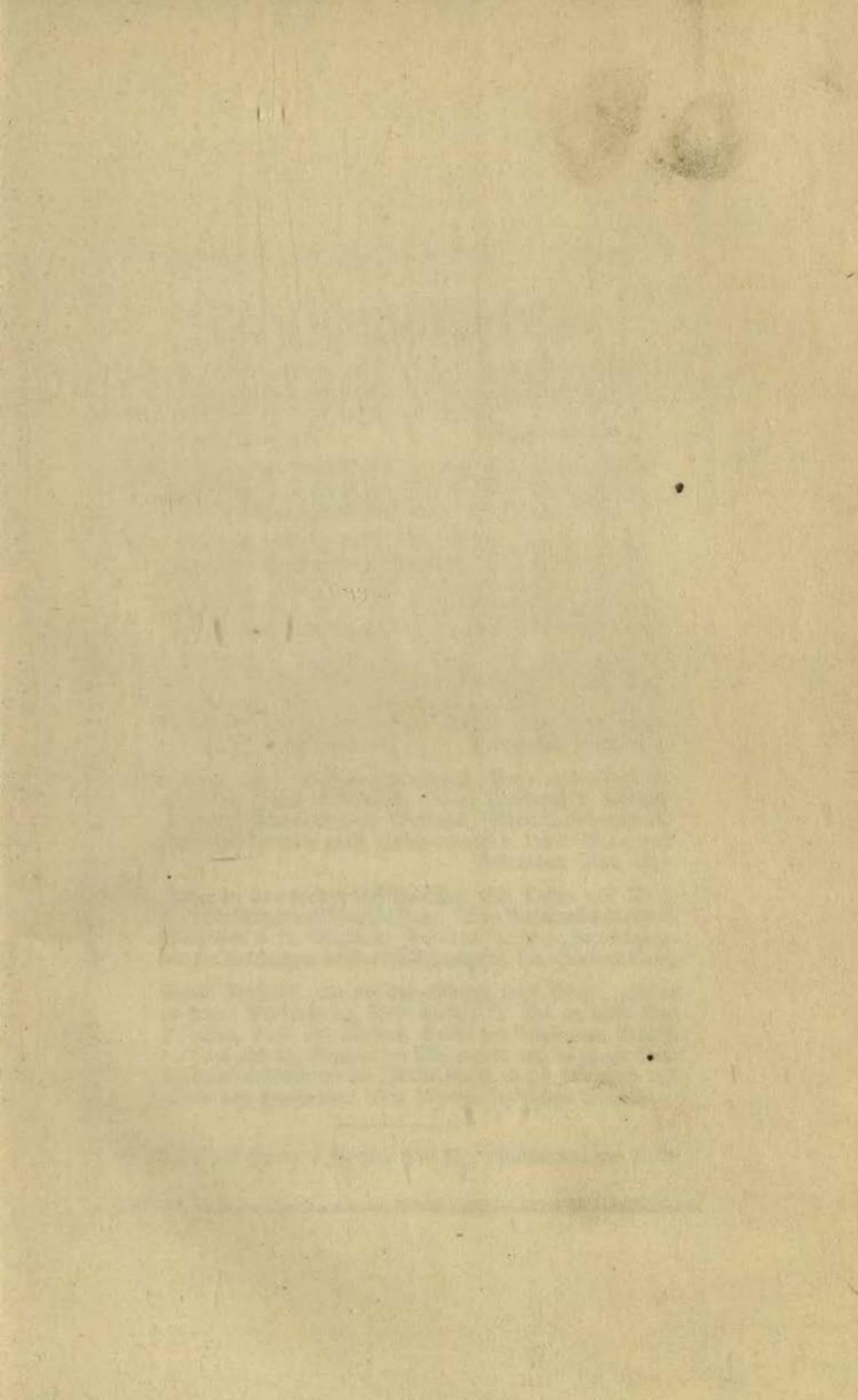
In 4 Jahrzehnten für die Entwicklung des deutschen Jagdzeitungswesens stets vorbildlich gewesen, dient „Wild und Hund“ der Pflege und Förderung der waidgerechten Jagd. Reich illustriert, bringt es laufend wertvolle Beiträge aus allen Gebieten der Hege und Jagd, der Fischwild, der Zucht und Führung von Jagdhunden im In- und Ausland, über Fortschritte und Erfahrungen in der Waffen- und Schießtechnik, Romane, Novellen, Erzählungen und vieles andere mehr.

Deshalb: Wenn eine Jagdzeitung, dann „Wild und Hund“

Probenummer unberechnet

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Paul Parey · Berlin SW 11 · Hedemannstraße 28/29



Die Jagdklassiker

Diezels Niederjagd. Vierzehnte Auflage der Originalausgabe. Herausgegeben von Forstmeister Ernst Klinge. Mit 24 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln und 242 Textabbildungen. Gebunden Rm. 19,80

Die Hohe Jagd. Herausgegeben von ersten deutschen Jagdschriftstellern. 5. Auflage. Mit 271 Textabb. und 32 zum Teil farbigen Kunstdrucktafeln. Gebunden Rm. 15,—

Das deutsche Waidwerk. Ein Lehr- und Handbuch der Jagd von Ferdinand von Raessfeld. Illustriert von Carl Wagner. Vierte Auflage, herausgegeben von E. Graf Silva Tarouca. Mit 310 Textabbildungen und 18 zum Teil mehrfarbigen Tafeln. Gebunden Rm. 22,—

Das Rotwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd des heimischen Edelmwildes in freier Wildbahn. Von Ferdinand von Raessfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 180 Textabbildungen und 6 Farbentafeln nach Zeichnungen von Carl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Das Rehwild. Naturbeschreibung, Hege und Jagd der Rehe in freier Wildbahn. Von Ferdinand v. Raessfeld. Dritte, neubearbeitete Auflage. Mit 8 Tafeln und 315 Textabbildungen nach Zeichnungen v. Carl Wagner. Gebunden Rm. 15,—

Die Hege in der freien Wildbahn. Ein Lehr- und Lernbuch für Jäger und Jagdbesitzer. Von Ferdinand v. Raessfeld. Illustriert v. C. Wagner. Zweite Auflage, herausgegeben v. Oberstjägermeister Ulrich Scherping. In Vorbereitung.

Etwas ähnliches, wie die aufgeführten sechs Bücher, gibt es in keiner Literatur der Welt wieder; sie sind in ihrer Umfassung, Tiefe des Wissens, Größe der Erfahrung, Schärfe der Beobachtung, Klarheit der Wiedergabe und in ihrem überwältigenden Reichtum der Illustrierung einzig geblieben und bilden das Fundament jeder höheren jagdlichen Praxis.

12121